Langewiesche

Elberfeld und Barmen.

Beschreibung und Geschichte

dieser

Doppelstadt des Wupperthals,

nebst

besonderer Darstellung ihrer **Industrie**, einem Ueberblick der

Bergischen Landesgeschichte 2c.

In Verbindung mit den Herren

C. Siebel, C. Coutelle, C. R. Hötte und C. Pöls

herausgegeben

von

Wilhelm Langewiesche.

Hoch — Berg und Thal
Viel tausendmal!

Barmen, 1863.

W. Langewiesche's Verlags- und Sortiments-Buchhandlung.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Den verehrten Häuptern unseres Thals:

Herrn Geheimen Regierungsrath

Emil Lischke,

Oberbürgermeister von Elberfeld, Ritter ꝛc.

Herrn Regierungsrath

Wilhelm August Bredt,

Oberbürgermeister von Barmen, Ritter ꝛc.

und

Herrn

Hermann Hirsch,

Königlichen Polizei-Präsidenten von Elberfeld und Barmen, und Landrath beider Stadtkreise, Ritter ꝛc.

hochachtungsvollst gewidmet

von dem Herausgeber und Verleger.

Vorwort.

Vorab sage ich meinen geehrten Mitarbeitern an diesem Werkchen meinen innigsten Dank. Ich meine nicht blos die Herren C. Coutelle und C. R. Hötte, von denen jeder (— von einer unwesentlichen kleinen Einschaltung abgesehen —) einen vollständigen Hauptabschnitt des Buches ganz selbstständig verfaßte, und Herrn Carl Siebel, welcher den poetischen Prolog, wie auch einige Prosasätze über Theater, Musik, Malerei und Poesie (auf Seite 21, 23) beisteuerte. In einem weiteren Sinne haben noch Viele mitgearbeitet: Behörden, Beamte, Pfarrer, Inspectoren, Directoren, Vereinsvorstände, Baumeister u. s. w. lieferten bereitwilligst die mir von ihnen speziell erbetenen Notizen, so weit es ihnen thunlich war, und auch noch von anderen wackeren Bewohnern und Freunden unseres Thals wurden mir werthvolle Schriften und Nachrichten — auch Urkunden — zur Einsicht und Benutzung anvertraut. Der Unermüdlichste im Herbeischaffen geeigneten Materials war Herr Carl Pöls, Aeltester der lutherischen Gemeinde in Elberfeld. Es stand ihm dabei nicht nur das reiche Archiv dieser Gemeinde zur Verfügung, sondern auch eine von ihm aus eignem Interesse angelegte und fortgeführte Privatsammlung geschichtlicher Nachrichten. Von ihm rührt auch fast wörtlich die in die Ortsbeschreibung von Elberfeld eingeflochtene Schilderung der früheren Beschaffenheit der Kluse her, so wie das Wesentlichste der auf der zweiten Hälfte der Seite 135 und auf den Seiten 136 und 137 enthaltenen Beiträge zur Sittenschilderung. Also ihm noch besonders, — aber Allen gilt mein Dank.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

Ich glaube, dies Göthe-Wort an die Poeten paßt nicht minder für die Geschichtsschreiber, selbst für die bloßen Ortschronisten. — Auch in unserem Thale pulsirt und wogt — schon seit lange — ein volles Leben, ein vielfach verschlungenes Leben zusammenwohnender Menschen. Dieses in seinem geschichtlichen Laufe zu packen, wirklich und richtig zu erfassen, war der wichtigste Theil der mir gestellten Aufgabe. Wäre mir das gelungen, — ich bin gewiß, so wäre mein Buch auch interessant. Ist es dies nicht, so liegt die Schuld nicht am Stoffe, sondern an meiner unzulänglichen Befähigung.

Meine Quellen waren: die bisher erschienenen Bücher über die Elberfelder und Barmer Geschichte, von Brüning, Sonderland, Knapp, Rocholl und Huthsteiner, Liesegang, Robert ꝛc. — Die einschlagenden Aufsätze und Mittheilungen in der Elberfelder und der Barmer Zeitung, dem Elberfelder Kreisblatt, dem Täglichen Anzeiger, dem Kirchlichen Anzeiger, dem ehemaligen Westphälischen Anzeiger, der Rheinischen Monatsschrift und andern Blättern, — Einzelnes in Büchern meist anderartigen Inhalts, z. B. von von Steinen, Borheck, Aschenberg, Jung-Stilling, Knapp, Montanus, Göbel, Krug, Leipoldt, Jaspis ꝛc., — das Regierungsarchiv in Düsseldorf, — (indirect) verschiedene Orts- und Kirchenarchive, — überhaupt die laut obiger Danksagung mir mitgetheilten amtlichen und privatlichen Angaben und Aktenstücke, und was ich sonst irgendwie zu erlangen wußte, — bei 25jähriger Forschung und Beobachtung.

Daß so vielseitige und dabei großentheils nur sekundäre Quellen, auch manches Zweifelhafte, manches innerlich Unwahrscheinliche, manche Abweichungen und Widersprüche enthielten und daher fast durchweg einer sorgfältigen Kritik bedurften, ist wohl selbstredend. Leider konnte ich dabei lange nicht so oft, wie ich wünschte, auf die primitiven Quellen, auf Urkunden ꝛc. zurückgehen. Als ich z. B. im Schwelmer Gerichts-Archiv über einen Punkt (— die Abhaltung von Hofgerichtssitzungen auf Wichlinghausen durch Schwelmer Richter —) Belehrung suchen wollte, erfuhr ich nur, daß alle solche alte Akten, nicht nur dort, sondern auch anderwärts, vor so und so viel Jahren verkauft und eingestampft worden seien! Zu Beyenburg wurden bei Secularisirung des dortigen

Klosters große Haufen alter und gewiß historisch-wichtiger Papiere auf freiem Felde absichtlich verbrannt u. s. w.! Unter solchen Umständen war es mir beim besten Willen nicht möglich, über alles Zweifelhafte meines Materials in's Klare zu kommen und ebensowenig, die sämmtlichen bedauerlichen Lücken desselben auszufüllen. Ich habe aber alles, was ich hatte, nach bestem Vermögen zu prüfen, zu sichten, zu ordnen, einzukleiden und zu verwenden, überall das Richtige zu treffen gesucht, und wo ich über etwas in Zweifel blieb, dies auch meist ausgesprochen oder angedeutet. — Nur ein Schelm gibt mehr als er hat; irgend etwas Stoffliches eigenmächtig hinzuzufügen oder wesentlich abzuändern, habe ich mir streng versagt. Insofern also fühle ich mich frei. Aber ich muß bekennen, daß trotz aller Mängel und Lücken meines Materials dieses dennoch reich genug war, um vieles vom wirklichen historischen Leben unseres Thals darin packen und auch Anderen greiflich und anschaulich machen zu können. Möchte es mir wenigstens nicht ganz mißlungen sein! Jedenfalls werden, auch wo ich keine Zweifel hatte, noch Irrthümer und Mißgriffe genug mitunterlaufen. Ich bitte nicht um Nachsicht, sondern um Berichtigung derselben — im Interesse der Geschichte.

Außer nach Wahrheit, Klarheit, Anschaulichkeit 2c., strebte ich besonders nach Unparteilichkeit. Dies Wort bedeutet aber nicht etwa: über Recht und Unrecht, Sittliches und Unsittliches, Liebe und Lieblosigkeit urtheillos und gleichgültig hinweggehen. Hätte ich das gethan, so dürfte ich — glaube ich fast — zu den „Lauen" gezählt werden, die nicht kalt und nicht warm sind, und von denen Christus sagt, daß er sie ausspeien wolle aus seinem Munde.

Jede Geschichtsarbeit, auch eine simple Ortschronik, muß vielmehr, wenn sie sich irgend über die niedrigste Stufe ihrer Gattung erheben will, nothwendig Urtheil enthalten, — — wenn's an dieser Stelle nicht zu kühn klänge, so würde ich sagen: sie muß mehr oder minder ein Gericht über die Vergangenheit sein, wenigstens in Bezug auf diejenigen Partieen des Stoffes, welche in die eben bezeichneten Kategorieen fallen und spruchreif sind. Jedoch braucht der Geschichtschreiber durchaus nicht immer sein Urtheil motivirt auszusprechen; meist genügt es vollkommen, wenn er's nur leise andeutet oder nur aus den objectiv vorgeführten Thatsachen wortlos hindurchscheinen läßt.

Unparteiisch nun ist sein Urtheil, seine Darstellung dann, wenn er, unbestochen von Person, Stand und Partei, die Charaktere, Handlungen und Ereignisse, wie sie aus dem vorhandenen Material nach gewissenhafter Prüfung sich ergaben, nach den ewigen Grundsätzen des sittlichen Rechts und der Humanität beleuchtet, — wenn er nach allen Richtungen hin mit gleichem Maße mißt, und sich nicht im mindesten dadurch beirren läßt, ob er einen Fürsten oder einen Unterthanen, einen Patrizier oder einen Plebejer, einen Geistlichen oder einen Laien, einen Anhänger von dieser oder von jener politischen oder religiösen Partei, einen Gläubigen oder einen Zweifler u. s. w. vor sich hat. Nichturtheilen ist indeß immer noch viel besser, als parteiisch, anmaßend und ungerecht urtheilen.

Glaubenssätze und Religionsansichten — wenn er auch noch so viel Werth auf ihre Wahrheit und Reinheit legt, — gehören an sich nicht vor das Forum und auf den Schauplatz eines Ortsgeschichtsschreibers, — wohl aber ihr Heraustreten in das Leben, ihre Beziehungen zu Handlungen und Ereignissen, ihre Wirkungen für den Ort und die Gesellschaft.

In jeder Geschichte unseres Thals namentlich darf, wenn man nicht auf ihren interessantesten Theil verzichten will, das Wichtigste aus der örtlichen Religionsgeschichte nicht fehlen.

Das sind einige der Grundsätze, die mich leiteten. Möchte man finden, daß ich nicht allzuweit hinter ihnen zurückgeblieben sei!

Die ausgeführtere Geschichte brachte ich, der Ankündigung gemäß, nur bis zur preußischen Periode. Die der letztern, welche des Wichtigen und Interessanten noch besonders viel enthält, hoffe ich, so Gott will und die Leser es wünschen sollten, einmal späterhin, nachdem meine betreffende Quellensammlung die erforderliche Vollständigkeit erlangt haben wird, nebst den bis dann sich ergebenden Veränderungen der Topographie, in ähnlicher Weise bearbeiten zu können. Manche dahin gehörige Notizen enthält das Buch aber schon jetzt. Zudem wurden unserer Gegenwart drei ganze Hauptabschnitte gewidmet, und Herr Hötte führte die Geschichte der Industrie bis zu unseren Tagen durch.

Schwer wurde es mir, in dem Ueberblick der bergischen Landesgeschichte so kurz zu sein, wie es der Plan meines Buchs erheischte. Fast nur bei der Ermordung des Erzbischofs Engelbert ließ

ich hier meiner Feder in dem historischen Gleise ihren freien Lauf, aber auch da noch mit Ausschluß bald sich anderwärts anreihender ergreifender Scenen. Wie gern hätte ich z. B. den Glanzpunkt der bergischen Kriegsgeschichte, die Schlacht bei Worringen, ausführlich geschildert! wie gern auch das romantische Leben des gräflichen Brüderpaares Adolf und Eberhard! wie gern die tragische Geschichte der Herzogin Jakobe und so vieles Andere! Vielleicht findet sich zur Abfassung einer vollständigeren bergischen Geschichte auch noch einmal Zeit.

Wer wollte nicht gern mit der Geschichte Derer sich befassen, welche unsere Vorfahren waren, wenigstens vor Zeiten auf demselben Boden wandelten, den jetzt unser Fuß betritt, — die auch vielfach unserem Wirken und unseren Zuständen Bahn brachen und nun von derselben Erde, die gegenwärtig uns ihre Blumen und Disteln, ihre Rosen und Dornen darbeut, zugedeckt sind, schlafend den heiligen Todesschlaf?

Ich bin mir bewußt, daß ich in diesem Buche, bei allem Trachten nach objectiver und subjectiver Wahrheit, mit einer wirklichen Pietät an's Werk ging. — Wenn dennoch dasselbe in den vergangenen Jahrhunderten die Lichtseite des Thals und seiner Bewohner im Ganzen kleiner, die Schattenseite größer erscheinen läßt, als in unserer Gegenwart, so darf ich versichern, daß das aus dem vorhandenen Material ganz von selbst hervorging. Jeder andere Bearbeiter desselben, wenn er nicht sich selbst oder seine Leser belügen will, wird meines Erachtens zum gleichen Resultate gelangen, — ich glaube auch in der bergischen, in der preußischen, in der deutschen Geschichte, ja in der Geschichte der Menschheit, wenn auch nur im großen Ganzen. Wohl ist Einzelnes schlimmer geworden im Laufe der Zeiten; wohl treten aus der Vergangenheit einzelne Lichtgestalten hervor, wie die augenblickliche Gegenwart sie kaum oder nicht bietet; wohl giebt es auf kleinen und selbst auf großen Feldern momentan weitgreifende Rückschritte: aber im Ganzen ging und geht es vorwärts, im Wupperthal und in der Welt, und nicht nur in der äußeren Lebensgestaltung, nicht nur in intellectueller, socialer und politischer Beziehung, sondern auch auf dem sittlichen Gebiete. Warum sollten wir uns dies verbergen? Entspricht es doch unserm Glauben an eine, die menschliche Freiheit nicht aufhebende und doch wirkliche, göttliche Leitung! Und demüthig, recht von Herzen demüthig zu sein, haben wir Ursache übergenug, wenn

wir nur das noch so unendlich ferne gottgesetzte Ziel der Menschheit, die Vollkommenheit, und daneben unsere, trotz aller äußern und innern Errungenschaften nach allen Seiten noch so klägliche Unvollkommenheit in's Auge fassen. Unwiderleglich wahr aber ist, daß, von partiellen Verirrungen abgesehen, unser Ziel nicht **rückwärts**, sondern **vorwärts** liegt. Strecken wir also uns nach dem, was **vor** uns ist! — Frischen Muth und neue Kraft zum Vorwärtsschreiten zu sammeln, das ist auch der wahre Zweck jedes **Rückblickes in die Vergangenheit**, — also auch aller **Geschichte**, selbst dieser meiner Ortsgeschichte des Wupperthals.

Wilhelm Langewiesche.

Inhalt.

Berichtigungen.

Seite 17 Zeile 20, statt eine lies: einer.

„ 19 „ 9, lies: der Elberfelder gegründet 1849, der Barmer 1854.

„ 32 „ 2, in denjenigen Exemplaren, in welchen „nachtheiligen“ steht, lies: benachtheiligenden.

„ 33 „ 4 von unten, statt 1818 lies: 1808.

„ 72, 73 u. f. (auch 16), statt Dickerstraße lies: Diekerstraße. (Erstere Form wurde zwar oft gebraucht, selbst von Behörden, ist aber unrichtig, weil die Benennung erwiesener Maßen von „Diek“ (= Teich, Weiher) herstammt und auch der jetzige Anschlag an den Endpunkten dieser Straße richtig Diekerstraße lautet.)

„ 83 Zeile 1 von unten, statt 1841 lies: den 28. August 1842. (Auch Ihre Majestät die Königin Elisabeth war bei der Enthüllungsfeier anwesend.)

„ 99 „ 2, statt die Geschichte lies: die vollständige Geschichte.

„ 121 „ 16, lies: der sich nun.

„ 160 „ 13, statt 1655 lies: 1555.

„ 179 „ 10 von unten, statt Garnfeld lies: Garenfeld.

„ 179 „ 14 von unten, statt ver= lies: erlangten.

„ 180 „ 9 von unten, statt 9 Uhr lies: 6 Uhr.

„ 181 „ 6, statt auf kurze Zeit lies: auf eine Reihe von Jahren, nämlich von 1752 bis 1784. (Das Frühgeläut um 4 Uhr geschah jedoch, wie wir nachträglich erkannten, nur auf Weihnachten, wo auch — um 5 Uhr — eine Christnachtpredigt gehalten wurde, und es kann daher jenes allerdings auch als eine vorläufige Einladung zu dieser betrachtet werden.

„ 191 „ 14, statt Andeutungen lies: Hindeutungen.

„ 199 „ 13 von unten, stat alte lies: alle.

„ 201 „ 10 von unten, statt würde lies: wurde.

„ 209 „ 17 von unten, statt Gräfe lies: Grafe.

„ 221 „ 8 von unten, setze nach dem Punkt hinzu: Leider scheint dieser Pastor, H. Rebenscheid war sein Name, ein höchst unmoralischer Mensch gewesen zu sein. 1680, als er sogar des Ehebruchs beschuldigt, auch wohl überführt war, und nichtsdestoweniger in gewohnter Weise die Gemarker Kanzel betrat und zu predigen anhub, stimmte auf Verabredung die versammelte Gemeinde mit lauter Stimme den 119. Psalm an und dann auch noch das Lied: „O Mensch, bewein' dein Sünde groß ꝛc.!“, dergestalt, daß er nicht weiterreden konnte und abtreten mußte. Gleich nachher wurde ihm auch in Schwelm die Kanzel verboten.

„ 222 „ 8 — 10 von unten zu streichen.
(Die Reliquie bei Herrn W. halten wir nämlich nach genauerer Besichtigung nicht mehr für den betreffenden Armenstock aus Schwelm, sondern für den ersten Gemarker kirchlichen Armengeldbehälter. Eine auf der Innenseite seines Deckels befindliche [nicht ursprüngliche] Inschrift spricht sich darüber deutlich aus, erzählt aber auch die „Druht“=Geschichte und gab dadurch Veranlassung zu dem Irrthum.)

„ 234 „ 3, statt erschienen lies: erscheinen.

235 „ 8, nach „wir“ füge hinzu: so.

Der Heimath.

Prolog

von

Carl Siebel.

Gruß.

Nach langer Wanderschaft zur Heimath verschlagen,
Such' ich sie auf, die grünenden Hügel,
Wo ich ein Knabe,
Ein spielender, stürmender,
Unbändiger Knabe
Glückliche Zeiten gesehn!

Der Frühling streut weiße Flocken
In's Grün der Bäume;
Die rothen Wolken, silberumsäumt,
Steigen empor, und bläulicher Duft
Wandert leise über die Matten.

Das ist die Zeit, wo des Friedens Geist,
Der Geist der Ruhe, das Thal beschattet. —
Die rauchenden Thürme,
Die Thürme des Geistes der Arbeit,
Strömen ihren Hauch
In die Wolken der Ruhe hinein,
Und er wandert mit ihnen
Ueber die Hügel
Und wird, wie sie,
Ein Wölklein des Friedens!

Gruß, Geist der Arbeit, Dir!
Der Friedenswolke wird,

Wenn rast- und ruhelos
Ein Tag verschied!

Gruß, Geist der Arbeit, Dir!

Im Hirne wohnend,
In der Hand zu Haus
Bist Du die Macht,
Die auf dem Erdenrund
Das menschlich Große schafft,
Bist Du der Geist,
Der Städte niederreißt,
Die Dich verläugnen;
Der Flecken wählt zum Wohnsitz seiner Thaten,
Der Hütten umschafft zu Palästen!

Gruß, Geist der Arbeit, Dir!
Geist meiner Heimath! — —

Nun ist der Ruhe Zeit! —
Der Mond geht auf;
Viel tausend Lichtlein erwachen im Thal,
Und jedes Lichtlein strahlt seiner Welt!

O, nennt sie nicht klein,
Diese kleine Welt! —
O, nennt sie nicht klein, die herrlichste, glücklichste Welt,
Die Welt der Familie!

Ich schreite zu Thal
Und heb' meine Hände; —
Mir ist, ich müßte jed' Lichtlein segnen,
Das hinter Scheiben empor mir lächelt:
„Gott segne die Heimath!“

Sonett.

Der Wahrheit Schmuck in Dein erhob'nes Haupt! —
Man hat geschmäht Dich, Städte=Zwillingspaar,
Ein Aschenbrödel, dessen Kleid bestaubt,
Zerrissen selbst, durch stete Arbeit war. —

Die Arbeit hat Dir keinen Glanz geraubt!
Stolz stehst Du da in Deiner Schwestern Schaar; —
Dein Hügellager ist vom Lenz umlaubt,
Des Fleißes goldne Krone schmückt dein Haar!

Erkenn' Dich selbst! — Schau' in die Jugendzeit,
In Deiner Kindheit Tage schau' zurück!
Fühl' der vergangnen Zeiten Lust und Leid,
Grüß' Deiner Gegenwart getreues Glück!
Erkenn' Dich selbst! und Deutschland wird Dich kennen
Und Dich mit Stolz als Lieblingstochter nennen!

I.

Die beiden Städte als Doppelstadt.

Elberfeld und Barmen — sind sie nicht wie jene siamesischen Zwillinge, welche, obwohl keineswegs in allen Stücken harmonirend, so fest mit einander verwachsen waren, daß man sie lebendig nicht trennen konnte?

Man kann über Barmen nicht schreiben, ohne auch Elberfeld, und über Elberfeld nicht, ohne auch Barmen zu berühren. Um aber dennoch zu einer getrennten Behandlung gelangen zu können, heben wir zuförderst das Gemeinsame und Gegenseitige aus dem Stoff heraus, — nicht nur hier bei der Ortsbeschreibung, sondern auch später bei der Geschichte.

Barmen und Elberfeld sind zwei zum rheinprovinzlichen Regierungsbezirk Düsseldorf gehörende, von einander unabhängige bürgerliche Gemeinden, — Oberbürgermeistereien, — deren jede seit Kurzem auch sogar einen besonderen landräthlichen Kreis für sich ausmacht. Und doch sind sie dergestalt mit einander verbunden, verschmolzen und verwachsen, daß es ohne besondere Ortskenntniß oder Belehrung rein unmöglich ist, die Gränzen zwischen beiden irgendwie zu erkennen. Nicht etwa bloß ihre weitern Gebiete, ihre Kirchsprengel oder Landbezirke, sondern die Stadtbezirke selbst stoßen unmittelbar an einander. Auf dem vom Mittelpunkte der einen nach dem Mittelpunkte der andern Stadt führenden Hauptverbindungswege bildet das nördliche Ende der noch zu Barmen gehörenden Haspeler Wupperbrücke die Gränzlinie. Hier sind das äußerste Haus von Barmen und das äußerste von Elberfeld lediglich durch die gar nicht bedeutende Breite des Flusses oder Länge der Brücke von einander geschieden. Etwas südlich von diesem Punkte, in einem Theile der größtentheils zu Barmen gehörenden Bendahlerstraße, bildet ein unter dieser hergeleitetes, dann unmittelbar an ihr vorbei

nach der Wupper fließendes ganz kleines Gewässer, der Böhler-Bach genannt, die Gränze, und zwar so, daß hier ein Haus an der westlichen Seite der schmalen Straße zu Elberfeld, ein gegenüber an der östlichen Seite stehendes zu Barmen gehört. Auch im Norden der Haspeler Brücke, an der vom Neuenteich in Elberfeld nach dem Loh in Barmen führenden Chaussee gehört eine Häusergruppe, „am Osterbaum" genannt, theils zur einen, theils zur andern Gemeinde.

Abgesehen von der getrennten Verwaltung erscheinen also Elberfeld und Barmen in Wahrheit als eine einzige Großstadt. Vollständiger freilich noch wird dies der Fall sein, jemehr Unterbarmen, der westliche große Hauptstadttheil von Barmen, durch fernere Neubauten seine hier und da jetzt noch etwas unterbrochenen Häuserreihen schließt und zugleich die Elberfelder Gränzparthie ihre nur noch wenigen leeren Räume mit Häusern füllt.

Schon jetzt steht diese Doppelstadt trotz ihrer Jugend, an Häuser- und Seelenzahl selbst dem altberühmten, fast 2000jährigen Cöln nicht wesentlich mehr nach. Sie hat nicht nur eine gewiß außerordentliche Länge von zwei Stunden Gehens, sondern stellenweise auch schon eine recht respectable Breite. Weil sie von der Wupper, als von einer Haupt-Lebensader, der Länge nach durchströmt wird und den wichtigsten Theil des Flußthales ausfüllt, so nennt man sie häufig schlechtweg das Wupperthal.

Ihre industrielle Bedeutung, die von kundigerer Hand eine eingehendere Würdigung finden wird, ist so groß, daß man, auf deutschem Boden vergeblich nach ihres Gleichen sich umschauend, nicht selten sie auch schon als das deutsche Manchester bezeichnet hat.

Schon bei flüchtigstem Ueberblick wird dem Fremden die hier herrschende großartige industrielle Thätigkeit mehr oder weniger in's Auge fallen. Nicht nur an den vielen hohen Dampfmaschinen-Schornsteinen und großen Fabrikgebäuden wird er sie erkennen, sondern namentlich auch an der Beschaffenheit und Benutzung der Wupper.

Dieses für unser Thal so segensreiche Flüßchen, in seinem oberen Gebiete früher allgemein und mitunter noch jetzt Wipper genannt, entspringt in unmittelbarer Nähe des zum Regierungsbezirke Cöln, zum Kreise Gummersbach und zur Bürgermeisterei Marienhaide gehörenden Bauernhofes Holzwipper, — ungefähr 1150 Fuß über

der Meeresfläche. Bald nachher wird es durch zwei, bei Wildenkuhlen, unweit Kierspe in der Grafschaft Mark entquellende Bäche, welche Lingesche und Karspe heißen, und späterhin durch noch weitere Einflüsse verstärkt. Nach Berührung von Wipperfürth, Hückeswagen und Beyenburg, und die bergisch-märkische Gränze bildend, erreicht die Wupper unweit der Bockmühl das Gebiet unserer Doppelstadt, die ihrer ganzen Länge nach von ihr bespült und durchströmt wird. Hat sie schon vorher vielfach dienen müssen, so wird sie hier in noch ganz anderm Maaße in Anspruch genommen. Sie treibt hier hunderte von industriellen Rädern, liefert gar zahlreichen Bleichen, Färbereien und andern Anstalten, wie auch zu häuslichen Verrichtungen, das benöthigte Wasser. Stoffe mannichfacher Art muß sie dabei in solcher Masse in sich aufnehmen, daß sie zuletzt oft kaum noch als Wasser zu erkennen ist. Man darf behaupten, daß jeder Tropfen von ihr vielfach benutzt wird. — Allein, so geduldig sie sich meist allem unterwirft, so hat sie doch auch Zeiten, wo sie sich grimmig zu rächen sucht. Wenn nämlich im Winter oder Frühling der Schnee in ihren oberen Berggegenden etwas ungewöhnlich schnell sich auflöſ't, und auch sonst nach bedeutenden Regengüssen, wird die Wupper leicht zu einem reißenden Strome, bringt mit ihrem schäumenden Wogenschwall verderbend und zerstörend in viele Straßen unserer Städte, so hoch mitunter, daß die Verbindung zwischen manchen Häusern nur mittelst Wagen, Karren, Kähnen und Kübeln bewerkstelligt werden kann. Selbst Opfer an Menschenleben kamen dabei nicht so ganz selten vor. Doch dauert solche überströmende Wuth nie lange; ihrem Höhepunkt folgt sofort die Abnahme, und in höchstens einigen Tagen ist der alte Frieden völlig hergestellt, von der Wildheit eines empörten Stromes, einige nachgelassene Spuren abgerechnet, nichts mehr zu gewahren. Uebrigens besteht gegenwärtig die Absicht, das Flußbett, welches in unserm Thale durchschnittlich eine Breite von wenigstens 70 Fuß hat, im Sommer bei anhaltender Dürre aber zuweilen beinahe trocken ist, vor und nach gehörig zu reguliren und dadurch weiteren Uebertretungen vorzubeugen. — Fische sieht man in der Wupper auf unserm Gebiet fast nur noch bei Flutzeiten. Unterhalb Sonnborn jedoch und weiterhin, wo sie ihre frühere Klarheit wiedererlangt, den Schmutz der Städte von sich ausgeschieden hat, finden sich auch zahlreicher des

Flusses schwimmende Pfleglinge wieder in ihm ein. Bei der Evertsau tritt die Wupper in den Kreis Solingen, und zwischen Wißdorf und Rheindorf, nicht weit von Opladen, ergießt sie sich in den Rhein, — dem sie namentlich aus unserm Thale gewiß viel zu erzählen haben wird. Auf ihrem ganzen, 22,000 Ruthen langen Laufe, von der Quelle bis zur Mündung, nimmt sie 36 Bäche in sich auf. Nur wenige kleine Strecken von ihr werden mit Nachen befahren; — auf einer sah man auch sogar schon ein Duodez- oder Liliput-Dampfschiffchen. Im Allgemeinen ist sie aber leider weder flöß- noch schiffbar, — was wohl mehr noch in zu unregelmäßiger Boden- und Uferbeschaffenheit, starkem Gefälle und zu Industriezwecken angebrachten Stauungen, als in unzulänglicher Wassermasse seinen Grund hat. In der Nähe ihres Ausflusses hat sie bei mittlerem Wasserstande eine Breite von 60 und eine Tiefe von 4 Fuß, und reicht dann nur noch stark 114 Fuß höher als der Meeresspiegel.

Unsere Gebirge zu beiden Seiten des Flusses sind nicht gerade hoch, — die höchsten Kuppen nur 900 bis 1000 Fuß absoluter Höhe. Wer aus der Schweiz kommt, wird sie nur als Hügel gelten lassen wollen. Aber sie tragen doch ungemein viel zur Schönheit der Gegend bei, und bieten auf manchen Punkten herrliche, das Besteigen reich lohnende Aussichten. Die meist schroffere und muldenreichere Nordseite des Thales hat im Allgemeinen Kalk- und Sandstein unter leichterem, die Südseite dagegen, bei meist sanfterer Abdachung, ausschließlich Grauwacke und Thonschiefer unter schwererem Boden. Die Nordseite ist in manchen Bergpartieen wasserlos, die Südseite dagegen reich an Quellen.

Das Klima des Wupperthales erscheint nicht so ungünstig, wie oft behauptet wurde. Die Lage der Gebirge veranlaßt, daß West- und Nordwestwinde meist vorherrschend sind und oft Wolken und Regen bringen. Doch zeigt sich in der Regel bei uns an trüben Tagen der Gesundheitszustand befriedigender als an klaren. Und im Allgemeinen ist erweislich hier die Sterblichkeit sogar geringer als in den meisten Städten ähnlicher Größe. Wenn rheumatische und gastrische Krankheiten, auch sogar schwindsüchtige und überhaupt schwächliche Personen, nichts desto weniger etwas häufig im Wupperthale vorkommen, so dürfte das seinen Hauptgrund in der Lebens- und Beschäftigungsweise und in dem zu engen Zusammenwohnen der betreffenden Bevölkerung haben.

Die Temperatur steigt selten über 20 Grad Wärme, fällt noch seltener unter 6 Grad Kälte. Die durchschnittliche Mittelwärme soll stark 7 Grad Reaumur sein und der durchschnittliche athmosphärische Niederschlag gegen 25 Pariser Fuß im Jahre betragen.

Die Eisenbahn, welche beide Gemeinden in der Längenrichtung von Westen nach Osten durchläuft und an zwei Stellen auch eigentliche Stadttheile durchschneidet, ist die Bergisch-Märkische. Sie hat für jede unserer beiden Städte zwei Bahnhöfe; von den beiden Elberfelder dient jedoch der kleinere, in der Steinbeck, nur noch dem Güter-, nicht mehr dem Personenverkehr. Fertig wurde sie Ende 1848; die Düsseldorf-Elberfelder Bahn, seit der Vereinigung im Jahre 1858 ein Theil von ihr, ward jedoch schon seit Ende 1838 von Düsseldorf bis Erkrath und seit Anfangs September 1841 bis Elberfeld-Steinbeck befahren.

Die höhere Justiz, nämlich das Landgericht, das Geschwornengericht und das Handelsgericht, ist für beide Städte gemeinschaftlich; ebenso das Haupt-Steueramt und die Handelskammer, so wie Verschiedenes, worauf wir weiter unten kommen. — Auch die Polizei beider Städte hat in einem Polizei-Präsidenten eine gemeinschaftliche Spitze, und gegenwärtig steht dieselbe zugleich den Landrathsämtern beider Kreise vor.

Außer Industrie und Handel ist es besonders die religiöse Physiognomie unseres Wupperthals, welche demselben seit Alters ein eigenthümliches Gepräge verliehen und ihm auswärts viele gute und böse Gerüchte bereitet hat. Wohl in keiner Stadt des Continents sind die religiösen Bestrebungen und Gegensätze, welche die Gegenwart bewegen, in so lebendigem und großartigem Flusse wie hier. Fast alle kirchlichen Partheibildungen unserer Zeit, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, finden unter uns ihre lebendige Vertretung und erzeugen eine Reibung, welche, obgleich im Allgemeinen durch den Geist der Duldung gemäßigt, bei Gelegenheiten zeitweise so bedeutend werden und auch dem öffentlichen Leben eine so scharf ausgeprägte Gestalt geben kann, daß mancher Zuschauer sich aus deutschen Verhältnissen heraus und in englische oder amerikanische Zustände versetzt glauben dürfte. Weder die Licht- noch die Schattenseiten dieser Thatsache wollen wir irgendwie bestreiten. — Neben den Lutheranern, Reformirten

und Unirt-Evangelischen in der Landeskirche und den Katholiken und Juden finden sich Alt-Lutheraner, Niederländisch-Reformirte, deutschkatholisch und freiprotestantisch Gesinnte, Baptisten, Independenten, Darbysten, Herrnhuter, Nazarener (Wirzianer), Collenbuschianer, Anhänger Jakob Böhme's, Tersteegen's, Jung-Stilling's, Oetinger's u. s. w. Manche dieser Partheien halten sich jedoch innerhalb der einen oder andern größern kirchlichen Gemeinde, und auch viele Theilnehmer an Sekten, die es zu eignen gottesdienstlichen Versammlungen und Gemeinde-Einrichtungen gebracht haben, unterließen es noch, aus der Landeskirche und aus der Gemeinde, welcher sie ihrer Geburt nach angehören, förmlich auszuscheiden.

Was offenbare religiöse Verirrung — wir könnten zum Theil auch sagen: sittliche unter dem Deckmantel der Religion — anbelangt, so haben wir davon ein paar sehr merkwürdige, jedoch nur ältere, in unsern Abschnitt „Geschichte Elberfelds" aufgenommen, hätten aber noch mehrere, auch aus neuerer und neuester Zeit, erzählen können, wenn wir nicht gefürchtet hätten, in geachteten Familien, von denen einzelne Glieder, meist in unschuldigster Weise, darin verwickelt wurden, damit unangenehm zu berühren.

Auch modernes Prophetenthum, bei dem man übrigens nicht gleich an Heuchelei oder bewußten Betrug denken darf, ist noch heute nicht unter uns ausgestorben. Unter anderm z. B. lebt noch ein Mann, ein schlichter, achtungswerther, auch in Sachen des gewöhnlichen Lebens verständiger Bürgersmann, in unserm Thale, welcher der vollsten Ueberzeugung ist, besondere, für die ganze Welt höchst wichtige Offenbarungen erhalten zu haben und dabei trotz seiner demüthigen Erscheinung — er trägt meistens einen blauen Kittel — unter allen Menschenkindern jetziger Zeit zu der höchsten Rolle der Welt berufen zu sein. Nach diesen Offenbarungen nämlich hat, wenn wir richtig verstanden, der allmächtige Gott beschlossen, in ganz anderer Weise als bisher die weltliche und geistliche Regierung in allen Ländern der Erde wieder selbst in die Hand zu nehmen, — nichts desto weniger aber zunächst sich durch ihn, den natürlich in der Offenbarung Johannis vorgesehenen Mann im blauen Kittel, vertreten zu lassen. Der dazu anberaumte Termin ist zwar schon vorübergegangen, ohne daß wir von der großen Weltver-

änderung etwas gemerkt hätten. Das stört aber nicht im mindesten, denn im Prinzip hat sie angefangen, und unser Bevollmächtigter Gottes sandte seitdem mit anerkennenswerthen Opfern seine schriftlichen Rathschläge oder göttlichen Befehle an Könige und Kaiser, Ministerien und Parlamente, wie auch an Geistliche, geistliche Versammlungen und geistliche Behörden, — reis'te auch einmal eigens nach London, um in dieser Welthauptstadt den Beginn des neuen theokratischen Weltalters feierlichst verkündigen zu lassen. Und so oft nun die Zeitungen und Kirchenblätter etwas berichten, was im Einklange mit dem göttlichen Willen zu stehen scheint, sind selbstredend die Briefe unseres Kittelmanns die Veranlassung gewesen, wiewohl es den Empfängern nicht eben leicht geworden sein mag, das Empfangene in seiner ganzen Tiefe zu fassen. Möchten nur alle Menschen so gläubig und treu zu solchen Auserwählten stehen, wie wir! Aber das ist das Untröstliche für diese, daß es selbst in unserm Thale ihnen nicht mehr gelingen will, sich einen irgend befriedigenden Kreis gläubiger Verehrer zu sammeln.

Keine Ironie! — Von wirklichem Leben auf dem religiösen Gebiet, von dem Ernste, mit dem man vielfach in unserem Thale den höchsten Angelegenheiten der Menschenseele nachgeht und die Wahrheit im Uebersinnlichen sucht, oder die wirklich oder vermeintlich erkannte festhält, zeugen auch solche Erscheinungen, zeugt auch die vorhin erwähnte und an sich gewiß zu beklagende Glaubenszersplitterung. Wer die Lehren und dogmatischen Auffassungen *aller* dieser verschiedenen Partheien *lediglich* als Ausflüsse der Gottheit betrachten wollte, der müßte allerdings annehmen, daß — um mit einem neuesten und merkwürdigen Wupperthaler Buche zu reden — „der Geist, der die Welten geschaffen hat," in ähnlicher Weise wirksam sei „wie etwa der Dampf in unsern Dampfmaschinen, — um jeder Confession und jeder Parthei ihr eignes Fabrikat zu erzeugen." — Auf der andern Seite aber wäre es für jede Parthei sehr gefährlich, zu glauben, in *ihr allein* wirke der heilige Geist. Im Allgemeinen ist man indeß so billig, als dessen eigenstes Werk die *Heiligung des Herzens und Lebens* anzuerkennen, wo sie sich findet, — in den übrigen Partheien ebenso wie in der eignen.

Was der Glaube trennt, bindet somit die Liebe wieder zusammen. Und wenn die socialen und sittlichen Zustände ganzer Schichten der

Bevölkerung, wie in allen großen Industriestädten, so auch in unserm Thale, ihre bedenklichen Seiten haben, so ist damit eben ein unmittelbar naheliegendes weites Feld gegeben, auf dem die christlichen Liebesthätigkeiten, die philantropischen Bestrebungen aller Partheien in edlem Wetteifer sich erproben können.

Ein solcher Wetteifer ist denn — Gottlob — auch wirklich in unserm Thale vorhanden, und zwar beschränkt er sich nicht bloß auf dieses heimathliche Arbeitsfeld, sondern wirkt bis in fernste Länder. Fürwahr, die christliche und humane Mildthätigkeit und Freigiebigkeit, so wie die sie anregende und in steter Uebung erhaltende christliche Vereinsthätigkeit, ist wohl kaum irgendwo größer als bei uns. Wäre die Gesammtsumme dessen ermittelt, was in unserm Thale jährlich für die Armen, für die äußere und innere Mission, für Kirchen, Schulen, Kranken-, Waisen- und Rettungshäuser, für Brand- und Wasserbeschädigte und für ähnliche Zwecke hergegeben wird, man würde selbst in manchen viel reicheren Städten sie kaum glaublich finden. Daß namentlich in den weniger bemittelten Ständen Einzelne über ihre Kräfte geben, während Andere ungefährdet weit mehr darreichen könnten, als sie thun, ist allerdings nicht abzuleugnen.

Aus der reichen Zahl unserer christlichen Liebesarbeiten und wohlthätigen Vereine nennen wir hier:

1) Die rheinisch-westphälische Missionsgesellschaft. Sie bildete sich aus der Vereinigung der 1799 gestifteten Elberfelder mit der 1818 gegründeten Barmer Missionsgesellschaft. Ihr Zweck ist Verbreitung des Evangeliums in Heidenländern. Ihre förmliche Constituirung als selbstständige, aussendende Missionsgesellschaft erfolgte mit landesherrlicher Genehmigung im Jahre 1829. — Schon 1825 jedoch hatte die Barmer Missionsgesellschaft ein Missionsseminar in einem Hause der Dickerstraße eröffnet. Als 1832 das am Loh von der vereinigten Gesellschaft erbaute Missionshaus fertig und eingeweiht war, wurde das schon wachsende Seminar in dieses verlegt. Die Gesellschaft arbeitet jetzt auf vier auswärtigen Gebieten: in Südafrika (seit 1830, und zwar an der Westküste, im Capland, Namaqualand und Herorolând), auf Borneo (seit 1836), in China (Provinz Canton, seit 1847), auf Sumatra (seit 1861). Sie zählt gegenwärtig 38 ordinirte Missionare, 10 Lehrer und Katecheten und eine Anzahl farbiger

Nationalgehülfen in ihrem Dienste. Zahlreiche Hülfsvereine in Rheinland und Westphalen, wie weiter auswärts, haben sich der Gesellschaft angeschlossen. Die aus lauter freien Liebesgaben gebildete Einnahme der Gesellschaft belief sich in den letzten Jahren auf durchschnittlich 50,000 Thlr., wovon etwa gut ein Zehntheil aus dem Wupperthale ihr zufloß. Missions-Zeitschriften werden von der Gesellschaft folgende herausgegeben: das 1826 gegründete, alle 14 Tage erscheinende Barmer „Missionsblatt", die in Monatsheften erscheinenden „Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft", und die gleichfalls in Monatsheften erscheinende Jugendschrift „Der kleine Missionsfreund".

Unabhängig von der rheinisch-westphälischen Missionsgesellschaft wirkt der „Missionsverein für Israel", welcher seinen Hauptsitz in Cöln hat, aber in Barmen sein „Missionsblatt für Israel" erscheinen läßt. Dagegen steht der hier nächstgenannte Verein mit dem Barmer Missionshause in unmittelbarer Verbindung.

2) Die evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika. Seit dem Jahre 1837 entsendet dieselbe alljährlich Prediger für Deutsche in den Vereinigten Staaten. Dieselben werden gewöhnlich auf Kosten der Gesellschaft im Barmer Missionshause ausgebildet; jedoch hat sie auch schon eine Anzahl von Geistlichen der Landeskirche, so wie Predigern aus Schleswig-Holstein die Mittel zu ihrer Uebersiedlung nach Nordamerika dargereicht.

3) Die Bergische Bibelgesellschaft, entstanden auf Anregung des Londoner Pfarrers Pinkerton bei seiner Anwesenheit im Jahre 1814. Sie verbreitet in großer Menge Exemplare der heiligen Schrift, und zwar nur ohne Anmerkungen und Noten, und seit 1854 (außer zu den vollen selbstkostenden Preisen) auch nur ohne Apokryphen. Hauptdepot in Elberfeld, bei ihrem Bibliothekar P. L. Troost.

4) Die Wupperthaler Bibelgesellschaft, gegründet 1854, nachdem die Bergische Bibelgesellschaft den Grundsatz, mit Opfern durchaus nur Bibeln ohne Apokryphen zu verbreiten, acceptirt hatte. Sie verbreitet nur Bibeln mit den Apokryphen des Alten Testaments. — Hauptdepot in Barmen, bei ihrem Bibliothekar J. F. Steinhaus.

5) Die Wupperthaler Tractatgesellschaft, — zur Erzeugung und Verbreitung kleiner religiöser Schriften. Ihr Statut ist von

1829, sie selbst aber älter. Sie wurde nämlich einen Tag nach der Gründung der Bergischen Bibelgesellschaft und zwar ebenfalls auf Anregung Pinkerton's gestiftet, und war die erste Gesellschaft dieser Art in ganz Deutschland. Die verkauften Exemplare der von ihr herausgegebenen Traktätchen belaufen sich, zusammengerechnet, schon auf manche Millionen. Hauptdepot in Barmen, bei J. H. J. Biermann.

6) Der Elberfelder und der Barmer Zweigverein der Gustav-Adolph-Stiftung. Letztere verfolgt bekanntlich den Zweck, die in der Diaspora lebenden Protestanten zu Gemeinden zu sammeln, ihnen durch Geldgeschenke zum Bau von Kirchen, Schulen und Pastoraten behülflich zu sein, und bedürftige, schon bestehende Gemeinden in gleicher Weise zu unterstützen. Jahr der Gründung 1843.

7) Die Pastoral-Hülfsgesellschaft hilft armen evangelischen Gemeinden zur Erlangung geeigneter Pfarrer, Hülfsprediger und interimistischer Verwalter des Pfarramts, namentlich auch bei Erkrankungen der Pfarrer, — ohne sich, wie der Gustav-Adolph-Verein, grundsätzlich um den Bau von Kirchen und Schulen zu kümmern. Auch dehnt er seine Wirksamkeit nicht so weit aus wie jener, sondern beschränkt sich auf Rheinland-Westphalen.

8) Die Evangelische Gesellschaft für Deutschland, gegründet in Elberfeld 1848, hat sich ebenfalls die Verkündigung und Ausbreitung des Evangeliums, sowohl in, dem Unglauben verfallenen protestantischen, als auch in überwiegend katholischen Gegenden, zum Ziel gesetzt, und verfolgt dieses besonders mittelst Verbreitung von Bibeln und christlichen Schriften durch Colporteure, die auch mündliche Ansprachen halten, aber auch durch Aussendung von kanzelberechtigten Reisepredigern. Hauptdepot ihrer Schriften in Elberfeld. — Monatlich erscheinen „Berichte der evangelischen Gesellschaft."

9) Der Evangelische Brüderverein, gegründet 1850. Hauptsitz in Elberfeld. Sein Zweck ist die Verkündigung des lautern Evangeliums, zunächst in Rheinland und Westphalen. Er geht davon aus, daß dazu jeder gläubige und begabte Christ ebensowohl berechtigt sei, als die angestellten Pfarrer der Gemeinden. Auf die confessionellen Unterschiede innerhalb des biblischen Glaubens legt der Verein wenig Gewicht, um so mehr auf das, was er als die Hauptsache des Christenthums erkennt. Demgemäß werden in den Bibel- und Andachts-

stunden des Brüdervereins nicht bloß von Theologen, sondern großentheils von Laien, überhaupt aber von Brüdern des Vereins, die Reden gehalten. Und Christen verschiedener Confessionen nehmen an ihm Theil. Viele, wo nicht die meisten Mitglieder gehören indeß zu der Wupperthaler, von der Landeskirche getrennten Independenten- oder (gläubig) „freien evangelischen Gemeinde", die in Barmen ihr gemeinsames Gotteshaus hat.

10) Der Elberfelder und der Barmer Erziehungsverein, gegründet 1849, erkennen als ihre Aufgabe, für die leibliche, geistige und geistliche Erziehung und Pflege armer, verwahrloseter Kinder zu sorgen, besonders mittelst Unterbringung in christlichen Familien. Beide zusammen haben gegenwärtig schon hunderte von Kindern in Pflege.

11) Die Gefängnißgesellschaft, eine Tochtergesellschaft der Rheinisch-Westphälischen Gefängnißgesellschaft, gegründet 1835, sucht gefangene Verbrecher religiös zu bekehren und sittlich zu bessern, und auch entlassenen Sträflingen, die sich redlich ernähren wollen, dabei durch Rath und That behülflich zu sein.

12) Verschiedene Frauen- und Jungfrauen-Vereine, zum Theil schon seit 1816 bestehend, sorgen durch Geldbeiträge und eigene Handarbeit in ihren Zusammenkünften zur Beschaffung und Austheilung von Bekleidungsgegenständen an Arme, Armenkranke, Wöchnerinnen, Missionare und deren Angehörige. Zum Theil unterhalten sie auch Näh- und Strickschulen für arme Mädchen. Sofern sich diese Frauenvereine vorzugsweise mit der Pflege oder Versorgung von Kranken befassen, nennen sie sich auch Diakonissenvereine.

13) Kochvereine — gewähren unbemittelten Kranken und besonder armens Wöchnerinnen eine angemessene Kost, verbinden auch damit nach Umständen persönliche Besuche und guten Rath.

14) Enthaltsamkeitsvereine verpflichten ihre Mitglieder zur Vermeidung jeder Unmäßigkeit, insbesondere zur Enthaltung vom Genusse des Branntweins.

15) Die Jünglingsvereine sammeln in ihren Lokalen in Elberfeld, Unterbarmen, Mittelbarmen, Wupperfeld und Wichlinghausen die jungen Leute, welche ernstere Bedürfnisse und gute Vorsätze haben, lassen denselben Elementar- und namentlich auch Gesangunterricht ertheilen, suchen überhaupt sie ersprießlich anzuregen und zu fördern,

und auf alle Weise der Entsittlichung entgegenzuwirken. Christliche Herbergen für reisende Handwerksburschen sind mit ihnen verbunden.

16) Die Vereine für junge Kaufleute haben dieselbe Tendenz wie die Jünglingsvereine, nur daß sie in Bezug auf Bildung und Weiterförderungsmittel höher stehen. Häufig werden von Lehrern und Andern auch wissenschaftliche Vorträge in ihnen gehalten.

17) Kleinkinderschulen bestehen in ziemlicher Anzahl und werden von besonderen Vereinen oder Vorständen mit großer Liebe gepflegt. In Barmen hat namentlich die großartige Wohlthätigkeit des sel. Peter Bredt in Verbindung mit andern Bürgern und mit Beiträgen der bürgerlichen Gemeinde denselben zu manchen schönen Schulgebäuden verholfen.

Verschiedenen, außerhalb des Wupperthales ihren Sitz habenden andern christlichen Vereinen ist unsere Doppelstadt eine Haupt-Einnahmequelle; so namentlich auch dem Rheinisch-Westphälischen Diakonissen-Verein.

Die meisten der oben bezeichneten christlichen Vereine des Wupperthals feiern in einer gemeinschaftlichen Wupperthaler Festwoche ihre Jahresfeste, andere zu andern Zeiten, — theils durch kirchliche Gottesdienste, theils durch freie Versammlungen in Wirthschaftslokalen. Diese Festwoche, welche jährlich in den August fällt, ist eine für jeden Freund der Religion interessante Eigenthümlichkeit, die vielleicht nirgend anderwärts in gleicher Großartigkeit ihres Gleichen hat. Ihre wachsende Bedeutung zieht bereits zahlreiche deutsche und außerdeutsche Gäste hierher.

Von den übrigen Vereinen des Wupperthals, — d. h. von solchen, die man nicht zu den christlichen zu zählen pflegt, wiewohl sie deshalb noch keineswegs unchristliche sind, — mögen hier Erwähnung finden:

1) Die Eichengesellschaft in Elberfeld; sie bildete sich 1814 bei Pflanzung der Eiche, resp. Errichtung des Denkmals auf dem Neuen Markt zur Erinnerung an den ersten Einzug der verbündeten Heere in Paris, und feiert jährlich diesen Einzug und die Befreiung Deutschlands. Die Zahl ihrer Mitglieder hat sich aber nicht ergänzt und ist daher gar sehr zusammengeschmolzen.

2) Die Elberfelder und Barmer Gliederschaft des deutschen Nationalvereins, sucht die National-Idee der Einigung

Deutschlands unter Preußens Regentenhause warm zu erhalten, auszubreiten und dadurch ihrer Verwirklichung näher zu bringen, daneben auch andere liberal-patriotische Interessen zu fördern.

3) Der wissenschaftliche Verein; Sitz in Elberfeld, Gründungsjahr 1832. Sein Zweck ist gegenseitige wissenschaftliche Förderung, Belehrung und Unterhaltung. Zu dem Ende lieset in jeder der, in der Regel alle 14 Tage stattfindenden Versammlungen eins der Mitglieder eine selbstverfaßte Abhandlung, sie der mündlichen Beurtheilung anheimgebend.

4) Der naturwissenschaftliche Verein für Elberfeld und Barmen — verfolgt gleichen Zweck, nur daß er sich dabei auf das Gebiet der Naturwissenschaften beschränkt und gegen einen Jahresbeitrag auch gedruckte Abhandlungen an die Mitglieder vertheilt.

5) Der landwirthschaftliche Verein, Lokalabtheilung Elberfeld-Lennep. Zeitiger Präses: Herr Oberbürgermeister Regierungsrath Bredt in Barmen. Zweck: Förderung der Landwirthschaft und der verwandten Geschäftszweige. Mittel: Größere und kleinere Mitgliederversammlungen zum anregenden Austausch gemachter Erfahrungen, Prämien für besondere Fortschrittsleistungen &c. Literarisches Organ: das in Elberfeld erscheinende „Landwirtschaftliche Centralblatt.“

6) Verschiedene Turn-, Schach-, Schützen-, Landwehr-, Lese-, gewerbliche und gesellige Vereine in beiden Städten.

Doch ist es Zeit, daß wir auch der Kunst Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder vielmehr unserm Thale in Bezug auf sie.

Das Theater Elberfelds war vor einigen Jahrzehnten, als Elberfeld noch ziemlich allein das Wupperthal repräsentirte, fast so, wie Schiller das Theater verlangt; — es beherbergte eine Musterbühne! Carl Immermann, der in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst mit Recht als Größe bewunderte Director, etablirte von Düsseldorf aus ein Filialtheater in Elberfeld. — Wer die Geschichte der deutschen Bühne kennt, weiß, daß seit Immermanns Zeiten die mimische Kunst bergab gegangen ist. Als die Düsseldorfer Musterbühne den Vorhang für immer fallen ließ, war auch für das Wupperthal der Verfall des Theaters unvermeidlich. Roderich Benedix konnte ihn nicht hemmen. Und heute ist das Theater Elberfelds nicht mehr und nicht weniger, als ein gewöhnliches Provinzialtheater. Das

Interesse des Publikums fehlt; Gastrollen berühmter Schauspieler vermögen es zwar zu schaffen, aber es stirbt mit ihrem Gehen. — Anders ist es mit den Vaudeville-Vorstellungen, die jetzt im Sommer auf dem Johannisberg und in der Schützenhalle in Barmen stattfinden. Sie bringen leichte, dem Volke genießbare Waare und haben, wenn auch die Auswahl besser und strenger sein könnte, wenigstens das Verdienst, daß mancher Arbeiter, der früher an Sonntagen vielleicht nur in Schenken sich wohl fühlte — bis ihm unwohl wurde, nun durch diese im Allgemeinen immerhin wenigstens social bildende Volksstücke sich fesseln und von niederem Laster fernhalten läßt. — Im Uebrigen wollen wir über den sittlichen Einfluß der Schaubühne, — der Bretter, die die Welt bedeuten, nicht streiten; er kann ebenso wie der der Welt selbst, d. h. des Menschenlebens in seinem ganzen Zusammenhange, ein nachtheiliger, aber auch ein vortheilhafter sein.

Für die gebildeten Stände ist die Musik eine herrschende Macht im Wupperthal! Der durch Töne redende Geist wird, selbst wenn er weltlich redet, milder beurtheilt als der Geist, der sich das Wort zum Kleide wählt. Es ist eine anzuerkennende Thatsache, daß auf musikalischem Gebiete der Geschmack des hiesigen Publikums künstlerisch geleitet worden ist, und dem Geschichtsschreiber wird es Pflicht, der Männer zu gedenken, die sich das Verdienst erworben, den Sinn für klassische Musik in Elberfeld und Barmen gewirkt und gebildet zu haben. — In Elberfeld wirkte Johannes Schornstein — ein Priester echter Kunst, der durch seine im Jahre 1817 veranstaltete Aufführung der „Schöpfung" von Haydn — den ersten Impuls zu den großen, noch blühenden niederrheinischen Musikfesten gab. — Gleichzeitig oder wohl schon etwas früher gab in Barmen der als Componist bekannte Carl Gotthelf Gläser die erste Anregung zu allgemeinerem musikalischem Interesse. Später arbeitete in gleichem Sinne hier der Sohn des erwähnten Johannes Schornstein, Hermann Schornstein, (jetzt Musikdirektor in Elberfeld,) und dann der geachtete Componist Karl Reinecke, der zur Zeit eine der ersten musikalischen Stellungen Deutschlands inne hat, die Kapellmeisterstelle am Gewandthause in Leipzig. Für Barmen ist gegenwärtig Musikdirector Krause sein Nachfolger. — Die Orchestermusik cultivirten Instrumentalvereine in beiden Städten, und sie fand künstlerisch vollendete Ausübung durch die Kapelle Julius Lan-

genbachs, jetzt Johannisberger Kapelle genannt. Das Wupperthal darf mit Selbstbewußtsein sagen, daß es in musikalischer Welt guten Ruf hat.

Poesie und Malerei — zwei Künste, die weniger dem Dilettantismus und der direkten, selbstthätigen Mitwirkung größerer Kreise der Bürgerschaft zugänglich sind, — erfreuen sich im Wupperthal doch auch vielfacher Zustimmung und Förderung. Das Thal hat Maler, von denen nur Richard Seel genannt sei, und Dichter, wie den verstorbenen Adolf Schults, zu seinen Söhnen. Freiligrath und Hackländer lebten mehrere Jahre hindurch als Kaufleute im Wupperthal, und das Erscheinen der ersten zwei Auflagen der Gedichte Freiligrath's fiel in diese Zeit, was zur Belebung des Sinnes für Poesie, besonders in unserm Handlungsstande und unserer Jugend, bedeutend beitrug. Die andern und jüngern poetischen Talente des Thals, die zu Hoffnungen berechtigen, wollen wir hier nicht namhaft machen; vielleicht wird die Zukunft sie nennen.

Nach dieser dem Gebiete des Idealen gewidmeten Episode nun wieder zum praktischen Leben, das in einem Thale der Industrie immer eine Hauptsache bleiben wird und muß!

Beiden Städten gemeinschaftlich sind endlich auch das Omnibus- und Droschkenwesen und ein Dienstmänner-Institut. Die Omnibuswagen, erst Ende März 1862 eingeführt, fahren ziemlich durch die ganze Länge der Doppelstadt, nämlich zwischen dem westlichsten Theile des Elberfelder Stadtbezirks, der Königsstraße, und dem fast östlichsten Theile von Barmen, der Nähe des Rittershauser Bahnhofs. Nach der gegenwärtigen Instruction fährt, von Morgens früh bis Abends spät, von jedem der beiden Endpunkte wenigstens alle halbe Stunden ein Omnibus ab. An jeder Stelle der vorgeschriebenen Linie darf man ein- und aussteigen, — Ersteres natürlich nur, sofern noch Platz ist. Jede Fahrt, kurz oder lang, kostet à Person 2½ Sgr., im Abonnement 2 Sgr. Man hat auch Gelegenheit, sich oben auf dem Verdeck zu plaziren, und möchten wir dies dem, der sich die Gegend besehen will, bei geeignetem Wetter wohl anrathen. — Die Droschken, schon bedeutend länger hier in Thätigkeit, haben mancherlei Haltestellen, — bei Ankunft von Eisenbahnzügen auch an den verschiedenen Bahnhöfen. Am sichersten jedoch trifft man ihrer in Elberfeld neben der Post und auf

dem Wall, in Barmen auf dem alten Markt. Für eine einfache Fahrt, namentlich von der Mitte Elberfelds nach der Mitte Barmens, hat ein Alleinfahrender 5 Sgr. zu zahlen; meistens aber fährt man in Gesellschaft und zahlt dann 2½ Sgr. à Person. Kleines Gepäck kann dabei, wie auch in jedem Omnibus, ohne Extra-Vergütung mitgenommen werden.

Im Uebrigen fällt die Beförderung von Effecten in das Gebiet des seit Herbst 1861 bestehenden Dienstmänner-Instituts, das zugleich zu vielerlei andern Dienstleistungen sowohl den Fremden wie den Einheimischen sich zur Verfügung stellt. Die Gebühren der Dienstmänner bestimmen sich nach einer gedruckten Taxe, die jeder von ihnen bei sich tragen und auf Verlangen vorzeigen muß. Für richtige Besorgung leisten die Unternehmer Gewähr; nur darf man zu dem Ende nicht unterlassen, sich von dem in Anspruch genommenen Dienstmanne bei der Vorausbezahlung der Gebühr eine richtige Marke geben zu lassen, und diese aufzuheben, bis die Besorgung nicht mehr zweifelhaft ist. —

Zur Besorgung von Sendungen nach auswärtigen benachbarten Orten dienen außer Post und Eisenbahn auch zahlreiche Boten und Fuhren; — eine außerdem noch errichtete „Packetbeförderungs-anstalt", hat sich wohl weitere Ziele gesetzt.

Seit dem Sommer 1861 bestehen auch in beiden Städten sogenannte Trinkhallen mit künstlichen Mineralwassern zu billigen Preisen. Eine derselben, in der Unterbarmer Alleestraße, wurde von der Struve'schen Anstalt in Cöln, die andere von einem Elberfelder Unternehmer errichtet. — An Bouillonbuden fehlt es ebenfalls nicht mehr.

Die meisten der letztgenannten Einrichtungen verdanken großentheils der Anregung und Energie unseres Herrn Polizeipräsidenten ihre Entstehung, geregelte Fortführung und zweckmäßige Ausbildung.

Der Hauptsitz der meisten gemeinschaftlichen Behörden, Vereine und Institute ist auf Elberfelder Boden. Das Missionsseminar jedoch und die Gotteshäuser und sonstigen Versammlungslokale der in beiden Städten zerstreuten Baptisten, Independenten, Nazarener ꝛc. befinden sich, wie zum Theil schon erwähnt, vorzugsweise in Barmen. Und das schöne Justizgebäude steht wenigstens dicht an der Barmer Gränze, auf dem Elberfelder „Eiland". Nebenbei gesagt, soll ein bekannter jetziger Minister zu seiner Zeit als Stadtrath und einflußreichster Bürger Elberfelds den Barmer und Ost-Elberfelder Bemühungen gegenüber

vertraulich erklärt haben, so lange er lebe, werde auf keinen Fall dasselbe an dieser Stelle erbaut werden; — einer der ersten Akte aber, die er als Preußischer Minister mit unterzeichnete, enthielt gerade die Entscheidung für den Bau an dieser Stelle.

Die Wohnhäuser wurden im Wupperthale früher fast alle nur mit Holzfachwerk gebaut, mit Ziegelsteinen ausgefüllt und mit Schiefern bekleidet. Das etwas trübe Aussehen, was durch diese Bekleidung entstand, wurde dann meist durch lebhaften und fleißig erneuerten Oelanstrich des Holzwerks, besonders durch ein schönes Grün an den Fensterladen und Thüren, gemildert. Von dieser Art ist noch jetzt die Mehrzahl der Häuser. Seit einiger Zeit wird jedoch auch viel massiv gebaut, mitunter von Natur-, meist aber von Ziegelsteinen, und manche Häuser erhielten dabei eine Bekleidung, daß sie aussehen, als wären sie aus ganz glatt und regelmäßig behauenen Quadern erbaut. Solcher und anderer schön-moderner Häuser findet sich schon eine gute Anzahl, besonders in den neueren Straßen.

Zwischen beiden Schwesterstädten herrschte bisher in mancherlei Beziehungen viel Eifersucht und Eifersüchtelei. Auf der Barmer Seite entsprang diese wohl aus der Wahrnehmung, daß Elberfeld, als die ältere und bedeutendere Stadt, viele Vorzüge genoß und eben durch seine Bedeutung und Nähe das Aufkommen Barmens, besonders seiner Ladengeschäfte, nicht wenig erschwerte. Das in neuerer Zeit trotzdem raschere Wachsthum Barmens mochte dagegen auf der Elberfelder Seite die Eifersucht rege erhalten. Aber sie wird auf beiden Seiten gewiß sich mindern und schwinden, jemehr beide Städte sich als eigentlich nur Eine fühlen und betrachten lernen.

Daß Elberfeld bisher entschieden das Uebergewicht hatte, kann Niemand verkennen. Es hat aber den Anschein, daß dasselbe in der Zukunft allmählich Barmen zufallen werde, und in diesem Augenblicke schon halten beide Städte, alles zusammengefaßt, sich so ziemlich die Wage. In Bezug auf Dichtheit und gegenwärtige Zahl der Bevölkerung, concentrirt compacte Gestalt des Orts, öffentlich gesellschaftliches und rein commerzielles Leben, höhere Behörden ꝛc. ist Elberfeld noch überlegen, Barmen dagegen bereits an Raschheit des Wachsthums, an Mannigfaltigkeit und Gesammtbedeutung der Fabriken, an Ertraghöhe mancher Collecten u. s. w.

Eine völlige Verschmelzung zu einer einzigen bürgerlichen Gemeinde dürfte übrigens sobald wohl nicht zu erwarten sein, weil in Folge der eigenthümlichen Lage und besonderen Geschichte jedes Orts noch zu viele Interessen dagegen sprechen. Ueberhaupt kann selbstredend Niemand wissen, was die Zukunft bringen wird. — Nichts destoweniger ist es gerade in Bezug auf die Entwicklung unseres Wupperthals trotz aller Unzuverlässigkeit sehr interessant, mittelst statistischer Berechnungen von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen. Nur in Einer Beziehung wollen wir uns noch etwas dieser Art erlauben. 1708—9 scheint die Einwohnerzahl beider Gemeinden zusammen nur circa 5380 gewesen zu sein, jedenfalls wohl weniger als 6000. Gegenwärtig nach der neuesten Zählung vom 3. Dez. 1861, beträgt sie 106,065, also ungefähr 18 mal so viel als damals. Nach diesem Verhältniß würde sie in abermals 153 Jahren nicht mehr weit von 2 Millionen sein!

Nehmen wir aber nun einen näheren und verbürgteren Maßstab! — Bei der ersten Preußischen Zählung im Winter 1815—1816 hatten Elberfeld und Barmen zusammen 39,614 Seelen, bei der neuesten, wie gesagt, 106,065, und nach Maßgabe der Vermehrung in den letzten 3 Jahren wird bis circa Neujahr 1866 das Dreifache jener Zahl von 1816 erreicht werden. Die Verdreifachung hätte dann also gerade in 50 Jahren stattgefunden. Nach diesem Maßstab würde von jetzt oder vielmehr vom 3. Dez. 1861 ab in wieder 50 Jahren die Einwohnerzahl 318,195, in 100 Jahren 954,585, in 150 Jahren 2,863,755 betragen, — also noch ansehnlich mehr als nach obigem größeren Maßstabe!

Das ist allerdings auf alle Fälle — eine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn eine Menschenmenge, wie die letztbezeichnete, würde auf unserm gesammten Doppelterritorium schwerlich unterzubringen sein, wenigstens wohl nicht in einer Weise, daß sie sich darauf ernähren könnte. — Außerdem wollen wir in aller Demuth erwägen, daß viele früher große und reiche Städte gegenwärtig klein und arm, wo nicht gar ganz verschwunden sind, und ferner, daß jeder von uns, die wir in diesem Augenblick das Wupperthal bewohnen, zwischen heut und 100 Jahren, wie mancher aber schon innerhalb der nächsten Tage, Wochen und Jahre, — von diesem Schauplatz für immer abtreten wird.

II.

Ortsbeschreibung von Elberfeld.

Die Stadt Elberfeld bildet mit dem sie umgebenden ländlichen Bezirke eine Gemeinde, die nach Norden an die Gemeinde Hardenberg, nach Süden an die Gemeinden Ronsdorf und Kronenberg, nach Westen an die Gemeinden Sonnborn und Oberdüssel und nach Osten an die Gemeinden Gennebreck (Regierungsbezirk Arnsberg) und Barmen gränzt.

Der Flächeninhalt der Gemeinde Elberfeld beträgt 11,140 Morgen 3 Ruthen 10 Fuß, wovon 964 Morgen 22 Ruthen 20 Fuß auf das eigentliche Stadtgebiet fallen, welches sich im Wupperthale auf die Länge von ungefähr einer halben Stunde, nämlich vom sogenannten Haspel bis zum Brill, in der Richtung von Osten nach Westen ausdehnt. — Der Thurm der reformirten Kirche in Elberfeld hat 51° 15′ 24″ 2‴ geographische Breite und 4° 49′ 38″ 5‴ Länge östl. von Paris *), und der Sockel des Rathhauses liegt $462,_{47}$ Fuß über dem Spiegel der Nordsee.

Am Schlusse des Jahres 1861 betrug die Anzahl der Gebäude, und zwar:

1) Oeffentliche Gebäude aller Art	59,	wovon 12 im Landbezirk.
2) Wohnhäuser	3472,	wovon 857 im Landbezirk.
3) Fabrikgebäude, Ställe, Scheunen und Schoppen . . .	715,	wovon 405 im Landbezirk.
Summa	4246	

Die Bevölkerung zählte Ende Dezember 1861 überhaupt 56,293 Köpfe, wovon 43,707 auf die eigentliche Stadt fallen. Von der

*) Nach genauen Berechnungen des verstorbenen Dr. Pottgießer.

Gesammtzahl sind 28,113 männlichen, 28,180 weiblichen Geschlechts. Dem Lebensalter nach zählen 20,232 zwischen 1 Tag und 16 Jahren incl., 32,966 zwischen 16 und 60 Jahren, 3095 über 60 Jahre.

Nach den Confessionen betrug die Bevölkerung: Evangelische 43,719, Katholiken 11,940, Dissidenten (einschließlich der sich von der Landeskirche getrennt haltenden Lutheraner) 370, Menoniten 5, Juden 259. Auf jedes Haus kommen nach Obigen durchschnittlich 16 Einwohner.

Elberfeld trägt ganz das Gepräge einer nicht eben alten Stadt, die sich nach und nach vergrößert und modernisirt hat. Die vielen engen Straßen neben andern, die durch ihre Breite und ihr wohlgefälliges Aussehen einladen, sowie die Masse von Häusern von alter, ordinärer Bauart, mit Schiefern bekleidet, gegenüber einer eben so großen Anzahl geschmackvoller, meist in Bruchsteinen aufgeführten Häuser der neueren Zeit, bekunden dies. — Für das Straßenpflaster und für Abzugskanäle an den Straßen ist durchweg gut gesorgt, wenngleich hinsichtlich des Wasserabflusses und der Trottoirs in den engern Straßen noch Manches zu wünschen ist und zu wünschen bleibt, bis es einmal möglich sein wird, diesen Straßen eine Erbreitung zu verschaffen.

* *
*

Wenn es dem Leser gefällig ist, so wollen wir nun die Stadt und deren Umgebung etwas näher besehen.

Nehmen wir unsern Weg von der Haspeler Wupperbrücke aus, die, wie schon im vorigen Abschnitt erwähnt, auf der Gränze zwischen Elberfeld und Barmen liegt und noch der letztgedachten Gemeinde angehört; widmen wir aber, bevor wir die Brücke verlassen, zuvörderst der vor unsern Augen liegenden Wupper selbst noch einige Worte.

Ihr Wasser hat schon hier, beim Eintritt in Elberfeld, gewöhnlich seine frische Naturfarbe längst verloren. In unserer Stadt aber muß es noch gar viele unsaubere Angriffe der Industrie und des bürgerlichen Lebens sich gefallen lassen; namentlich werden ihm noch die Abgänge aus zahlreichen Färbereien zugeführt, und wird es auch zum Betriebe verschiedener Wäschereien 2c. benutzt.

Die Wupper hat auf dem Gebiete von Elberfeld mit ihren vielen Krümmungen eine Länge von 1460 Ruthen und eine durchschnittliche Breite von 80 Fuß rhein. — Ihr Wasserstand wechselt an dem Pegel auf dem rechten Ufer oberhalb der Isländer Brücke von 0 bis 8 Fuß,

und ihr Gefälle beträgt von der Haspeler Brücke bis zum Mühlenschlacht (Mühlenschütt) 20 Fuß, und von da bis zur Gränze des Gemeindegebietes, an der Stockmannsmühle 50 Fuß.

Nun weiter vorwärts über die Haspeler Brücke in die Stadt Elberfeld. Da starrt uns zunächst eine hohe Felsenwand entgegen; es ist ein, der Stadt Elberfeld gehöriger Thonschieferbruch.*) — Von der Straße aus, die wir nun betreten haben, der Berliner Straße (oder Vicarie) bemerken wir vor Allem gleich links auf einer, von der Wupper gebildeten Insel (dem Eiland), ein sehr stattliches Gebäude. Es ist das Landgerichtsgebäude. Nach mehrjährigen Verhandlungen über die Wahl des Bauplatzes wurde durch Königliche Cabinetsordres vom 7. Juli 1841 und 8. August 1848 bestimmt, daß das Landgerichtsgebäude auf dem Eiland, und getrennt von demselben, jedoch in dessen Nähe das Arresthaus erbaut werden solle. Zum Ankaufe der Bauplätze haben die Gemeinden Elberfeld und Barmen überhaupt 18,400 Thaler beigetragen. Das Landgerichtsgebäude wurde in den Jahren 1848 bis 1853 errichtet. Es ist massiv in Bruchsteinen mit Werkstückverblendung im Florentinischen Style ausgeführt, hat 150 Fuß Front und 125 Fuß Tiefe mit einem innern Hofe von 37²/₃ Fuß Breite und 46 Fuß Länge. Die Baukosten haben ohne die Ankaufskosten der Baustelle 165,186 Thaler betragen.

Ganz in der Nähe dieses Gebäudes, jedoch jenseit des linken Wupperarms, in der Kluse, wird jetzt das neue Arresthaus, massiv aus Ziegelsteinen, errichtet. Es soll im Ganzen 150 Gefangene fassen, welche größtentheils einzeln in Zellen untergebracht werden; nur für die Schuldgefangenen und die Kranken werden größere, auf eine Anzahl Personen berechnete Wohnzimmer eingerichtet. Die Einzelhaft der Uebrigen wird dadurch gemildert, daß 2 der 4 Höfe innerhalb der Umwährungsmauern ihnen an bestimmten Zeitpunkten zum Spazierengehen offenstehen sollen, — einer den Männern und einer den Weibern unter ihnen. Durchgängige, sorgfältige Trennung der Geschlechter, auch für die Augen, ist ein Theil der gewiß nur zu billigenden Hauptidee

*) Es giebt in der Gemeinde Elberfeld noch 9 andere Steinbrüche, theils Grauwacke, theils Sandstein, und ein Kalksteinbruch.

des Baues, welche auf möglichste Fernhaltung aller, die Gemüthsbesserung der Gefangenen muthmaßlich nachtheiligen Einflüsse, besonders der gegenseitigen, abzielt. Im westlichen Vorsprunge des Gebäudes wird ein geräumiger, ebenfalls streng die Geschlechter scheidender Betsaal enthalten sein. — Die vollständige Anlage, mit Einschluß eines separaten Beamtenhauses wird mindestens etwa 140,000 Thaler kosten.

Verfolgen wir unsern Weg auf der Berliner Straße, so ist die nächste Straße links die Wupperstraße, die bis in die Nähe der Wupper führt und in welche die Hofauer Straße mündet, die westwärts in gerader Richtung bis zur kleinen Hofauer Straße führt und sich durch diese mit dem Kipdorf in Verbindung setzt.

Auf der Hofaue, rechts von der Wupperstraßen-Ecke, liegt das Gebäude des Theaters, ein großes, massives Gebäude, im neueren Theaterstyl errichtet, dessen innere Einrichtung man jetzt, nachdem sich eine neue Actiengesellschaft gebildet hat, namentlich in Bezug auf die zu engen Sperrsitze, zu verbessern beabsichtigt.

Der Straßen-Complex der Hofaue besteht großentheils aus neuen, schönen Häusern und zeichnet sich durch Salubrität und eine fast feierliche Stille aus, während zur Rechten, auf der Berliner Straße, ein stets sehr bewegtes Leben fluthet und zur Linken die Industrie an der Wupper ihre Dampfmaschinen, Garnwäschereien ꝛc. in Thätigkeit setzt. — Zwischen der Wupperstraße und der kleinen Hofauerstraße wird die Hofaue auch noch von der Bembergs-Straße durchschnitten, die zu der Brücke des Herrn J. W. Haarhaus über die Wupper führt. Weiterhin setzt auch die kurze aber hübsche Zollstraße die Hofaue mit dem Kipdorf in Verbindung. An der Ecke dieser Straße befindet sich in einem von der Stadt angemietheten Hause die unter der Direction des Herrn Richard Schornstein stehende städtische höhere Töchterschule und Bildungsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen. Diese Unterrichtsanstalt hatte im Schuljahre 1861 an Lehrkräften außer dem Direktor einen ordentlichen Lehrer und fünf ordentliche Lehrerinnen, und wurde außerdem von einem Gymnasiallehrer und einem Lehrer der Realschule in dem Unterrichte Unterstützung geleistet. Die Zahl der Schülerinnen betrug im 4. Quartal 1861: 190.

Auch die Gebäude des Königl. Hauptsteueramts und Salzmagazins liegen in der Zollstraße. Das Hauptsteueramtsgebäude wurde im

Jahre 1830 aus Staatsmitteln gebaut und kostete 21,950 Thaler; das dabei befindliche Salzmagazin dagegen im Jahre 1833 und kostete 5580 Thaler. Es sind ansehnliche, umfassende Gebäude, denn der Bezirk des Hauptamtes hat eine große Ausdehnung, indem er nicht blos die Kreise Elberfeld, Barmen, Mettmann (mit Ausschluß der Bürgermeisterei Velbert) und Lennep, sondern auch ansehnliche Theile des angränzenden Regierungsbezirks Cöln in sich schließt. Das Verwaltungspersonal des Hauptsteueramts besteht aus dem Ober-Steuer-Inspector als Dirigenten, dem Hauptsteueramts-Rendanten, dem Hauptsteueramts-Controleur, zwei Ober-Steuer-Controleuren und anderen Neben- und Unterbeamten.

Verlassen wir nun die Hofaue und kehren zur Berliner-Straße zurück. Sie gehört zu den älteren Stadttheilen, indem die Stadt früher mehr der Länge nach, und weniger nach den Seiten hin ausgebaut wurde. Die Berliner-Straße endet am sogenannten „letzten Heller", wo das Kipdorf beginnt. Hier scheidet sich aus dieser und der Berliner-Straße die Neuenteicher-Straße, die bis zum Ostersbaum, der Gränze nach Barmen, führt. Die Neuenteicher-Straße empfängt uns etwas schweigend und wir möchten sagen düster; aber — post nubila phoebus! — sie führt uns zu frischen, luftigen Höhen, die Zeugniß geben von Elberfeld's Wohlthätigkeit, Pietät und Naturliebe.

Rechts ab aus der Neuenteicher-Straße führt uns ein steiler aber kurzer Weg zur Haardt, jetzt ein Vergnügungsort des Publikums.

Wir betreten hier einen historischen Boden; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Haardt einst ein Versammlungsort der altdeutschen heidnischen Bevölkerung war, sowohl zu volksmäßigen Festen und Besprechungen, als auch zu religiösen Uebungen und Opfern. Solche Versammlungen fanden immer in den Hagen oder Hainen Statt, die man auch Haardte (Haruc oder Harath), nannte.

Die Haardt, nach dem Grund-Kataster aus 10 Morgen 107 Ruthen 70 Fuß Holzungen und 4 Morgen 122 Ruthen 40 Fuß Oede bestehend, war früher ein wüstes, unfruchtbares Grundstück und wurde im Jahre 1818 von dem Wundarzte J. A. Diemel zu Promenaden eingerichtet. Später wurde die so geschaffene Anlage auch von anderen Privaten und der Gemeinde-Verwaltung in Pflege genommen, und so erlangte sie die jetzige Gestalt eines schönen, von vielen anmuthigen Pfaden

mäandrisch durchschlungenen, mit Bäumen und Strauchwerk geschmackvoll verzierten Bergwäldchens. Im Besteigen desselben nimmt zunächst ein Standbild des H. Suidbertus, „des ersten Boten des Evangeliums im Lande der Berge" unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Schon Diemel hatte ein solches Standbild errichten lassen, welches aber den Anforderungen der Kunst so wenig entsprach, daß man ein würdigeres Kunstwerk dieser Art an dessen Stelle wünschte. Ein solches wurde in dem gegenwärtig da stehenden Denkmale 1859 hergerichtet. Die Kosten desselben von 1326 Thlr. wurden durch freiwillige Beiträge hiesiger Bürger gedeckt, wozu hauptsächlich Herr J. J. Lüttringhausen Anregung gab.

Wir schreiten den Hügel etwas höher hinan und gelangen auf eine verhältnißmäßig sehr geräumige Fläche, die mit ihren schattigen Bäumen und ihren schönen Fernsichten zum Verweilen einladet. Hier steht auch der „Pavillon zum neutralen Boden", von dem Restaurateur Herrn Himmelmann-Pothmann also genannt, dessen wirthliche Bedienung alle Anerkennung verdient.

Noch höher hinauf, auf der Kuppe des Berges, steht ein Ehrendenkmal des oben erwähnten, im Jahre 1821 gestorbenen Wundarztes Diemel, welches ihm seine Mitbürger in dankbarer Anerkennung seiner Bemühungen für die Begründung der schönen Haardter Anlage im Jahre 1824 aus freiwilligen Beiträgen errichteten. — Unten, am Fuße des Berges, befindet sich das geschmackvolle Lokal der schon am 20. April 1847 gegründeten Elberfelder Turngemeinde. Dieses Lokal wurde im Jahre 1861 mit einem durch freiwillige Beiträge resp. durch Actien-Zeichnungen gedeckten Kostenaufwande von 10,000 Thlr. aufgeführt und wird dasselbe auch von den Schülern des Gymnasiums und der Realschule, so wie auch von dem, im August 1860 gegründeten „allgemeinen Turnvereine" miethweise benutzt.*)

Aber was ist das für ein Thurm von seltsamer Form, der da drüben auf dem Felde die Höhe beherrscht? — Gehen wir hin; es

*) Außer den beiden genannten Turnvereinen besteht hier noch der „Männer-Turnverein", der im Jahre 1861 gegründet wurde und sein Lokal auf der Wilhelmshöhe hat.

lohnt der Mühe! — Der Thurm gehörte, wie seine einfache massive Bauart noch jetzt verräth, früher einer Windmühle an. Der nun verstorbene Herr Engelbert Eller ließ vor einer Reihe Jahren die Grundstücke der nächsten Umgebung zu einem sehr geschmackvollen Garten aptiren und den Thurm in eine Art von Warte umschaffen, zu deren Plateform im Innern des Thurmes eine Wendeltreppe hinanführt, von wo hinab sich nach allen Seiten die schönsten Fernsichten bieten. Es ist dies auch leicht zu denken, da schon der Fuß des Thurmes 227 Fuß rhein. höher liegt, als der Wasserspiegel der Wupper im Brausenwerth, und ringsumher sich ein Panorama der schönsten Landschaften und Häusermassen ausbreitet. Bot schon der Haardter Berg interessante Ansichten einzelner Parthieen, so sind dieselben hier noch viel reichhaltiger und imposanter. Aber auch der Garten an sich mit seinem herrlichen Blumenflor und seinen exotischen Gewächsen hat des Schönen und Sehenswerthen viel.

Herr Eller gab zu Ehren der erlauchten Gemahlin unseres nun verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV., dem Besitzthum den Namen „Elisenhöhe". — Mit freundlicher Liberalität war seither und ist wohl noch jetzt anständigen Leuten der Zutritt zu den schönen Anlagen stets gestattet.

Von der Elisenhöhe führt uns zwischen Feldern und Gärten ein angenehmer Landweg nach dem Eingange zur Stadt, dem Ostersbaum, an der Gränze der Gemeinde Barmen.

Es empfangen uns hier zunächst meistens Wohnungen von Webern oder sonstigen geringen Gewerbetreibenden. Etwas weiter finden wir, nach der Stadt zurückgehend, zur Linken das (alte) städtische Krankenhaus, welches im Jahre 1847 durch Ankauf erworben und seiner Bestimmung gemäß eingerichtet wurde. Da es sich später, besonders beim Eintritte epidemischer Krankheiten, zu beschränkt zeigte, so wurde ein neues Krankenhaus errichtet, auf das wir später zurückkommen werden. Das alte Krankenhaus hatte zu Ende 1861 71 Pfleglinge.

Weiter in der Stadt liegt, ebenfalls zur Linken, das allgemeine städtische Armenhaus. Es ist ein schönes geräumiges Gebäude, 130 Fuß lang und 58 Fuß tief, mit zwei zurückweichenden Flügeln, dreistöckig in Bruchsteinen aufgeführt. Der Baustyl ist modern, vorherrschend in griechisch-dorischem Charakter, das Erdgeschoß aber im

Rundbogenstyle angelegt. Der auf durchschnittlich 300 Pfleglinge berechnete Bau wurde 1827 vollendet und hat einschließlich des Bauplatzes 30,756 Thlr. gekostet. Im Jahre 1831 wurde eine Suppen-Anstalt im Armenhause errichtet, die noch fortwährend sehr wohlthätig wirkt.

Wir erreichen nun wieder die Neuenteicher-Straße und finden hier in dem alten Waisenhause, welches schon im Jahre 1852 anderwärts durch ein neues ersetzt worden ist, eine Anstalt für verlassene Kinder, d. h. solcher Kinder, deren Eltern sich im Armen- oder Krankenhause oder in Gefängnissen befinden, oder die Kinder böswillig verlassen haben. Die Anstalt wird von einem Vorsteher, der zugleich Lehrer ist, mit dem nöthigen Aufsichtspersonale geleitet. Zu Ende des Jahres 1861 befanden sich 50 Kinder in dieser Anstalt.

Auf unserm Wege gelangen wir wieder an den „letzten Heller", von wo wir uns zunächst zu der rechts abführenden Hofkamper-Straße wenden. Dies ist eine freundliche, auch nicht sehr unruhige Straße, die zu beiden Seiten von schmucken Häusern eingeschlossen wird und aus der einige Straßen ausweichen. Die erste ist die steile Deweerthstraße, welche auf dem Engelnberge ausläuft und in der sich die im Jahre 1849 erbaute Kirche der niederländisch-reformirten Gemeinde befindet. Dann kommt, nachdem der Hofkamp, dem im Jahre 1799 errichteten Gebäude der Gesellschaft „Harmonie" gegenüber, (in welchem auch die Gesangvereine Liedertafel und Orpheus ihre Versammlungen halten), noch eine Verbindung mit der Kipdorfer-Straße erlangt hat, die lutherische Kirchhofsstraße, welche zum ehemaligen lutherischen, und demnächst die reformirte Kirchhofsstraße, welche zum ehemaligen reformirten Kirchhofe führt. Diese Beerdigungsplätze haben durch die im Jahre 1842 geschehene Einweihung neuer Kirchhöfe auf dem Dorrenberg, das Ende ihrer Bestimmung erreicht. Still und schweigsam, dem Leben entfremdet, wie diese verlassenen Plätze, ruht dort ein großer Theil der früheren Bevölkerung Elberfelds!

Weiterhin liegt die im Jahre 1806 von der reformirten Gemeinde erbaute reformirte Pfarrschule, die 1 Lehrer, 3 Hülfslehrer und 450 schulbesuchende Kinder zählt. — Auch die sogenannte Lucasstraße, in welcher die schon im Jahre 1850 errichtete Privat-Elementarschule des Herrn P. Köllermann liegt, eine kleine Straße, welche

bisher keine weitere Verbindung hatte, — die ihr aber nun verschafft wird, indem man damit im Werke ist, sie mittelst Durchbruchs mit der lutherischen Pastoratstraße (Wilbergs-Gasse) zu verbinden — führt rechts von der Hoffamper Straße ab. Diese letztere aber mündet zwischen der Moriansstraße und dem Rommelspütt. — Wir müssen zurück zum „letzten Heller", um das Kipdorf zu verfolgen. Beim Eintritt in die Kipdorfer Straße, welche nebst dem Hofkamp den Hauptverkehr mit Barmen vermittelt, werden wir sogleich darauf aufmerksam, daß hier das bürgerlich-gewerbliche und merkantilische Leben Elberfelds erst recht beginnt, denn es schließt sich Laden an Laden. Da ist bis zum Ende des Kipdorfs neben prächtigen, großen Verkaufsläden, kein Räumchen zu klein und kein Eckchen zu beschränkt, das nicht zu irgend einem Ladengeschäfte oder sonstigen bürgerlichen Gewerbe benutzt wäre.

Vom Kipdorf aus geht, am sogenannten Beckhof, rechts die Schwanenstraße ab, eine schöne, ebenfalls mit vielen, zum Theil großartigen Läden versehene Straße, welche, indem sie an den Ecken der Kolker- und Moriansstraße vorbeiführt, die Poststraße durchschneidet und an der Wallstraße endet. Links ab von der Kipdorfer Straße liegt der Thomashof, in welchem sich die lutherische Pfarrschule, (1 Lehrer, 3 Hülfslehrer und 480 schulbesuchende Kinder), befindet. Die Straße des Kipdorfs geht indeß fort bis zum Kolk, wo das obere Kipdorf endet und das untere Kipdorf beginnt. Das Kipdorf ist der eigentliche Kern, wir möchten sagen, die Geburtsstätte der Stadt Elberfeld. In ihrer Nähe stand, von der Wupper bespült, die Burg, das Stammschloß der ersten Besitzer und die erste Kirche, und von hier aus verbreiteten sich die Ansiedlungen nach allen Richtungen.

Das untere Kipdorf wird begränzt von der Mühlenstraße, der Wallstraße, der Schwanenstraße und dem Kolk, während es an der südlichen Seite von der Wupper berührt wird. Es wird durchschnitten von der Schönegasse, dem Altmarkt, der Poststraße, der Kirchstraße, der Thurmhofstraße und Burgstraße. Immer noch Laden an Laden in größtentheils etwas engen Straßen, wie sie uns die Vorzeit überliefert hat.

An der Kolkerstraße steht die in den Jahren 1746/52 erbaute erste lutherische Kirche. Ihre Thurmglocken sind vor Kurzem renovirt worden und geben ein ausgezeichnet schönes Geläute. —

Das Rathhaus finden wir von der Wallstraße, dem Thurmhofe und der Burgstraße begränzt. Es ist ein imposantes, im Rundbogenstyle von behauenen Werksteinen aufgeführtes Gebäude, das im Jahre 1842 vollendet wurde und 147,000 Thlr. gekostet hat. Es besteht aus einem Hauptgebäude mit zwei zurückstehenden Flügeln, ist dreistöckig und mit einem platten Dache versehen, welches eine Gallerie verkleidet. Ein Fresco-Gemälde, Charakterbilder aus dem altgermanischen Leben und dessen Entwickelung darstellend, verzierte früher die Wände des im Rathhause befindlichen Bürgersaales, ist aber leider im Laufe der Zeit theilweise erloschen und hat auch durch die interimistische Einrichtung des Bürgersaales zu Büreau-Lokalen einstweilen seinen Zusammenhang verloren. — Das Rathhaus dient nicht blos der Stadtverwaltung, sondern auch für die Geschäftsführung des Königl. Landrathsamtes, des Polizei-Präsidiums, des Königl. Friedens-, Handels- und des Gewerbegerichts und der Handelskammer.

In unmittelbarer Nähe des Rathhauses befindet sich das alte Rathhaus und das in den Jahren 1824/25 neu errichtete Gebäude der Stadtwage, welche beide jetzt noch als Arresthäuser benutzt werden, bis das noch im Bau begriffene neue Arresthaus bei dem Königl. Landgerichtsgebäude vollendet sein wird.

Dem Rathhause gegenüber, nur durch die kurze Burgstraße von ihm getrennt, befindet sich die erste reformirte Kirche, umgeben von einem, mit Bäumen bepflanzten freien Platze. Sie wurde, nachdem die frühere, noch aus der Zeit der Reformation stammende und auf die reformirte Gemeinde übergegangene Antoni-Kirche im Jahre 1687 durch Brand eingeäschert war, im Jahre 1691 im Bau vollendet. Da sie für die später vermehrte Bevölkerung zu beschränkt wurde, so ist eine zweite reformirte Kirche erbaut worden, auf die wir später zurückkommen werden.

Am reformirten Kirchhofe befindet sich auch die seit dem Jahre 1851 bestehende Privat-Elementarschule des Herrn Lindner.

Der, südlich von der Schwanenstraße, westlich vom Neumarkte und östlich von der Moriansstraße begränzte Häuser-Complex schließt einen Theil der aus dem Kipdorf kommenden Poststraße mit dem Kerstensplatz, der Grabenstraße, dem Heubruch und der Funkenstraße — sämmtlich kurze und enge Verbindungsstraßen — in sich und führt

nördlich zum Rommelspütt, von wo aus rechts ein Weg nach dem Engelnberg führt und geradeaus die Gathe anhebt. In der Poststraße und an dem Kerstensplatz liegt das Königl. Postamt, dessen Gebäude im Jahre 1824 durch Ankauf für das Königl. Post-Aerar erworben wurden. Die Bedeutsamkeit des hiesigen Postverkehrs ist schon aus der Größe seines Beamtenpersonals zu ermessen, welches aus 1 Direktor, 1 Postkassen-Controleur, 5 Ober-Postsekretairen, 14 Postsekretairen, 9 Expedienten, 8 Condukteuren, 8 Briefträgern, 3 Landbriefbestellern und einer nicht unbedeutenden Anzahl anderer Offizianten, Boten und Dienern besteht. Im Jahre 1861 kamen hier wöchentlich 112 Personenposten an, und es fuhren ebenso viele von hier ab.

Verfolgen wir nun zunächst den oben angedeuteten Weg vom Rommelspütt nach dem Engelnberg. Der Eingang ist etwas steil und in seiner Anlage überhaupt nicht eben einladend. Rechts von diesem Wege führt eine Verbindungsstraße nach der Dewerthstraße. An diesem Verbindungswege liegt rechts die Königl. Steuerkasse I. für direkte Steuern, deren Bezirk aus den Sektionen A. B. C. und G. besteht. An demselben Wege, weiter hinauf, jedoch links, liegt die im Jahre 1857 neu erbaute Engelnberger (ev.) Schule, die 12,883 Thlr. gekostet hat. Es ist dies eine Freischule mit 1 Lehrer, 4 Hülfslehrern, einer Lehrerin und 652 schulbesuchenden Kindern.*)

Wir kehren zu dem eben vorher betretenen Wege zurück, der uns jetzt in einem bessern Zustande zur Wilhelmshöhe, einem großen, von einer Mauer bekleideten Gebäude, zur rechten Seite dieser Straße führt. Man muß die Anlage auf einer steinernen Treppe ersteigen, da jene viel höher liegt, als der vorbeiführende Weg, hat dann aber auch von da hinab einen malerischen Anblick über das Häusermeer der Stadt Elberfeld.

In der Nähe von Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, in einem Garten, der, terrassenförmig, durch Laubgänge, Lauben ꝛc. manche Abwechselung bietet, steht da ein prächtiges Gebäude, das einen schönen,

*) Freischulen, d. h. Schulen, in denen Kinder unbemittelter Eltern unentgeltlich oder gegen ermäßigtes Schulgeld Unterricht genießen, bestehen hier drei evangelische und eine katholische; außerdem eine besondere Schule in der Anstalt für verlassene Kinder.

geräumigen Saal enthält. Der frühere Besitzer der „Wilhelmshöhe“ hatte dasselbe zu einem Vergnügungs-Lokale (für Concerte, Bälle, Schaustellungen ꝛc.) herrichten lassen, als welches es auch jetzt noch benutzt wird; indessen ist die ganze Besitzung von der neuen lutherischen St. Petri-Gemeinde angekauft worden, und diese wird nach Auflösung des gegenwärtigen Pachtverhältnisses (dem Vernehmen nach noch in diesem Sommer), davon zu Gemeindezwecken Besitz nehmen.

Die „Wilhelmshöhe“ verlassend, steigen wir ferner bergan zwischen Häusern und Gärten, und gelangen so auf den eigentlichen „Engelnberg.“ Dies ist ein freier, seit dem Jahre 1825 planirter und zunächst zu militairischen Versammlungen und Uebungen bestimmter Platz von 7 Morgen 146 Ruthen 90 Fuß. Er gewährt eine schöne Aussicht über Stadt und Gegend und wird auch zu Volksbelustigungen, namentlich zur Feier von Schützenfesten, gern benutzt, so wie auch der seit dem Jahre 1830 bestehende Elberfelder Schützen-Verein (nicht zu verwechseln mit der Schützengilde, deren wir später gedenken werden), dort in einem angränzenden Garten sein Schießlokal hat.*)

Haben wir uns auf dem Engelnberg genug umgesehen, dann wieder herab bis zu dem Punkte, wo wir zuerst zu ihm hinangestiegen sind! Es ist dies am Rommelspütt, von wo die geradeaus gehende Straße zur Gathe oder Bachstraße führt. Diese präsentirt sich uns als eine breite, ansehnliche Straße; aber dies ist sie erst geworden, seitdem der, sie in der Mitte durchschneidende Mirkerbach, (welcher aus dem Dönberge, Bürgermeisterei Haßlinghausen kommt und sich unterhalb der Isländer Brücke in die Wupper ergießt), überwölbt und durch Bepflasterung mit den beiden früheren Straßentheilen vereinigt worden ist. Diese Anlage ist im Frühling 1858 vollendet worden und hat überhaupt 24,202 Thlr. gekostet, wovon der Staat (Wegbau-Fiskus) die Kosten der Bepflasterung mit 2700 Thlrn. und einen Zuschuß von 4300 Thlrn., die Anwohner einen Beitrag von 978 Thlr. 15 Sgr. hergegeben haben und der Rest von ca. 16,224 Thlrn. der Stadt zur Last geblieben ist.

---

*) Außer diesen beiden Schützengesellschaften giebt es noch eine solche am Brill, so wie den „Wupperthaler wirklichen Jäger- und Schützen-Verein“, welcher sein Lokal bisher auf der Wilhelmshöhe hatte.

Die Gathe, früher eine bedeutungslose Straße, die nicht sonderlich in Achtung stand, hat durch die vorgedachte Anlage ungemein gewonnen, nicht blos an Schönheit, sondern auch aus Gesundheitsrücksichten, und sie scheint berufen zu sein, einst noch eine besonders schöne Straße zu werden, so bald nur einmal Lust in die Leute kommen wird, sie mit schönen Gebäuden zu zieren.

Die Gather Straße führt uns in die Landgemeinde, zur Mirke, von wo aus sie als Staatsstraße die Verbindung mit Sprockhövel ꝛc. weiter vermittelt. Wir verlassen sie aber ungefähr an ihrem städtischen Ende, wenden uns links ab und gelangen so zu der benachbarten zweiten lutherischen Kirche am obern Ende der Friedrichsstraße. Diese Kirche wurde im Jahre 1850 im Bau vollendet. Sie ist im altdeutschen Style, mit verzierter Holzdecke im Innern, erbaut. Das Schiff der Kirche ist 72 Fuß lang und 51 Fuß breit. Die innere Höhe beträgt 40 bis 52 Fuß, und die Höhe des Thurmes, der eine Grundfläche von 20 Quadratfuß hat, 148 Fuß. — Die Baukosten von 35,000 Thlrn. wurden von den Gemeindegliedern theils durch freiwillige Beiträge, theils durch Umlage aufgebracht. — Freundlich blickt die Kirche von ihrer Höhe in die vor ihr liegende, schnurgerade bis zum Neumarkt abschüssig führende Friedrichsstraße herab. Links von der Kirche in der Schulstraße, liegt die (ev.) Freischule II., die 1 Lehrer, 5 Hülfslehrer und 710 schulbesuchende Kinder zählt. Die Friedrichsstraße wird von 3 Straßen durchschnitten, welche, den Standpunkt von der Kirche genommen, links von der Gathe, und rechts von der kathol. Kirchhofsstraße begränzt sind. Die erste dieser Straßen ist die Albrechtsstraße. In der hierauf folgenden Querstraße, der Karlsstraße, befindet sich im sogenannten Hohlenweg die IV. (kathol.) Freischule mit drei Filial-Classen und überhaupt 1013 schulbesuchenden Kindern, und dann folgt die Wilhelmsstraße, aus der aufwärts die kathol. Kirchhofsstraße führt, die ihren Namen von dem im Jahre 1845 verlassenen kathol. Kirchhofe hat, der zu der angegebenen Zeit nach dem Dorrenberg, bei den neuen evangelischen Kirchhöfen, verlegt wurde. Die Wilhelmsstraße mündet rechts ab in die zu dem Dorrenberge führende Hochstraße, aus der zur Linken sich die Bergstraße abzweigt, die wir später besuchen werden.

Aus der Friedrichsstraße führt demnächst auch noch rechts ab die kleine Klotzbahn in die Häuserreihen der großen Klotzbahn, die sich demnächst an die Hochstraße anschließt. Der vorgedachte gesammte Häuser-Complex ist meistens von mittleren und geringeren Gewerbebetreibenden, namentlich Webern bewohnt.

Am Ende der Friedrichsstraße breitet sich vor uns der Neumarkt aus.

Es ist dies ein schiefwinklicher, sonst aber schöner und schmucker Platz von 1 Morgen 130 Ruthen 70 Fuß, der bis zum Jahre 1802 Kirchhof der reformirten Gemeinde war und im Jahre 1809 von der Stadt für 4400 Thlr. berg. käuflich erworben wurde. Der Platz liegt etwas erhöht, ist rings von ansehnlichen Häusern umgeben, und es führen von verschiedenen Seiten vier Treppen zu ihm. An der südöstlichen Seite ist er mit einer Verkaufshalle versehen und in seiner Mitte prangt, von einer stattlichen Einfassung umgeben, eine Eiche, die am 9. November 1814 zum Andenken an den, gerade ein Jahr vorher erfolgten ersten Einzug von Truppen der gegen Frankreich verbündeten Heere von mehreren patriotischen Bürgern gepflanzt wurde und jetzt noch unter der Pflege und dem Schutze der „Eichengesellschaft", eines besonderen Vereins von Vaterlandsfreunden, steht. Die erwähnte Einfassung ist durch 4 Säulen geziert, in denen verschiedene Inschriften stehen, und zwar:

Erste Säule: „Zum Andenken des 9. November 1813, des Einzuges der ersten verbündeten Truppen. Errichtet von der „Eichengesellschaft."

Zweite Säule: „Franz dem I., Kaiser von Oesterreich."

Dritte Säule: „Friedrich Wilhelm dem III., König von Preußen."

Vierte Säule: „Alexander dem I., Kaiser aller Reußen."

Am Fuße dieser letzten Säule: „Gebaut im Jahre 1817."

Vom Neumarkte gelangen wir in südlicher Richtung auf die breite, und, wenn auch nicht lange, doch sonst ansehnliche Wallstraße, die etwa in ihrer Mitte zur Rechten nach dem Wiedenhof und die nahebei an der Wupper liegende Schloßbleiche führt, deren Name an das Schloß Elberfeld erinnert. Die Schloßbleiche ist ein ungepflasterter, 152 Ruthen 30 Fuß großer Platz, der haupsächlich zu Schau-

stellungen benutzt wird, und auf dem zur Meßzeit in einem Gewühle von Menschen ein sinnverwirrendes Durcheinander von Kirmesspectakel aller Art und allerlei sich gegenseitig überbietenden Anpreisungen der verschiedenen Budeninhaber sich breit und laut macht.

In westlicher Richtung führt von dem Neumarkte die Neumarktstraße ab, in welcher das Gebäude der schon seit ungefähr 50 Jahren bestehenden Gesellschaft „Genügsamkeit“ und das Lokal der Königl. Steuerkasse II. liegt, zu deren Bezirk die Sectionen D. E. F. H. und J., und außerdem die Bürgermeisterei Kronenberg gehören. Diese Straße mündet in die Grünstraße, welche links ab bis zur Schlössersgasse und zur Herzogsstraße führt. In der Grünstraße finden wir das Gymnasium, das unter dem dreifachen Patronate der reformirten Gemeinde, der Stadt und Sr. Majestät des Königs steht. Es umfaßt sechs Klassen und eine Vorschule, und es wirken an demselben 1 Director, 3 Oberlehrer, 5 Gymnasiallehrer und 3 Hülfslehrer, einschließlich eines Zeichenlehrers so wie eines evangelischen und eines katholischen Religionslehrers. Die Anzahl der Schüler betrug während des Winterhalbjahres 1860/61 in den Gymnasial-Klassen 252, in der Vorschule 21, zusammen 273. Während des Sommerhalbjahres 1861 betrug die Schülerzahl 251 resp. 25, überhaupt also 276. Die zunehmende Frequenz dieser Lehranstalt machte eine Vermehrung der Schulzimmer nothwendig, die im Jahre 1861 durch Errichtung eines zweiten Stockwerkes über dem östlichen Theile des Schulgebäudes mit dem Kostenbetrage von 4600 Thlrn. bewerkstelligt worden ist.

Etwas weiter an derselben Seite der Straße, liegt die katholische Mädchenschule, die 1 Lehrer, 1 Hülfslehrer und zwei Lehrerinnen bei 476 schulbesuchenden Kindern hat. Am entgegengesetzten Ende der Grünstraße befindet sich die unter der Direction des Herrn Dr. Hambruch stehende höhere Privat-Töchterschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt, die im Jahre 1861 an Lehrkräften außer dem Director einen ordentlichen Lehrer, fünf ordentliche Lehrerinnen und sechs andere Lehrer für einzelne Fächer hatte. Die Zahl der Schülerinnen betrug am 1. April 1862: 154.

Hier, am Ende der Grünstraße liegt vor uns die Louisenstraße, von deren Ecke man aber zur Bergstraße gelangt, der wir zunächst einen kurzen Besuch machen müssen.

Sie hat sich erst in neuerer Zeit durch Anbauten hervorgehoben und wird sich gewiß auch ferner noch mehr entwickeln und geltend machen. Wir finden hier zunächst die im Jahre 1847 mit dem Kostenbetrage von ca. 12,000 Thlr. erbaute (ev.) Louisenschule, die 1 Lehrer, 3 Hülfslehrer und 420 schulbesuchende Kinder hat. Nahebei, an derselben Seite, erhebt sich das, der katholischen Gemeinde gehörige St. Josephs-Hospital, ein hübsches und freundliches, massiv in Werksteinen errichtetes Gebäude, dessen westlicher Flügel für die Pflege armer Kranken, so wie auch solcher Kranken, die sich gegen Vergütung verpflegen lassen wollen, bestimmt ist, während der östliche Flügel als katholisches Waisenhaus dienen soll. Ein Anbau, der für die Aufnahme ansteckender Kranken bestimmt ist, befindet sich in der Ausführung, und wird das ganze, im Herbste 1862 zur Vollendung gelangende Gebäude eine Länge von 180 Fuß bei einer Tiefe von 40 Fuß haben. Das Hospital wurde mit dem Jahre 1856 eröffnet. Die Kosten des Gebäudes von 37,000 Thlr. wurden durch freiwillige Beiträge der katholischen Gemeindeglieder aufgebracht, die für das schöne, wohlthätige Werk unstreitig die dankbarste Anerkennung verdienen. — Sodann finden wir an dieser Straße, in dem früheren Gebäude der höhern Webeschule, die katholische Knabenschule, welche mit dem Jahre 1861 in dieses Gebäude verlegt wurde. Sie hat 1 Lehrer, 3 Hülfslehrer und 449 schulbesuchende Kinder. — Die Bergstraße mündet weiter hinauf in die Hochstraße.

An der von der Bergstraße abzweigenden „Plateniusstraße" wird jetzt eine Reitbahn auf Actien gebaut.

Wir kehren indessen dahin zurück, von wo wir uns zuerst zur Bergstraße gewendet haben, nämlich zum Eingange in die Louisenstraße. Es ist dies eine stille, etwas ernste, jedoch von hübschen Häusern eingeschlossene Straße. An dem Punkte, wo sich die Casinostraße ihr verbindet, liegt das sogenannte evangelische Vereinshaus, das Lokal des im Jahre 1860 gegründeten, „christlichen Bürgervereins", der ein engeres Aneinanderschließen und Zusammenhalten christlich gesinnter Bürger zu gegenseitiger Unterhaltung und Belehrung bezweckt und auch Einrichtungen zur Aufnahme und Beherbergung gleichgesinnter durchreisender Fremden getroffen hat. Von hier aus geht die Louisenstraße in gerader Richtung durch den neueren Stadttheil, jedoch unter

dem Namen der „verlängerten Louisenstraße" bis zur Obergrünewalderstraße fort. Dann erhebt sich rechts der Grünewalderberg, der, meistens von Webern und Fabrikarbeitern bewohnt, auf seinem Abhange zu Gemüsefeldern aptirt ist und von manchen Punkten herrliche Aussichten über Stadt und Gegend bietet. An ihn lehnt sich der schöne de Weerth'sche Garten, der andererseits von der Nevigeser Chaussee und der Königsstraße begränzt wird. Es ist dies eine allerliebste Anlage, die auf verhältnißmäßig beschränktem Raume die verschiedensten Gruppirungen repräsentirt und davon Zeugniß giebt, was die sinnige Kunst aus wüster Natur Schönes zu schaffen vermag. — Vom Grünewalder Berg gelangen wir längs dem de Weerth'schen Garten zu dem Eingange der Stadt an deren westlichem Ende. Da eröffnet sich uns, breit und prachtvoll, die Königsstraße. Sie führt schnurgerade bis an die Herzogs- und Louisenstraße und durchschneidet so den in den dreißiger Jahren entstandenen neuen Stadttheil. Die Königsstraße wurde erst 1839 vollendet und mit dem 1. Januar 1840 dem Publikum eröffnet. Man sieht es ihr mit dem ersten Blicke an, daß sie der neueren Zeit angehört, da auch die schönen, zum Theil prachtvollen Anbauten zu beiden Seiten neu sind. Sie stellt dem einkehrenden Fremden sogleich das Bild einer großen Stadt vor Augen, ein Eindruck, der sich später zwischen den engeren Straßen großentheils wieder verliert. Die Straße wird von der Obergrünewalder- und der Untergrünewalderstraße durchschnitten; außerdem führen rechts die Sophienstraße, die Auer Schulstraße und die Laurentiusstraße, zur Verbindung mit der Auerstraße, so wie links die Osterfelderstraße zur Verbindung mit dem Grünewalder Berg resp. der verlängerten Louisenstraße, von ihr ab.

Der Sophienstraße gegenüber, etwas einwärts von der linken Seite der Königsstraße, liegt die in dem Jahre 1853 — 1858 nach einem Plane des Regierungs- und Bauraths, Dombaumeisters Zwirner zu Cöln, durch den Baumeister Friedr. Augustini hierselbst erbaute zweite reformirte Kirche. Sie ist im gothisch-byzantinischen Rundbogenstyle in festen Sandstein-Quadern mit Bruchsteinmauerwerk verbunden, ausgeführt, hat 112 Fuß Länge, 66 Fuß Breite und 55 Fuß Höhe in den Umfassungsmauern. Der schlanke, achtseitige Thurm hat 210 Fuß Höhe. Eine Hauptzierde im Innern der Kirche bildet die

von Joh. Friedr. Schulze & Söhnen zu Paulinszelle gefertigte, sehr gelungene Orgel. Die Kosten des Kirchenbaues nebst Orgel, Glocken und übrigen Einrichtungen betragen ca. 98,600 Thlr. und wurden durch freiwillige Gaben der hiesigen reformirten Gemeindeglieder aufgebracht. Der Bauplatz nebst einem 46 Fuß breiten umliegenden Straßenterrain, zusammen im Werthe von 14,000 Thlr., wurde von dem nun verstorbenen Rentner de Landas unentgeltlich hergegeben.

Auch das Gebäude der im Jahre 1823 hier gegründeten „vaterländischen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft“ befindet sich in der Königsstraße, und zwar an dem sogenannten Königsplatze. Von der gegenüber liegenden Straßenseite aus führt die Auer Schulstraße zur Aue. Die Auer Schule, welche in dieser Straße liegt, wurde im Jahre 1839 im Bau vollendet. Sie hat 1 Lehrer, 3 Hülfslehrer und 490 schulbesuchende Kinder.

Der vorgedachte Königsplatz, in seiner regelmäßigen Quadratform und äußern Ausstattung der schönste öffentliche Platz der Stadt Elberfeld, deren Eigenthum er ist, hat eine Größe von 1 Morgen 160 Ruthen und ist mit Bäumen bepflanzt, die ihm ein sehr freundliches Ansehen geben. Zur Zeit der Messen und bei andern Gelegenheiten, wo der Neumarkt zur Abhaltung der Wochenmärkte nicht benutzt werden kann, dient der Königsplatz hierzu. Auf demselben steht die in den Jahren 1829 bis 1836 im Bau ausgeführte schöne katholische Kirche. In dem Baustyl derselben ist die griechisch-dorische Form vorherrschend, hinsichtlich der runden Fenster- und Kuppelgewölbe dem byzantinischen Style sich annähernd. Die Haupt-Façade bilden 2 Thürme, zwischen welchen ein vorstehendes Portal, jedoch ohne Säulen angebracht ist. Das ganze Gebäude ist 94 Fuß breit und 191 Fuß lang, die Kirche 54, die Thürme 98 Fuß hoch, worauf Spitzen von 55 Fuß Höhe. Der Bau dieser Kirche hat 100,676 Thlr. gekostet, welche außer dem Erlöse aus der verkauften alten Kirche nebst Zubehör durch verhältnißmäßig geringe Kapital-Anleihen, ferner durch 31,500 Thlr. an Collectengeldern und freiwilligen Beiträgen der Gemeindeglieder und der evangelischen Einwohner und durch ein Geschenk Sr. Majestät des Königs von 5000 Thlrn. zusammengebracht wurden. In der Stadt Elberfeld allein brachten die zu diesem Zwecke abgehaltenen Collecten

25,920 Thlr. auf, worunter an Beiträgen von nicht-katholischen Bürgern die Summe von 13,620 Thlr. begriffen war.

Weiter hinauf an der Königsstraße liegt das schöne Gebäude der Gesellschaft Casino, welches, nachdem das frühere Gebäude in der Neujahrsnacht von 1857 auf 1858 durch Brand eingeäschert worden, im Jahre 1859 durch Actienzeichnungen neu errichtet, und am 4. Februar 1860 eingeweiht worden.

Es trägt in goldenen Buchstaben die Ueberschrift: „Ex flammis renascor.“ Es finden dort häufig vorzügliche Concerte statt, und das Gebäude dient auch zu den Versammlungen und Kunstübungen des hiesigen Gesang-Vereins, des Instrumental-Vereins und des Schach-Clubbs.

Die Loge „Hermann zum Lande der Berge“, welche früher in einem Flügel dieses Gebäudes ihr Lokal hatte, hat nach dem Brande den bisher miethweise benutzten Flügel käuflich erworben, solchen neu bauen lassen und kürzlich bezogen. Der Eingang zu diesem Lokale geschieht von der Casinogarten-Straße.

In dieser letzteren Straße befindet sich die im Jahre 1844 für den Bezirk des hiesigen Königl. Handelsgerichts auf Actien errichtete Seiden-Trocknungs-Anstalt.

Am Casino endigt die Königsstraße, und mit ihr der neuere Stadttheil, indem dieser rechts durch die Kleine Herzogsstraße, welche zur Auerstraße, und links durch die Casinostraße, welche zur Louisenstraße führt, von den älteren Stadttheilen abgeschnitten wird.

Wir betreten nun die Herzogsstraße, die sich ebenfalls durch ziemliche Breite und durch schöne Anbauten auszeichnet. In dieser Straße finden wir zur Rechten die Realschule, deren Gebäude im Jahre 1830 von der Stadt für den Betrag von 17,500 Thlrn. durch Ankauf erworben wurden. Sie bestehen in einem Haupt- und zwei Nebengebäuden nebst Hofraume. Diese Lokalitäten haben im Jahre 1858 noch durch einen Erweiterungsbau von vier Klassenzimmern und einem Saale für die Schulfeierlichkeiten vermehrt werden müssen. Das Hauptgebäude, 68 Fuß lang und 36½ Fuß tief, ist massiv in Bruchsteinen, vierstöckig aufgeführt. Der Baustyl ist italienisch-modern und gefällig, indem alle Profilirungen leicht gehalten sind. Die Realschule hat jetzt 6 Klassen und eine Vorbereitungs-Klasse. Es wirken daran:

1 Director, 3 Oberlehrer, 5 ordentliche Lehrer und 2 Hülfslehrer. Die Schülerzahl betrug 1860/61: 291, von denen 27 auf die Vorbereitungs-Klasse kamen, und im Sommersemester 1861: 296 incl. 32 Schülern der Vorbereitungs-Klasse. — Der Realschule gegenüber befindet sich das Gebäude der mit October 1847 hier in Wirksamkeit getretenen Königl. Bank-Commandite.

Weiter hinauf, zur Linken, führt uns die Erholungsstraße zu dem Gebäude der schon seit dem Jahre 1794 bestehenden Gesellschaft Erholung.

Von der Herzogsstraße, welche dem Rathhause gegenüber in die Wallstraße mündet, führt etwas vorher eine kurze und enge Straße rechts zum Wiedenhof, eine Bezeichnung, welche ursprünglich einer reformirten Pastorat-Wohnung daselbst angehörte, im gemeinen Leben jedoch gewöhnlich in Wirmhof umgewandelt wird. Es befindet sich hier auch das im Jahre 1676 errichtete reformirte Armenhaus, in welchem meistens alte, schwache Leute der reformirten Gemeinde Wohnung und Pflege finden.

Dem Wiedenhof folgt „das Mäuerchen," so genannt von der niedrigen Mauer, die von hier bis zur Auerstraße die Wupper einschließt, und der eine Reihe schöner Häuser rechts gegenüber liegt. Ungefähr in der Mitte des „Mäuerchens" führt eine, der Stadt gehörige Jochbrücke über die Wupper, wodurch die Verbindung mit der Alexanderstraße, dem Islande 2c. vermittelt wird, und etwas weiter unterhalb liegt die Ohligsmühle, die mit Unterstützung einer Dampfmaschine zum Getreidemahlen dient.

An der Stelle, wo von dem „Mäuerchen" rechts die Kl. Herzogsstraße nach der Königsstraße abführt, fängt die Auerstraße an. Sie gehört noch dem älteren Stadttheile an, hat eine ziemliche Breite, meistens schöne Häuser und eine gerade Richtung. Aus ihr führen die Laurentiusstraße, die Auer Schulstraße und die Ober- und Untergrünewalderstraße zur Königsstraße. Fast am Ende der Auerstraße, zur Linken, liegt das in den Jahren 1820—22 erbaute Bürgerkrankenhaus, das 17,350 Thlr. gekostet hat. Dieses Bau-Capital wurde zunächst durch den Ueberschuß aus der Rechnung des in den Nothjahren 1816/17 hier gebildeten sogenannten Korn-Vereins, von 13,000 Thlrn., ferner durch ein Königl. Gnadengeschenk von 1000 Thlrn. und durch Ueberweisung von Ein-

quartirungsgeldern und baaren freiwilligen Beiträgen hiesiger Bürger aufgebracht. Auch diese Anstalt steht sonach da als ein Denkmal des Wohlthätigkeitssinnes der hiesigen Bürgerschaft, und sie wirkt unter einer sorgsamen Verwaltung sehr wohlthätig und segensreich.

Wir befinden uns nun wieder am westlichen Ende der Stadt, und hätten so das Stadtgebiet auf der rechten Seite der Wupper durchwandert. Es bleibt uns nun, bevor wir uns auch in dem ländlichen Bezirke umsehen, noch übrig, den auf der linken Seite der Wupper liegenden Stadtbezirk zu begehen. Schicken wir uns dazu an!

Wir betreten demnach den nach dem Steinbecker Bahnhof führenden Weg, überschreiten die in demselben liegende Wupperbrücke und wenden uns dann links ab, um zunächst zur Gesundheitsstraße zu gelangen. —

Aber halt! was für eine freundliche Anlage ist das, die dort vor uns liegt? — Es ist die „Villa Steinbeck", ein Garten-Wirthschafts-Lokal, von dem Besitzer, Herrn C. F. Holtzem, gar nicht übel also genannt. Dahin müssen wir zunächst, da uns die Anlage, obschon sie, gleich dem angränzenden Steinbecker Bahnhofe schon zum Landbezirke gehört, so einladend am Wege liegt. Die Villa Steinbeck hat einen zierlichen Salon und einen schönen von Bäumen beschatteten Garten mit Ruhesitzen mannichfaltiger Art. Von dem Garten aus hat man malerische Aussichten, besonders in die Thalschlucht zwischen dem Kießberg und dem Nützenberg, worin Manche viel Aehnkeit mit der porta westphalica in der Wesergegend finden wollen.

Der nebenan liegende Steinbecker Bahnhof dient jetzt, nachdem im Jahre 1858 die Fusion der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn mit der Bergisch-Märkischen zu Stande gekommen, nicht mehr dem Personen-Verkehre, sondern nur noch zur Güter-Expedition.

Von hier gelangen wir — wenn wir nicht der links abführenden, die Verbindung mit der Gesundheitsstraße 2c. vermittelnden Südoststraße Besuch abstatten wollen, — der Bergisch-Märkischen Eisenbahn entlang, auf die Kölner Straße, die zunächst nach Kronenberg, Solingen 2c. führt. An dieser Straße liegt der Johannisberg, ein weit und breit bekanntes Vergnügungs-Lokal, das wir uns etwas näher besehen müssen. Wir durchschreiten die Flur des Wohnhauses, und es

empfängt uns eine große, schöne Gartenanlage, mit Bäumen alleenartig bepflanzt, und mit einem freien großen Platze, der einer ansehnlichen Menschenmenge zum Lustwandeln in freier Luft hinlänglich Raum gewährt, sonst aber zu künstlerischen Produktionen aller Art benutzt wird. In der Mitte des Platzes ist eine Springbrunnen-Anlage, die an Sommertagen durch ihre Wasserspiele Unterhaltung gewährt, und zwischen den Bäumen erhebt sich ein zierliches Orchestergebäude, selbstredend ebenfalls nur für die Sommermonate bestimmt. Außer den vielen, unter den schattenden Bäumen angebrachten Sitzplätzen ist auch eine Halle zum Aufenthalte bei schlechter Witterung vorhanden. — Vom Garten des Johannisberges aus bietet sich eine herrliche Aussicht, zuerst über die Häusermasse von Elberfeld, dann aber auch in die Ferne, namentlich über das Wupperthal nach Schwelm und nach den Fabrikanlagen am Eynern-Graben. Das am Eingange des Gartens stehende Gebäude enthält einen Saal, der zu Concerten, Bällen und Schaustellungen dient und auch eine förmliche Bühne zu theatralischen Vorstellungen hat. Dieser Saal erfreut sich besonders an Sonntagen eines zahlreichen Besuches aus Stadt und Umgegend, so wie es auch den Abonnements-Concerten, welche dort zweimal wöchentlich stattfinden, an großer Theilnahme nicht fehlt. Die anerkannt kunstvollen Leistungen der unter dem Direktor Langenbach stehenden, jetzt 40 Mitglieder zählenden Johannisberger Kapelle, und die Umsicht und Präcision, mit welcher der Inhaber des Etablissements, Herr Abr. Küpper, für mannichfaltig abwechselnde Unterhaltung und für die wirthliche Bedienung seines Publikums sorgt, machen die stete Frequenz dieses Vergnügungs-Lokals erklärlich. — Dem Johannisberge gegenüber, beziehlich zur Rechten, befinden sich die gut besuchten Gartenwirthschaften des Herrn Otto Coeler und des Herrn Wilh. Einsel. Beide Anlagen gewähren dem Besucher angenehmen Aufenthalt, namentlich auch durch die geschmackvollen Ausstattungen der Gärten und durch die schönen Aussichten, welche man von diesen aus genießt. — Obgleich auch diese Anlagen eigentlich schon dem Landbezirke angehören, so haben wir sie doch schon hier mit berühren zu müssen geglaubt, da sie dem zur Stadt gehörenden Johannisberge so nahe liegen.

Wir ziehen nun aber die etwas stark sich neigende Kölner Straße hinunter und machen im Islande, an der sogenannten „dicken Pumpe“, einstweilen Halt, um zuvörderst auf die von hier links abgehende

Gesundheitsstraße, die wir auf unserer, so eben beendeten Excursion beinahe vergessen hätten, hinzuweisen. Sie geht etwas bergan und es führen mehrere Straßen und Pässe zur Verbindung mit der Ohligsmühle, der Alexanderstraße und dem Mäuerchen, so wie der Südoststraße, von ihr ab. Von der Höhe der Gesundheitsstraße hat man eine schöne Aussicht auf die unten ausgebreitete Stadt. — Wir setzen indessen unsern Weg durch das Island fort. Es ist dies eine enge, dicht bewohnte Straße, in der sich wieder Laden an Laden drängt und ein reger Verkehr bewegt. Aus ihr zweigt sich der „Böckel" ab, ein unregelmäßiges Straßenterrain, das rechts mit dem Hohlenweg (Kölner Straße) in Verbindung steht und links nach dem Döppersberg führt. An diesem linken Ausgange des Böckel und dem vorbeiführenden Wege nach dem Grifflenberge steht, etwas erhöht, die Friedrich-Wilhelms-Schule. Sie wurde in den Jahren 1840/41 nach einem Anschlage, der sich auf 10,995 Thlr. belief, erbaut. Es wirken an derselben 1 Lehrer und 2 Hülfslehrer bei der Anzahl von 327 schulbesuchenden Kindern. — Vor uns liegt der geräumige Döppersberger Bahnhof mit seinen Magazinen und Lagerplätzen; wir kehren aber zum Island zurück, besehen uns die am Ende desselben in der Richtung nach der Wallstraße liegende massiv erbaute Isländer Brücke, durchschreiten dann rasch die Fuhr, eine enge, nicht im besten Renommée stehende Straße, und gelangen aus dieser zu der Wupperbrücke am Döppersberg. — Bis jetzt bestand hier nur eine hölzerne Jochbrücke. Nach längern Verhandlungen zwischen der Stadtverwaltung, der Direction der Bergisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaft und dem Königl. Ministerium ist aber die Erbauung einer massiven Brücke zur Verbindung der Stadt mit dem bergisch-märkischen Haupt-Bahnhofe, nach einem, den Betrag von 70,500 Thlr. ergebenden Kostenanschlage, beschlossen und die Vereinbarung getroffen worden, daß zu diesen Kosten die Staatskasse einen Zuschuß von 10,000 Thlr. leisten und die Stadt Elberfeld so wie die Eisenbahn-Gesellschaft die übrigen 60,500 Thlr. je zur Hälfte übernehmen sollten. Mit dem Bau dieser Brücke, welche in allmähliger Ansteigung von der Gränze des Altmarktes unmittelbar zum Plateau des Bahnhofes führen wird, hat man jetzt eben begonnen.

Wahrhaft imposant ist das hier auf dem Döppersberg stehende, im Jahre 1848 im Bau vollendete Stationsgebäude der bergisch-

märkischen Eisenbahn, von dem aus der Personenverkehr auf dieser Bahn mit dem 9. März 1849 eröffnet wurde. Es ist im griechischen Style aufgeführt. Das Hauptgebäude ist 183 Fuß lang und 50 Fuß breit und neuerdings durch einen Anbau an der westlichen Seite, der 112 Fuß lang und 50 Fuß breit ist, und in dem auch die Postverwaltung einige Räume angewiesen erhalten hat, erweitert worden. Die in dem Stationsgebäude befindliche Telegraphen-Station wurde schon am 1. Januar desselben Jahres, zuvörderst für Staatszwecke, errichtet und mit dem 1. October desselben Jahres auch der Benutzung zu Privatzwecken freigegeben.

Vom Bahnhofe aus führt uns die Ronsdorfer Chaussee, dem Döppersberg entlang, und an schönen Häusern und Gärten vorüber, zunächst bis zur Kluse. An diesem Wege, nicht weit vom Bahnhofe, erhebt sich rechts ein prachtvolles Gebäude. Es ist das Gebäude der höheren Webeschule, das zugleich eine Fabrikmuster-Zeichenschule, so wie die Provinzial-Gewerbeschule und eine Handwerker-Fortbildungsschule in sich schließt. Dieses Gebäude, welches im Jahre 1859 vollendet wurde, ist im römischen Style aufgeführt, hat eine Länge von 130 Fuß und enthält einen Mittelbau und zwei, nach der hinteren Seite ausgebaute Flügel. Die Tiefe des Mittelbaues beträgt 50 Fuß, die jedes Flügels 96 Fuß. Die Baukosten, einschließlich des Bauplatzes, betrugen ca. 70,600 Thlr. und wurden, bis auf ein, aus Beständen der früheren Webeschule ꝛc. gebildetes Kapital von 4535 Thaler aus dem Erlöse von Stadt-Obligationen bestritten. — Gegen Ende des Jahres 1861 hatte die höhere Webeschule 31, die Fabrikmuster-Zeichenschule 13, die Provinzial-Gewerbeschule 90 und die Handwerker-Fortbildungsschule 60 Schüler.

Diesem Gebäude gegenüber, in dem von der Wupper begränzten Thale, breitet sich das städtische Grundstück: das „Brausenwerth“ in der Größe von 3 Morgen 107 Ruthen aus. Es wird großentheils als Bleiche benutzt und gewährt, von unserer Straße aus gesehen, einen recht freundlichen Anblick. Hier befinden sich die Gebäude des städtischen Schlachthauses und Leihhauses und der Gasbeleuchtungs-Anstalt mit zwei ansehnlichen Gasometern von 56,000 resp. 12,000 Kubikfuß Inhalt.

Der Bau des städtischen Schlachthauses wurde im Jahre 1829 vollendet. Dasselbe ist im modernen Style von Bruchsteinen zweistöckig errichtet und bildet einen Rectangel mit vorstehender Einfahrt, die mit einem Fronton geziert ist. Das Erdgeschoß ist 20 Fuß hoch und enthält eine auf 28 dorischen Säulen überwölbte Schlachthalle, mit 6 Unterabtheilungen für Ställe, und in dem Vorbau das Verwaltungszimmer und das Treppenhaus. Die obere Etage ist 13 Fuß hoch und enthält 30 Stuben für das Leihhaus und die resp. Verwaltungen. Außerdem sind auf dem Dachboden noch eben so viel Kammern eingerichtet.

Die Baukosten des Schlachthauses und der innern Einrichtung und Ausstattung desselben mit den nöthigen Utensilien haben den Betrag von 30,848 Thlr. erfordert. Die Räume des Schlachthauses sind jetzt dem hiesigen Metzgervereine für 300 Thlr. jährlich verpachtet. — Das Leihhaus befindet sich, wie schon eben angedeutet, jetzt in dem oberen Theile des Schlachthauses. Es besteht schon seit dem Jahre 1821, und seine Ueberschüsse sind statutmäßig zum Besten des städtischen Waisenhauses bestimmt. Diese Ueberschüsse sind nicht unbedeutend; sie betrugen seit dem Bestehen der Anstalt bis zu Ende des Jahres 1861 58000 Thlr.; indessen hat in dem Gemeinde-Etat für 1862, — weil dem Leihhaus-Fonds die Pension eines Leihhaus-Beamten mit 300 Thlr. zur Last gefallen ist, auch einige Gehaltserhöhungen der Leihhaus-Beamten, im Gesammtbetrage von 100 Thlr. eingetreten sind, — nur der Betrag von 977 Thlrn. als muthmaßlicher Ueberschuß ausgeworfen werden können.

Verfolgen wir nun den von uns betretenen Weg noch auf eine kurze Strecke, so kommen wir zur Kluse. Hier hört das Stadtgebiet auf, indem die Kluse schon dem Landbezirke angehört und wir bis zur Haspelerbrücke, von der wir ausgegangen sind, das Terrain der eigentlichen Stadt nicht mehr berühren. Wir hätten demnach unsere Wanderung durch die Stadt Elberfeld vollendet und wenden uns nun dem Landbezirke zu.

Wir werden hier, das sehen wir voraus, nicht, wie in der Stadt, alle Straßen und Wege verfolgen können, und das möchte auch, wenn

es geschähe, vielfach langweilig und ermüdend werden, da uns wohl nicht überall Interessantes oder Neues vorkommen dürfte. Wir werden daher mitunter genöthigt sein, im Geist Berg und Fluß zu überspringen und uns zu versetzen, wohin es uns beliebt. Indessen denken wir doch hierbei im Ganzen eine gewisse Ordnung nicht außer Acht zu lassen.

Vor uns liegt also die Kluse. Unsere jüngeren Begleiter wollen ein wenig verweilen, um uns älteren Mitwanderern, denen sich bei dem Namen Kluse manche alte liebe Erinnerung aufdrängt, Muße zu gönnen, diesen dunkeln, schattigen Waldweg, welcher in unserer Vorstellung sich hier so einladend vor uns aufthut, durchschreiten zu können. Lüstet sie's, so dürfen sie sich uns auch anschließen. Hier eben, an dieser Stelle fing der Wald an, im Geiste schauen wir ihn noch, — dessen Ende links sich bis in die tief unten liegende Bleiche, und dessen Länge sich bis an den „Kluser Kopp", eine Bergkuppe, dicht am Bendahl oder der Barmer Gränze erstreckt.

Also es geht zur „Kluse". Der Weg, von Buchen überwölbt, senkt sich ziemlich schroff bergab, und ist an einer Stelle, wohin wir jetzt gleich gelangen, wenigstens für Kinder fast gefährlich, weil er hier zugleich bedeutend schmaler ist. Es heißt hier „an der Wage", — eine Benennung, die nicht von „wiegen" oder „wägen", sondern von „wagen" abgeleitet sein will. — Die Wupper fließt unten dicht am Fuße des Waldes vorbei, und wird von den übergebogenen Bäumen überschattet, so daß einem fast schauerlich zu Muthe wird. Der Sage nach soll an dieser Stelle die Tiefe der Wupper nicht zu ergründen sein; — wohl nur ein wohlgemeintes Warnungs- und Schreckmittel für Kinder!

Gedenken wir aber noch des „Zwergenlochs", — einer kleinen Höhle, welche zwar von hier aus nicht sichtbar ist, — da sich in dem Felsen unseres Weges, unten, am Ende der Bleiche und nur einige Fuß höher als diese, ihre Oeffnung zeigt, — die aber unter unsern Füßen hinläuft, wenn es anders wahr ist, daß sie einige Länge hat. Noch wenige Schritte und wir befinden uns in einer wild-romantischen, felsigen Thalschlucht, und sehen zur Rechten einen etwa 3 oder 3½ Fuß hohen und ebenso langen und breiten, von 4 Steinen zusammengesetzten Wasserbehälter, welcher, außer bei langer Dürre, immer frisches Wasser enthält. Etwas weiter rechts in die Schlucht hinein gewahren wir auch in dem bemoosten Gestein eine Quelle, deren Wasser sich mit dem

überfließenden des Behälters vereinigt, und quer über den Weg durch einen breiten Eingang zur Wupper in diese fließt, wodurch also unser Weg in zwei Hälften getheilt wird. So tief ist das Thal, daß die Wupper bei etwas hohem Wasserstande hier beinahe in den Weg tritt. — Still und traulich ist's hier; Vergißmeinnicht-Blümchen stehen in Fülle da und erblühen hier besonders üppig; auch Nachtigallen fehlen nicht. Aber Eins noch gehört dazu: — das „Wuppermännchen“ grüßt uns! Ein altes, freundliches Männchen mit seiner eben so alt scheinenden Frau; beide, reinlich gekleidet, wandern mit steinernen Krügen beladen von früh Morgens bis spät Abends tagtäglich unausgesetzt hin und her, um ihre mitleidigen Kunden mit frischem Klusensprung-Wasser zu bedienen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn uns die Beiden nicht begegnet wären. — Von hier gehts wieder in die Höhe bis an den Fuß des „Kluser Kopps“. Doch — wir finden uns kaum noch zurechte. Der Wald ist verschwunden, der „Klusensprung“ ist überbaut, das Thal ist ausgefüllt, — die Eisenbahn geht darüber hin! Nur der „Klusenkopp“ und das Gewölbe, welches als Durchlaß des Wassers unten an der Wupper im Gemäuer sich zeigt, geben uns die Richtung an und deuten auf die verschwundene ehemalige Romantik. Wehmuth ergreift uns, — kehren wir um!

Wir sind wieder in der Gegenwart; die Kluse, wie sie jetzt ist, liegt vor uns. Auch sie hat ihre Reize, ihre Vorzüge. Sie ist ein mehrfach durchbrochenes ländliches Terrain mit verschiedenen Anbauten, welches an dem Uebergange über die Eisenbahn in der Ronsdorfer Straße, wo sich die Maschinen-Werkstätte der bergisch-märkischen Eisenbahn befindet, anhebt. Gleich vorn, wo sich der Weg in der Kluse von der Ronsdorfer Straße scheidet, erblickt man auf einer kleinen Anhöhe rechts das Gesellschafts- und Schieß-Lokal der Schützengilde mit seinen hübschen Gebäude- und Garten-Anlagen. Diese Schützengesellschaft, ursprünglich bei Errichtung der Bürgerwehr im Jahre 1848 als ein besonderes Corps derselben gebildet, vereinbarte nach Auflösung der letzteren im Jahre 1849 für sich besondere Statuten und erfreut sich fortwährend zahlreicher Theilnahme. Gleich hinter dieser Anlage, etwas höher liegt die hübsche, neue Sommerwirthschaft der Frau Wtb. Sickert, auch mit weiter Aussicht über die Stadt und Gegend. Wir aber bleiben auf unserm Gange in der Kluse. — Zur linken Seite die Eisenbahn und

die Wupper mit den an derselben gelegenen Färbereien, die sich besonders durch ihre hohen Schornsteine bemerklich machen, — rechts von zum Theil buschigen Höhen und einzelnen Häusern eingeschlossen, führt uns ein schöner Weg bis an die diesseitige Gränze der Ober-Bürgermeisterei Barmen. Von diesem Wege führt an der sogenannten Wolkenburg — einer Wirthschaftsanlage des Brauerei-Inhabers, Herrn J. A. Wülfing — ein Uebergang über die Eisenbahn thalabwärts in die, mit Wohnhäusern, Färberei- und sonstigen gewerblichen Anlagen bebaute Kluser Straße, an die sich demnächst die „Mauer" — eine kurze Straßenstrecke, an deren Ausgang das schon zur Gemeinde Barmen gehörende Bendahl liegt, — anschließt. Wir folgen aber ferner dem früher betretenen, höher gelegenen Wege, wenden uns ungefähr zu Ende desselben rechts durch den Kluser Busch und gelangen so auf einem durch Busch und Feld mäßig ansteigenden Wege auf die neue Ronsdorfer Chaussee. Es ist hier an derselben eine Ruhebank aufgestellt. Die Stelle dazu ist sehr angemessen gewählt, nicht nur, weil die von unterhalb etwas steil ansteigende Straße hier ihren Höhepunkt erreicht, sondern auch, weil sich hier eine besonders schöne Aussicht über das ganze Wupperthal darbietet, die wir der Aufmerksamkeit der Naturfreunde empfehlen können. Ueberhaupt gewährt diese Straße, von der Distelbeck bis zur Gränze der Gemeinde Elberfeld, in der Böhl, durch ihre Lage an einem buschigen Abhange und ihre mannigfaltigen Abwechselungen in der nähern oder fernern Umgebung einen angenehmen Spaziergang. Etwas abwärts von unserer Stelle befinden sich die Häuser der Brauerei-Inhaber Herrn Hermes und Herrn Wickühler in der Distelbeck, von wo aus ebenfalls sich dem Auge ein schöner Genuß bietet, indem besonders die Stadt sich dem Anblicke unverschleiert darstellt. Weiter nach unten, wo der Weg in der Richtung nach der Eisenbahn die Ebene durchschneidet, bemerken wir zu beiden Seiten desselben Gruppen von kleinen Häusern, die wegen ihrer gleichmäßigen, gefälligen und modernen Form unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es sind dies Wohnhäuser, die ein im Jahre 1858 von hiesigen Bürgern gebildeter Verein für die Beschaffung billiger und zweckmäßiger Arbeiter- und Handwerker-Wohnungen hat erbauen lassen, um sie, unter Zugabe eines Stückchen Landes bei jedem Hause, von etwa ½ Sechszig, zur Benutzung als Gemüsegarten, gegen

mäßige Miethe an Weber, Fabrikarbeiter ꝛc. zu verpachten, und dadurch dem fühlbaren Mangel an solchen Wohnungen einigermaßen zu begegnen. Ein willkommener Anfang, dem weitere Folge zu wünschen ist! —

Links von unserm Wege geht die Distelbecker Straße an Häusern und Gärten vorüber; sie endet am Grifflenberg, wo die Eisenbahn wieder einen Uebergang zwischen diesem und dem Islande, hat. Der Grifflenberg umfaßt eine geringe Anzahl von Häusern aus der zum Landbezirke gehörigen Section H., wozu auch noch einige Häuser aus der zum Stadtbezirke gehörigen Section E. kommen. Der fremde Besucher glaube aber nicht etwa, der Name Grifflenberg schreibe sich von dem, links an der Straße sich erhebenden runden Hügel her; denn dieser ist ein Product aus neuerer Zeit von Menschenhänden, die bei dem Bau der vorbeiführenden Eisenbahn thätig waren und die überflüssige Erde hier aufschütteten. Es müssen übrigens wohl Anstände vorhanden sein, diesen so zwecklos dastehenden, nur die Aussicht versperrenden Hügel in irgend einer Weise nutzbar machen zu lassen, sonst wäre daraus wohl ohne Zweifel manches Nützliche und Schöne zu schaffen!

Vom Grifflenberg führt ein gut gebauter Vicinalweg zwischen Häusern und Feldern nach einer still freundlichen Partie, „vor'm Holz" genannt. Hier befindet sich wieder eine philantropische Anstalt, indem die lutherische Gemeinde auf einem, im Jahre 1859 zu diesem Zwecke von ihr angekauften schönen Landgute mit geräumigen Gebäuden, eine Rettungsanstalt für verlassene Kinder errichtet hat, die segensreich wirkt. Gegen Ende 1861 befanden sich 29 Kinder in dieser Anstalt.

Es führen von hier nach verschiedenen Seiten Wege und Pfade, die besonders zu Spaziergängen geeignet sind. Auf einem dieser Wege gelangen wir zur Kölner Straße (dem Wege nach Kronenberg), und hier haben wir zunächst der Langenfelder Schule zu erwähnen, die im Jahre 1846 neu erbaut worden ist und anschlagsmäßig 9641 Thlr. gekostet hat. Es ist dies jetzt die (evang.) Freischule III mit 1 Lehrer, 5 Hülfslehrern und 632 schulbesuchenden Kindern. Etwas weiter, in der obern Steinbeck, deren Häuser rechts und links die Straße einschließen, befindet sich die Kirberg'sche Bade-Anstalt, die zweck-

mäßig eingerichtet ist und viel besucht wird. Die Kölner Straße geht nun durch weniger dicht bewohnte ländliche Bezirke über das Hahnerfeld und den Hahnerberg nach Kronenberg. Am Hahnerfeld befindet sich eine Schule, deren Gebäude im Jahre 1829 errichtet und im Jahre 1840 durch den Anbau einer Lehrerwohnung erweitert worden ist. Die Baukosten betrugen überhaupt 4695 Thlr. Die Schule hat 1 Lehrer, 1 Hülfslehrer und 292 schulbesuchende Kinder.

Wie von der Höhe des Hahnerfeldes und des Hahnerberges, die 628 Fuß höher liegen, als der Wupperspiegel im Brausewerth, sich ringsum eine schöne Aussicht bietet, so ist dies auch am Küllenhahn der Fall, wohin von der Kölner Straße ein Seitenweg rechts ab führt. Wir erwähnen diese, die Elberfelder Gränze nach Kronenberg schon überschreitende Häusergruppe, wo auch eine gute wirthliche Aufwartung zu finden ist, hier hauptsächlich deßhalb, weil von Elberfeld aus häufig dahin Ausflüge gemacht werden und wir den schönen Weg durch Feld und Busch zu unserer Rückkehr nach Elberfeld benutzen wollen. Wir gelangen so in der unteren Steinbeck wieder an. Da wir diese Gegend schon früher berührt haben, so schlagen wir den Weg nach dem Arrenberg ein. An dem von der Hauptstraße abzweigenden Wege finden wir einige Gebäude, die uns die wackere Menschenfreundlichkeit Elberfeld's wieder lebhaft vor Augen führen. Zuerst zieht das rechts an diesem Wege liegende, im Bau fast vollendete neue städtische Krankenhaus nebst dem dabei befindlichen städtischen Irrenhause, welches letztere im Jahre 1862 seiner Vollendung entgegen sieht, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Beide Gebäude sind mit dem sogleich näher zu berührenden städtischen Waisenhause nicht blos Denkmale des hiesigen Wohlthätigkeitssinnes, sondern auch äußere Zierden der Gegend. Das im Rundbogenstyl erbaute Krankenhaus hat 242½ Fuß Länge und besteht aus einem, 57½ Fuß breiten und 77 Fuß tiefen Mittelbau, an den sich zu beiden Seiten Anbauten von je 57½ Fuß Länge und 49 Fuß Tiefe anschließen, denen wieder Seitenflügel folgen, von welchen jeder 71½ Fuß lang und 35 Fuß tief ist. Die Baukosten betragen anschlagsmäßig 100,000 Thlr. — Das neben dem Krankenhause liegende, zu 23,700 Thlr. veranschlagte Irrenhaus ist 83 Fuß lang und 50 Fuß tief und hat an beiden Seiten Portale von 20 Fuß Länge und 15 Fuß Breite. Es hat drei Stockwerke und ein

Kellergeschoß. Das ganze Erdgeschoß und die halbe erste Etage sind für die weiblichen, und die andere Hälfte der ersten Etage, so wie das ganze zweite Geschoß für die männlichen Irren bestimmt. Sämmtliche Etagen sind durch zwei steinerne Haupttreppen zugänglich.

Weiterhin liegt zur linken Seite unseres Weges das Prachtgebäude des städtisches Waisenhauses. Es wurde in den Jahren 1851 bis 1854 erbaut, bildet in dem Hauptbau und seinen beiden Flügeln eine Fronte von 144 Fuß und hat einschließlich des 10 Fuß hohen Daches, vom Sockel an gerechnet, eine Höhe von 54 Fuß. Es ist im Rundbogenstyl von Bruchsteinen aufgeführt und besteht aus dem Erdgeschosse und zwei Stockwerken. Die inneren Räume sind auf's Zweckmäßigste eingerichtet und ausgestattet. Das zu dem Bau erforderliche Terrain ist von dem nun verstorbenen Rentner Hrn. P. de Weerth unentgeltlich hergegeben worden, und die Bau- und Einrichtungskosten haben 57,929 Thlr. betragen. Am 22. April 1854 wurde das Gebäude seiner Bestimmung übergeben. Es befanden sich zu Ende des Jahres 1861 darin 270 Pfleglinge.

Dem Waisenhause in schräger Richtung gegenüber liegt die Arrenberger Elementarschule, die 1 Lehrer, 2 Hülfslehrer und 388 schulbesuchende Kinder zählt, und etwas weiter abwärts die von Dreden'sche Kaffeewirthschaft, die von der Stadt aus viel Zuspruch findet. Dann folgt die geschlossene Häusergruppe des Arrenberges oder, wie der Bezirk eigentlich genannt wird, „vor'm Arrenberg". Es ist eine stille, freundliche Gegend, die besonders von einiger Entfernung aus ein recht trauliches, idyllisches Ansehen hat.

Wir könnten nun den Weg, auf dem wir uns gegenwärtig befinden, noch weiter verfolgen, könnten auch den nahebei liegenden Kießberg besteigen, der 452 Fuß höher ist, als der Wupperspiegel im Brausewerth, und würden von seiner Krone aus eine bedeutende Fernsicht, namentlich nach der Rheingegend hin, gewinnen; aber wir müssen auch noch andere Excursionen machen und versetzen uns daher nach dem westlichen Eingange der Stadt, um zunächst die Düsseldorfer Straße zu begehen. — Diese, in den Jahren 1830 bis 1833 trefflich gebaute, eine reizende Thalebene zwischen dem Kießberg und dem Nützenberg durchschneidende Chaussee, gewährt mit ihren ziemlich breiten, baumbepflanzten Seitenwegen einen besonders schönen Spaziergang. In der

Nähe der Stadt, und auch weiter an der rechten Seite des Weges befinden sich hübsche Anbauten, unter welchen sich das Haus des Brauerei-Inhabers Hrn. Gust. Küpper am Westende auszeichnet.

Das Haus enthält neben anderen Wirthschaftsräumen einen großen, schönen Saal. Hinter dem Hause befindet sich ein langer, in den Nützenberg gehender bedeutender Felsenkeller und ein schöner, mit Bäumen, Lauben rc. bestandener Garten, der sich terassenförmig an den Nützenberg lehnt.

Die Düsseldorfer Straße geht weiter durch die Vogelsaue, eine Gruppe von Häusern, bis an die Stockmanns-Mühle, wo der Weg auf Düsseldorf, der zunächst nach Mettmann, rechts abgeht, während die gerade fortgehende Straße auf Solingen, zunächst aber dem Kirchdorf Sonnborn zuführt. An dem Eingange von Sonnborn nehmen wir schon von der Düsseldorfer Straße aus einen prächtigen, auf 6 massiven Bogen ruhenden Viaduct wahr, der die Eisenbahn von der Elberfelder Seite über einen Thalgrund und die Wupper auf die Sonnborner Höhe führt.

Somit sind wir derselben Stelle nahe gekommen, die wir vorhin an der Villa Steinbeck aus größerer Entfernung erblickten, — dem Thore zum Rheinlande, der porta Rhenana, wie man sie neuerdings, unser Thal als ein solches Gränzstück zwischen Westphalen und Rheinland betrachtend, nicht unpassend genannt hat. Von dem schönen, modernen Werke der Menschenhände abgesehen, nimmt indeß von den mehr östlicheren Höhen, zumal bei günstiger Abendbeleuchtung, diese Thalschlucht sich herrlicher aus, als hier oder in noch unmittelbarerer Nähe. —

Wir könnten dagegen einen recht interessanten Abstecher nach und durch Sonnborn machen, namentlich um uns die historische Stelle „am Todtenberge" und den an einen Religionscultus unserer heidnischen Voreltern erinnernden „Sonnborn" zeigen zu lassen, welches beides wir in den Geschichtsabschnitten unseres Buches näher kennen lernen werden. Es liegt das jedoch diesmal nicht in unserem Plane.

Wir schlagen daher bei der Stockmanns-Mühle den rechts abführenden Weg ein, um für unsern Rückweg nach Elberfeld zum Nützenberg zu gelangen. Bald erreichen wir auf einem hübschen Wege mit manchen Abwechselungen den rechts abgehenden Nützenberger Weg, welcher

bis zu den dreißiger Jahren die von uns eben begangene Chausseestrecke von hier über Stockmanns-Mühle bis Elberfeld vertrat. Hier finden wir die Varresbeck, eine viel besuchte Kaffeewirthschaft. Weiterhin, auf dem eigentlichen Nützenberg, liegt die nach diesem benannte Schule, die 1 Lehrer und 130 schulbesuchende Kinder hat. — Der Weg über diesen Berg ist meistens zu beiden Seiten von Gebüsch eingeschlossen und daher besonders im Sommer recht angenehm. Auch gewährt, wo das Gebüsch nicht zu dicht ist, seine ganze südliche Seite schöne Aussichten, was namentlich an einer, der Vogelsaue gegenüber liegenden Stelle (der Kampermann'schen Kaffeewirthschaft), der Fall ist, die deßhalb auch „schöne Aussicht" genannt wird. Man hat von hier einen freien, klaren Blick in das tief unten gelegene, von der Wupper durchwundene liebliche Thal, auf seine Häuser, Gärten und Felder und auf das mannichfaltige Leben darin, so daß man, von dem schönen Anblick gefesselt, die Stelle nur ungern wieder verläßt. — Unterhalb, in der Nähe der Stadt, senkt sich der Nützenberger Weg, und er führt uns dann am Brill auf die Nevigeser Chaussee. — Der Brill ist eine viel besuchte, anständige Schenkwirthschaft. Dem Hause schließt sich ein schöner, großer Garten an, in welchem sich das allerliebst gestaltete und die Gegend zierende Lokal der im Jahre 1834 gegründeten Schützengesellschaft am Brill, welche dort ihre Schießübungen, Bälle, Concerte und geselligen Zusammenkünfte hält, befindet.

Die Nevigeser Chaussee, in den Jahren 1833 bis 1835 auf Kosten der Bürgermeistereien Elberfeld und Hardenberg ausgebaut, war bis zum Jahre 1859 Eigenthum dieser Gemeinden, wurde aber dann vom Staate übernommen. Es ist eine schöne, zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzte Straße, die nicht nur von dem Verkehr auf derselben, sondern auch von den Bewohnern der vielfach angebauten Häuser belebt wird. — Nicht weit vom Brill führt der in den Jahren 1848 bis 1850 schön ausgebaute, 24 Fuß breite Katernberger Communalweg links von ihr ab. An diesem, mäßig ansteigenden Wege, zur Linken, liegt der am 20. August 1851 eingeweihte Kirchhof der niederländisch-reformirten Gemeinde. Es ist ein, 4 Morgen 5 Ruthen großer, frei nach Osten blickender Platz, schmuck und sauber, aber ganz einfach.

Der Weg nach dem Katernberg führt durch romantische Partieen. Busch und Feld wechseln häufig ab, und die Höhe gewährt manche schöne Aussicht. — Die im Jahre 1859 gebaute neue Schule zu Katernberg hat 6388 Thlr. gekostet. Sie hat 1 Lehrer, 1 Hülfslehrer und 227 schulbesuchende Kinder.

Wir wenden uns von diesem Wege der Hülsbeck zu und gelangen so wieder zur Nevigeser Chaussee, die ebenfalls in reicher Abwechselung durch Busch und Feld bis zur „Gränze", dem Endpunkte des Elberfelder Gebietes, führt. Aus der Hülsbeck führt rechts der Dorrenberger Weg ab, auf dem wir zu den neuen Kirchhöfen der reformirten, lutherischen und katholischen Gemeinden gelangen.

Die Kirchhöfe der reformirten und der lutherischen Gemeinden, 16 Morgen resp. 10 Morgen 27 Ruthen groß, wurden im Jahre 1842, jener der katholischen Gemeinde, der eine Größe von 5 Morgen hat, im Jahre 1845 eingeweiht.

Diese stillen Gestade, an welchen die Wellen des menschlichen Elendes sich brechen, und hinter denen das Morgenroth der Ewigkeit aufsteigt, haben eine schöne Lage und eine würdige Ausstattung.*)

An der, auf die Stadt zu liegenden Seite des reformirten Kirchhofes führt uns ein Fußweg nach der Mirke. Zunächst aber kommen wir auf diesem Wege zu dem Wüstenhof, einer Gruppe von etwa 15 ländlichen Häusern. Das Lokal der hier befindlichen Schule war früher ein angemiethetes; im Jahre 1859 aber wurde hier eine neue Schule erbaut, die 10,855 Thlr. gekostet hat. Es wirken an derselben 1 Lehrer und 3 Hülfslehrer und es zählt dieselbe 380 schulbesuchende Kinder.

Die Mirke ist ein schöner ländlicher Bezirk, durch den die Chaussee von Elberfeld nach Sprockhövel, Hattingen 2c. führt. Nicht weit von dem angrenzenden Stadtbezirke liegt etwas zur Linken die schöne und zweckmäßig eingerichtete Badeanstalt des Herrn W. Teschemacher, die das Wasser zur Speisung der Badeteiche von herzufließenden Bergwässern aus der ersten Hand empfängt und viel

*) Der Verfasser obiger Zeilen, Herr Carl Coutelle, ruht nun auch schon auf diesen „stillen Gestaden."

besucht wird. — Unser Weg führt uns weiter hinauf, an Häusern, Gärten und Feldern vorüber, durch eine liebliche, belebte Gegend, die nach mehreren Seiten zu Spaziergängen einladet. Wir beenden den unsrigen zu Uellendahl, wo wir noch der im Jahre 1843/44 erbauten Schule, zu der 1 Lehrer, 1 Hülfslehrer und 260 schulbesuchende Kinder gehören, zu erwähnen haben.

Von hier könnten wir zwar unsere ländliche Promenade fortsetzen, um den Kreis derselben um die Stadt zu vollenden; doch würde uns nichts von besonderer Bedeutung mehr vorkommen, und wir würden auch auf Punkte stoßen, die wir schon bei der Begehung des Stadtbezirkes berührt haben.

Wir schließen daher unsere Excursion und nehmen von dem geneigten Leser, der uns auf derselben begleitet hat, freundlich Abschied.

besucht wird. — Unser Weg führt uns weiter hinauf zu Häusern, Gärten und Feldern vorüber, durch eine ländliche, belebte Gegend, die nach mehreren Seiten zu Spaziergängen einladet. Wir bedauern den unsrigen zu Hellenbahl, wo wir noch der im Jahre 1843/44 erbauten Schule, zu der 1 Lehrer, 1 Hülfslehrer und 260 schulbesuchende Kinder gehören, zu erwähnen haben.

Von hier könnten wir zwar unsere ländliche Promenade fortsetzen, um den Kreis derselben um die Stadt zu vollenden; doch würde uns nichts von besonderer Bedeutung mehr vorkommen, und wir würden auch auf Punkte stoßen, die wir schon bei der Betrachtung des Stadtbezirks berührt haben.

Wir schließen daher unsere Excursion und nehmen von dem geneigten Leser, der uns auf derselben begleitet hat, freundlich Abschied.

III.

Ortsbeschreibung von Barmen.

Die Oberbürgermeisterei Barmen enthält einen Flächenraum von 8517 Morgen 95 Ruthen und 23 Fuß, also ungefähr eine halbe Quadratmeile. Sie gränzt gegen Norden und Osten an mehrere Landgemeinden des Westphälischen Regierungsbezirks Arnsberg oder die ehemalige Grafschaft Mark, gegen Süden an die rheinprovinzlichen, bergischen Gemeinden Lüttringhausen und Ronsdorf, gegen Westen — wie wir schon gesehen haben — an die Stadt Elberfeld.

In unserm geschichtlichen Theile werden wir näher erfahren, daß Barmen als Gemeinde, resp. als Theil des Amtes Beyenburg ꝛc., zwar immerhin schon eine mehr als 600jährige und noch dazu nicht uninteressante, als eigentlicher Ort aber erst eine circa anderthalbhundertjährige, als Stadt nur ungefähr hundertjährige Geschichte hat. Es ist also als Ort kaum von demselben Alter wie z. B. Petersburg. Und es steht dieser, durch Raschheit des Wachsthums in der europäischen Städtegeschichte so außerordentlich glänzenden russischen Hauptstadt an Größe und Pracht allerdings noch sehr bedeutend nach. Aber während Petersburg durch den Willen der Czaaren, durch die Macht und den Glanz eines Thrones, der fast über den sechsten Theil der gesammten bewohnten Erde gebeut, gewaltsam gehoben wurde, hob Barmen unter Gottes Segen sich selbst, durch die Thatkraft und den Gewerbfleiß seiner eingebornen und eingewanderten Bürger, durch ihren Unternehmungs- und Speculationsgeist und ihre geschickte Benutzung der jedesmal vorliegenden, gegebenen Verhältnisse. Nicht nur kein Fürst, auch keine über seine eignen Gränzen hinausreichende Behörde wohnte in seiner Mitte, außer daß einmal eine flüchtende Regierung bei ihm gewissermaßen Schutz suchte; auch von Alters her reiche und mächtige Patriziergeschlechter fehlten ihm, —

und welcher auswärtige Fürst hätte an und für sich irgend ein Interesse, irgend eine Veranlassung gehabt, gerade unsern Ort vorzugsweise zu begünstigen? Und doch hat es einen achtungswerthen Standpunkt erreicht, in allen Welttheilen sich einen Namen gemacht.

Um den Unterschied zwischen einem ehemaligen und dem jetzigen Barmen hervortreten zu lassen, bedarf es nur ein paar correspondirender Zahlenangaben der Statistik. Die Geschichte Barmens lehrt uns, daß unsere ganze Gemeinde z. B. im Jahre 1709 erst circa 2380 Seelen zählte; — bei der neuesten Zählung vom 3. Dezember 1861 ergab sich dagegen (nach schließlicher Berichtigung) eine Einwohnerzahl von 49,772! — Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betrug die Gesammtsumme aller Steuern von Barmen, also sowohl für den Staat als für die Gemeinde-Bedürfnisse, jährlich durchschnittlich etwa 5000 Rthlr. Bergisch = 4000 Thlr. Preußisch. Dagegen stellt sich für das laufende Jahr nach dem vertheilten Etat der Stadt schon allein die Summe der umzulegenden Gemeinde-Steuern, ohne die Staatssteuern und ungeachtet einer ebenso dankenswerthen als ungewohnten Ermäßigung, auf 129,438 Thlr. Preußisch! Und dabei steht geschichtlich fest, daß unsere Vorfahren von damals nicht weniger, als jetzt wir, sich für überbürdet hielten; sind wir es auch wirklich etwas mehr: die große Summe kommt doch ein, muß also doch disponible sein, und die damalige kleinere beizubringen, hielt oft schwer genug. — Wie viel in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Waaren jährlich in Barmen producirt und versandt wurden, wissen wir leider nicht einmal annähernd. Gegen das wenigstens annähernd nachzuweisende Jahresquantum unserer jetzigen Production würde aber jedenfalls das damalige fast gänzlich verschwinden; — im Jahre 1860 z. B. wurden unsern beiden Bahnhöfen zur Absendung überliefert: 510,628 Centner, — nebenbei gesagt 117,389 Centner mehr als durch den Elberfelder Bahnhof abgesandt wurden.

Jene paar Tausend Menschen von 1709 wohnten in meist unansehnlichen Häusern, durch alle Theile der Gemeinde, also über den verhältnißmäßig großen Raum einer halben Quadratmeile zerstreut, so daß noch nirgend ein eigentlicher Ort vorhanden war, in dem man den Anfang einer künftigen Stadt irgendwie hätte ahnen können. Jetzt zieht sich mitten durch die zur Oberbürgermeisterei gewordenen Gemeinde in

ihrer ganzen Längenrichtung von Osten nach Westen, meist der Wupper folgend, an manchen Stellen schon fast die ganze Breite der rechten Wupperseite des Thals und auch viel von der linken ausfüllend, ein schöner Stadtbezirk hindurch, fast 1½ Stunde Gehens, 1450 Ruthen lang!

Die obengenannte Einwohnerzahl neuester Ermittelung vertheilt sich folgender Maßen:

1) nach den Geschlechtern: 25,771 männlich, 24,001 weiblich;
2) nach dem Lebensalter: 19,699 bis zu 16 Jahren, 27,834 von 16 bis 60 Jahren, 2239 über 60 Jahren;
3) nach den kirchlichen Gemeinden (dieß jedoch zum Theil nur nach bester Abschätzung, da eine amtliche genaue Ermittelung der betreffenden Zahlen nicht vorhanden war,): die evangelische Gemeinde Unterbarmen 15,616, die reformirte Gemeinde Gemarke 7306, die lutherische Gemeinde Wupperfeld 15,314, die lutherische Gemeinde Wichlinghausen 5000, die katholische Gemeinde 6261, die Gemeinden der Baptisten und Independenten, überhaupt die von der Landeskirche ausgesprochener Maßen sich getrennt haltenden evangelischen Dissidenten zusammen 225, Israeliten 50;
4) nach der Eintheilung der Oberbürgermeisterei: a) im Stadtbezirk 29,916, nämlich Stadttheil Unterbarmen 11,539, Stadttheil Mittelbarmen 11,091, Stadttheil Oberbarmen 7286, und b) im Landbezirk 19,856, und zwar nördlich des Stadtbezirks 10,938, südlich desselben 8918;
5) In Bezug auf Stand und Gewerbe finden sich unter anderm: 240 Beamte, einschließlich der Geistlichen und Lehrer, 30 Kaufleute (und Fabrikanten) in Steuerklasse A. 1., 422 Kaufleute in Steuerklasse A. 2., 701 Krämer oder kleinere Kaufleute in Steuerklasse B., 18 Aerzte (wobei 1 Thier- und 1 Zahnarzt), 5 Apotheker, 194 Wirthe, 8 Müller, 25 Fuhrleute mit zusammen 88 Pferden, 1508 selbstständige Handwerker, worunter 147 Bäcker, 70 Metzger, 48 Bierbrauer, 135 Schlosser, 12 geprüfte Maurermeister, 256 Schreiner, 172 Schneider, 215 Schuster, 33 Drechsler, 76 Buchbinder u. s. w.

Seit der Zählung von 1858, also in blos 3 Jahren, hatte eine Vermehrung von 5091 Seelen stattgefunden. Der Zuwachs aber würde noch bedeutender sein, wenn diese Jahre für die Industrie vorzugsweise günstiger gewesen wären, was nicht der Fall ist. — Daß in diesem Augenblicke die Gesammtzahl der Einwohner bereits über 50,000 sei, bezweifeln wir durchaus nicht.

Die Zahl der Häuser, jedoch ausschließlich der vielen bewohnten Hinterhäuser, war nach der neuesten Zählung 4638. An öffentlichen Gebäuden sind dabei 52, nämlich für Gottesdienste 7, für Gemeinde-Verwaltung und Ortspolizei 2, höhere Schulen 4, Elementarschulen 22, Missions-Anstalten 2, Armen-, Kranken- und Versorgungs-Anstalten 7, Postamt 1, Eisenbahnhöfe 2, Gesellschaftsgebäude 4, Turnanstalt 1. — Die Wohnhäuser, die bewohnten Hinterhäuser, als zu ihren Haupthäusern gehörig, auch hier nicht mitgezählt, betragen 2929, wovon 1771 zum Stadt- und 1158 zum Landbezirk gerechnet werden; die Fabrikgebäude, Mühlen, Privatmagazine rc. 492, Ställe, Scheunen und Schuppen 1165.

Der Stadtbezirk umfaßte ursprünglich nur die Gemarke (im mittleren Sinne), und hieß damals auch nicht Barmen, sondern Gemarke. Er dehnte sich aber immer weiter aus, nahm mittelst Bebauung der Zwischenräume auch früher separat gelegene und besonders benannte Oerter in sich auf und erwuchs so zur jetzigen Stadt Barmen (im engern Sinne). Wie schon oben erwähnt, wird er gegenwärtig in drei Hauptheile, in Unterbarmen, Mittelbarmen und Oberbarmen eingetheilt. Im weitern Sinne umfassen jedoch diese Benennungen die entsprechenden Theile des Landbezirks mit, — welche großentheils ebenfalls schon ein recht belebtes Ansehen haben.

Nicht nur der älteste, sondern auch der breiteste und am dichtesten bevölkerte Stadttheil ist Mittelbarmen. In der Längenrichtung reicht derselbe von der Rathhauser Brücke und den Eingängen der Unter- und Oberdörner-Straßen bis nahe an die Pfalz, nämlich einschließlich der Schönenstraße und ausschließlich der Bredderstraße. Bis vor wenigen Jahren war jedoch der Ausdruck Mittelbarmen nicht üblich; was dazu gehört, nannte man Gemarke, Werth, Scheuern u. s. w. und rechnete alles dies mit zu Oberbarmen. Dem entsprechend drückt man sich oft auch noch jetzt aus. — Im Ganzen gehören zum Stadttheil Mittelbarmen nach der amtlichen Bestimmung:

1) der alte Markt, eigentlich nur aus einer breiten und mehreren damit verbundenen kleinen und engen Straßen (Finkscheidt, Mühlenstraße rc.) bestehend, 2) die Mittel-, 3) die reformirte Kirch-, 4) die Heubrucher-, 5) die Parlament-, 6) die Kuhler-, 7) die Steinkuhler-, 8) die Schlipper-, 9) die Wupper-, 10) die Schuchard-, 11) die Höhne-, 12) die Clefer-, 13) die Fischerthaler-Straße, 14) der Rathhausplatz oder Neumarkt, 15) die Werther-, 16) die Linden-, 17) die Concordien-, 18) die Wertherhof-, 19) die Neustadt-, 20) die Carls-, 21) die Kleine Werth-, 22) die Kohlgarten-, 23) die Rauhen-Werth-, 24) die Schönen-, 25) die Bach-, 26) die Westkotter-, 27) die Beckmannshof-, 28) die Mühlenweg-Straße.

Der Stadttheil Oberbarmen umschließt die früheren Orte Wupperfeld und Rittershausen, sammt den im gewöhnlichen Leben auch besonders benannten Partieen „in der Bredde", „an der Pfalz", „auf Wülfing", „auf der Stennert", „am Schützenhof", „am Krühbusch", „an der Kemna", „auf der Klippe" u. s. w.

Nach der gegenwärtigen Straßenbezeichnung besteht er aus der Bredder-, Berliner-, Stern-, Färber-, lutherischen Kirch-, Wilhelms-, Wupperfelder Markt-, Schiller-, Garn-, Wichlinghauser-, Höfer-, Rittershauser-, Rauenthaler-, Rauenthalerberg- und Klipper-Straße. Mehrere dieser Straßen gehören jedoch nur theilweise hierher, andern Theils noch zum Landbezirk, von dem sich auch noch andere, schon ziemlich städtisch aussehende Theile diesem Stadttheil unmittelbar anschließen.

Der Stadttheil Unterbarmen endlich enthält die Straßen: 1) Neuenweg-, 2) Bahnhof-, 3) Winkler-, 4) Post-, 5) Blumen-, 6) Spinn-, 7) Bruchérschul-, 8) Brucher-, 9) Engels-, 10) Springer-, 11) Island-, 12) Unterdörner-, 13) Oberdörner-, 14) Dörnerbrücken-, 15) Schafbrücken-, 16) Hoch-, 17) Rödiger-, 18) Allee-, 19) Wasser-, 20) Gerber-, 21) Denkmals-, 22) Loher-, 23) Evangelische Kirch-, 24) Friedrich-Wilhelms-, 25) Brögeler-, 26) Gas-, 27) Farbmühlen-, 28) Kothener-, 29) Graben-, 30) Drucker-, 31) Lange-, 32) Auerschul- 33) Ronsdorfer-, 34) Garten-, 35) Wiesen-, 36) Auer-, 37) Haspeler-, 38) Haspelerschul- und 39) Bendahler-Straße, nebst noch einigen Häusern in der Korzert und am Loh. — 2—5 der genannten Straßen nennt man auch Keuchensfeld, 6—11 Bruch, 12—16 die Dör-

nen, das Uebrige im engern Sinne Unterbarmen, wiewohl man auch darin noch kleinere Theile wie „am Haspel", „in der Aue", „am Brögel" u. s. w. unterscheidet. — Der Stadttheil Unterbarmen ist zwar unter den drei Stadttheilen noch der am meisten unfertige, aber auch bei weitem der größte, nicht nur dem Raume nach, sondern auch schon jetzt hinsichtlich der Einwohnerzahl. Bei weiterem Ausbau wird sein Uebergewicht gar zu stark erscheinen, wenn man nicht seine östlicheren Theile zu Mittelbarmen schlagen wird. — Ein großer Theil von Unterbarmen liegt dem Mittelpunkte Elberfelds und dem Elberfelder Bahnhof 2c. näher als dem Mittelpunkte Barmens und dem Barmer Bahnhof 2c., obgleich letzterer sogar noch auf Unterbarmer Boden steht.

Manche Barmer Stadtstraßen gehören nur zum Theil, nicht in ihrer ganzen Länge zum Stadtbezirk, so namentlich die nach Süden gehenden Querstraßen in der Regel nur bis an die Eisenbahn.

Der Landbezirk zerfällt in die Bezirke Aue, Bendahl, Springen, Lichtenplatz, Heydt, Heckinghausen, Wichlinghausen, Schwarzbach, Dickerstraße, Westkotten, Hatzfeld, Leimbach, Karnap, Loh und Westen.

Eine vorzugsweise Wichtigkeit im Landbezirk hat die, eine besondere kirchliche, lutherische Gemeinde bildende und auch räumlich unter sich schon ziemlich verbundene Partie „Westkotten-Wichlinghausen-Dickerstraße", welche in einer Entfernung von 10—15 Minuten ungefähr parallel mit der Hauptstraße der östlichen Hälfte des Stadtbezirks, auf dem nördlichen Gebirge und besonders in einer Schlucht desselben sich lang ausstreckt. Sie könnte allenfalls eine ziemliche Landstadt für sich vorstellen, zumal ihr mittlerer und stärkster Theil, Wichlinghausen, nicht nur Kirche, Schule, Apotheke und Marktplatz, sondern auch Neben- und Querstraßen hat und durch einen Bergrücken vom Barmer Stadtbezirk getrennt ist. Die Längenrichtung dieses gesammten Nebenorts, für den wir die Benennung Nord-Vorstadt in Vorschlag zu bringen uns erlauben, wird gegenwärtig als „West"-, „Ost"- und „Dickerstraße" bezeichnet. Der östliche Endpunkt dieser Linie gränzt fast unmittelbar an eine kleine märkisch-westphälische Häusergruppe, „am Beckacker" genannt; und eigenthümlicher Weise stößt der Anfangspunkt „Westkotten", mittelst seiner „Märkischen Straße", ebenfalls

an's Märkische. Mit dem Barmer Stadtbezirk aber ist diese Vorstadt ungeachtet vieler Terrain-Schwierigkeiten mannichfaltig verbunden, — auf Westkotten durch die halb schon zum Stadtbezirk gehörige Westkotter-Straße mit dem Mühlenweg und Werth, seitwärts durch die Leimbacher- mit der Kuhlerstraße, dem alten Markt ꝛc., auf Wichlinghausen durch die gerade und noch ganz neue Bartholomäusstraße mit Bredde, Werth ꝛc., durch die Thal- und Wichlinghauser-Straße mit Schützenhof, Wülfing ꝛc., am Ende der Dickerstraße durch die Schwarzbacher-Straße mit Rittershausen, — außerdem noch durch verschiedene Berg- und Feldwege mit andern Stellen. An allen diesen Verbindungswegen, die kleineren letzteren nicht ausgenommen, mehren sich vor und nach die Häuser, — an den 5 Chausseen dergestalt, daß sie, wie schon jetzt jene Hauptstraßen der Vorstadt, muthmaßlich in einigen Jahrzehnten schon ziemlich städtisch aussehen werden. Große Bergräume zwischen diesen Wegen dürften dagegen ihren ländlichen Character nicht so bald, vielleicht nie verlieren, zumal es ihnen an Wasser fehlt.

Auf der andern, südlichen Seite des Stadtbezirks, aber in geringerer Entfernung und durch keine Höhe von ihm getrennt, liegt — Rittershausen gegenüber — im Landbezirk das Dorf Heckinghausen. Durch die parallel mit der städtischen Hauptstraße, am Abhange des südlichen Gebirges, dem Clef (lateinisch clivus, Hügel, allmählige Ansteigung), sich hinziehenden langen Heckinghauser-Straße verbindet sich Heckinghausen direct mit der Gemarke; ebenso durch die in dieselbe mündende Werlestraße und Schillerstraße mit dem Rittershauser Bahnhof und mit Wupperfeld. Für Heckinghausen und diese Verbindungsstraßen, überhaupt für alle südlich von der Eisenbahn gelegenen Häusergruppen, sofern sie mit Heckinghausen und unter einander ausreichenden baulichen Zusammenhang haben oder noch erlangen, möchten wir den Gesammtnamen „Süd-Vorstadt" empfehlen. Späterhin, wenn Ausdehnung und Anbau das nöthig machen, mag sie in Südost- und Südwest-Vorstadt, wie auch die Nordseite von Barmen in Nordost- und Nordwest-Vorstadt getheilt werden. — An seiner nordöstlichen Seite hängt das Dorf Heckinghausen mittelst der Heckinghauser Brücke und der Beckmann'schen Chaussee, resp. den Rauenthaler-Straßen, mit Rittershausen nahe zusammen. Merkwürdiger Weise gehört indeß diese Verbindung nur zum Theil zu Barmen, andern

Theils zur Westphälischen Gemeinde Langerfeld, von welcher hier ein spitzer Vorsprung längs der Wupper in's rheinpreußische, bergische, Barmer Gebiet wie eingekeilt ist. Und dieser Vorsprung der rothen Erde ist nicht etwa unbewohnt, vielmehr stehen namentlich zwei große, Barmer Häusern gehörende Fabrikgebäude darauf, von denen das eine ganz schloß- und burgartig aussieht und in der That auch das (neuere) „Haus Rauenthal" genannt wird, wiewohl es von seinem Anfange an nie eine industrielle Bestimmung gehabt und auch vorher hier nie ein adeliges Haus gestanden hat, sondern nur eine dem wirklichen adeligen Hause Rauenthal (ursprünglich Ruwendelle, dann Ruendahl) zugehörige Mühle. Letzteres aber stand da, wo jetzt das obere Caron'sche Haus steht, also etwas weiter südöstlich, ebenfalls auf westphälischem Boden, — auf einem ziemlich bewohnten Raume, welcher zum Theil noch jetzt „im Rauenthal", größtentheils aber „in der Oede" genannt wird. Selbst auch diese Partie könnte ihrer Lage nach besser zu Barmen als zu Langerfeld gehören, vielmehr aber noch jener Einschnitt. An dieser Seite von Barmen sind also die Gränzverhältnisse mindestens ebenso verwickelt, wie am Haspel. Und hier ist diese Verwickelung um so bedeutsamer, als in den märkisch-westphälischen Partieen das preußische Landrecht, in den rheinprovinzlichen der Code Napoleon herrscht, allerdings modifizirt und beschränkt durch eine gemeinsame neuere Gesetzgebung.

Ebenso unkenntlich sind innerhalb Barmens an vielen Stellen die Gränzen zwischen dem Stadt- und dem Landbezirk. Denn wie auch bisher der erstere immer mehr Theile des letzteren in sich aufnahm, so bilden auch noch jetzt fernere Theile des Landbezirks sich zur Fähigkeit heran, Aufnahme in den Stadtbezirk beanspruchen zu können. Besonders auffallend ist, daß von der nicht unbedeutenden Sternstraße, unmittelbar hinter der Wupperfelder Kirche, die nördliche Häuserreihe noch zum Landbezirk und zwar zum Bezirk Wichlinghausen gerechnet wird, obgleich diese Straße in ihrer ganzen Länge aufs engste mit dem Stadtbezirk verbunden und dagegen von Wichlinghausen durch einen fast unbewohnten breiten Bergrücken getrennt ist. So auch zählen die Sand-, Feld-, Bartholomäus- und Karnaper-Straße vollständig noch zum Landbezirk, obgleich sie großentheils schon städtisches Ansehen haben und mit dem Stadtbezirk zusammengebaut sind. Andererseits

haben auch nicht ganz wenige, schon zum Stadtbezirk gehörende Straßen, besonders in Unterbarmen, noch kaum oder gar nicht angefangen, eine wirklich städtische Physiognomie anzunehmen.

Der Umstand, daß Barmen nicht blos von Einem Hauptmittelpunkt, sondern gleichzeitig auch von vielen andern Punkten aus sich vergrößerte, brachte es mit sich, daß lange Zeit hindurch die Vergrößerung weniger in die Augen fiel, mindestens einstweilen nicht dem Ansehen der eigentlichen Stadt zu Gute kam. Denn die Häuserpartieen, welche um jene anderen Punkte sich bildeten und zum Theil reichlich die Größe von Dörfern oder Flecken erlangten, erschienen natürlich als besondere Oerter, wiewohl sie von Anfang an mit dem Hauptorte zu einer und derselben Verwaltungseinheit gehörten. Im Grunde aber wurde und wird noch immer der Gesammtwachsthum dadurch wesentlich gefördert. Die abgesondert und doch sich so nahe gelegenen Oerter fühlten und fühlen das Bedürfniß, bei der Vergrößerung theils unter einander, theils und besonders dem Hauptort, sich möglichst zu nähern. Die Aussicht auf Vereinigung und die durch die Zwischenräume erwachsende reiche Auswahl von Baustellen, die von vorn herein nicht abgelegen sind und nothwendig immer gelegener werden müssen, spornte und spornt die Baulust. Und sobald der Raum zwischen einem Nebenorte und dem Hauptorte nun mit Häuserreihen besetzt war, erschien die Vergrößerung des letztern fast plötzlich um so bedeutender. — Wenn erst jene Verbindungsstraßen mit der erwähnten großen Nord-Vorstadt, ebenso die Heckinghauser-Straße und ihre Umgebungen, wie auch die Lücken und lockern Stellen in den Straßen Unterbarmens, ein städtisches Aussehen gewonnen haben, wird man erst recht über Vergrößerung und Größe Barmens, oder vielmehr der ganzen dann enggeschlossenen Wupper-Doppelstadt, staunen müssen.

Die geschilderte rasche und mannichfaltige Entwicklung, — wo immer Neues entstand und immer Eines mit Anderm verschmolz, — hatte auch die sehr natürliche Folge, daß eine große Unsicherheit in der Nomenclatur der Ortstheile Platz griff. Nur noch größer wurde dieselbe durch den Umstand, daß die Behörden, in der wohlgemeinten Absicht, mehr Ordnung in die Verhältnisse zu bringen, zu verschiedenen Zeiten neue amtliche Eintheilungen vornahmen und Benennungen wählten, bald nach den alten Höfen, bald nach Rotten oder Sectionen, bald nach

den concentrirteren Hauptpartieen, bald nach der Lage in der Hauptrichtung, bald nach den Straßen. So erreichte die Barmer Sprach-Verwirrung im Volksverkehr zum Theil wirklich eine fast babylonische Höhe. Ein und dasselbe wurde von dem Einen so, von dem Andern anders benannt, das Benannte von dem Einen in dieser, von dem Andern in jener Begränzung verstanden. Es ließen sich eine Menge Beispiele hierzu anführen; wir beschränken uns aber auf wenige.

Unter „Gemarke" begreift man im engsten und ursprünglichsten Sinne blos den jetzigen Alten Markt, im mittleren und gebräuchlichsten Nr. 1 — 11 (oder auch wohl bis 13) der auf Seite 71 aufgeführten Mittelbarmer Straßen und im weitesten das ganze oder fast ganze Mittelbarmen. Den Werth unterscheidet man also gewöhnlich, aber nicht immer von der Gemarke, und vom Werth oft auch wieder die Neustadt, den Kohlgarten &c. Aehnlich ist es mit Scheuren und Mühlenweg. — Wupperfeld versteht man bald ohne, bald mit den Partieen Wülfing, Bredde, Pfalz &c. Ja sogar in manchen Fällen, besonders in amtlichen Bezeichnungen, betrachtet man Wupperfeld als einen Theil von Wülfing, während gewöhnlich umgekehrt Wülfing nur als Theil von Wupperfeld gilt. Die Gränze zwischen Wupperfeld (im weitern Sinne) und Rittershausen denkt man sich bald am Schützenhof, bald an der Kemna; oft trennt man selbst auch diese noch von Rittershausen. Die Alleestraße nennt man sehr oft noch „Neuenweg", die Heckinghauser Straße „Clefer Straße", die Clefer Straße „Bollwerk", die Sternstraße „Verlobungsstraße" u. s. w.

Indeß würde diese ganze Verwirrung schwinden, sobald man sich lediglich an die jetzige amtliche Eintheilung und angeschlagene Straßen-Bezeichnung hielte.

Aber das müssen wir doch noch erwähnen, daß auch der Name Barmen selbst, wenigstens in seinem engern Begriffe, im gewöhnlichen Leben durchaus nicht feststeht. Es gibt z. B. in Unterbarmen noch Leute, welche meinen, nur Unterbarmen, auch wohl gar nur derjenige Theil von Unterbarmen, den sie gerade bewohnen, sei das eigentliche Barmen, Mittelbarmen dagegen dürfe von Rechtswegen nur Gemarke heißen &c. Gemarke aber (im weitern Sinne) ist eben der Hauptkernpunkt der Stadt Barmen, und wird daher von sehr Vielen als das eigentlichste Barmen, als Barmen im engern Sinne, angesehen.

So kommt es denn vor, daß zwei Leute, von denen der Eine aus Gemarke nach Unterbarmen, der Andere aus Unterbarmen nach Gemarke gehen will, beide sagen, sie wollten nach Barmen gehen, — während sie beide schon in Barmen und zwar auch im eigentlichsten Barmen sind. Wieder andere denken sich die Gränze des eigentlichsten Barmen verschiedentlich weiter und doch auch noch nicht weit genug. Das allein Richtige ist, den ganzen Stadtbezirk, — wie er für jetzt amtlich bestimmt ist, und künftig in seiner etwaigen fernen Erweiterung, — als Barmen oder Stadt Barmen im engern Sinne zu betrachten, während im weitern Sinne der Name Barmen unbestritten der gesammten Oberbürgermeisterei als ein historisches, durch sechs Jahrhunderte in Geltung gewesenes Recht gebührt. In letzterer Beziehung ist allerdings auch wahr, daß bis in die neueste Zeit hinein dieser Gesammtname, obgleich er bestand, wegen des lockern Zusammenhangs der Theile der Gemeinde, im gewöhnlichen Leben lange nicht so häufig, wie gewöhnlich ein Ortsname, zur Anwendung gekommen ist. Woher der Name Barmen ursprünglich entstanden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Ziemlich wahrscheinlich wurde er von den sogenannten „Barmen", d. i. den im Freien überwinternden großen Heu- und Getreidehaufen, entlehnt, deren hier im Thale, als es nur eine ackerbautreibende, dünne Bevölkerung hatte, besonders viele zu sehen sein mochten. Daher mag es auch kommen, daß namentlich von Elberfelder Alten noch jetzt mitunter das Wort Barmen als eine Mehrzahl gebraucht wird, indem sie z. B. statt „nach Barmen" sagen: „in die Barmen".

Eine Hauptursache, weßhalb die gegenwärtige amtliche Eintheilung und Nomenclatur noch nicht vollständig und allseitig in's Leben bringen konnte, ist die Post mit ihren Einrichtungen und ihrer Sprache. Bis vor Kurzem stempelten ihre Neben-Expeditionen die Briefe noch blos mit „Wupperfeld", „Rittershausen", „Unterbarmen". Setzen sie jetzt auch das Wort „Barmen" davor, so stimmt das doch immer noch nicht mit der städtischen Eintheilung in Unter-, Mittel- und Ober-Barmen. Auch spricht die Post noch immer von Fahrten von Barmen nach Rittershausen, nach Wupperfeld, nach Unterbarmen, — was doch Fahrten innerhalb der eigentlichsten Stadt Barmen sind. Hätte jeder der drei Stadttheile eine und nur eine Expedition, und möglichst in seiner Mitte, so machte sich alles mehr von selbst. Aus gleichem Grunde

müßte eigentlich auch die Eisenbahnstation Barmen-Rittershausen nicht so, sondern Station „Oberbarmen“ heißen, zumal sie ebenso gut für Wupperfeld, Heckinghausen, Clef rc. als für Rittershausen bestimmt ist.

Alle drei Stadttheile Barmens werden von der Wupper bespült und belebt. Der obere sowohl als der mittlere liegt beinahe ganz auf ihrem rechten, der untere dagegen mit Ausnahme der Dörnen, der Korzert und der städtischen Häuser am Loh, auf ihrem linken Ufer. — Beim Eintritt in Barmen ist der Fluß noch klar und rein. Die auf Barmer Grunde an ihr thätigen Fabriken, besonders die Färbereien, führen ihr eine solche Menge von Stoffen zu, daß beim Eintritt in Elberfeld ihr Wasser meist schon als eine schmutzig dunkle, dicke Masse erscheint. In diesem Zustande wird denn die Wupper gewiß auch von dem eifersüchtigsten Barmer von ganzem Herzen der lieben Nachbarstadt gegönnt. Aber auch der Vorwurf der Elberfelder, daß Barmen ihnen fortwährend „das Wasser trübe“, wird beim Anblick der erwähnten Thatsache im eigentlichen Sinne nicht widerlegt werden können. — Bei Heckinghausen theilt sich die Wupper in zwei Arme, die jedoch bald darauf wieder zusammenfließen. — Die größte und wichtigste künstliche Ableitung aus der Wupper heißt der Mühlengraben; er beginnt an der Pfalz und mündet an der Korzert, nachdem auch er zu vielen gewerblichen Zwecken benutzt wurde.

Ungerechnet die Brücken über diesen Kanal, führen auf Barmer Gebiet bereits 12 Brücken über den Fluß selbst. Sie sind theils aus Steinen, theils aus Eisen, theils aus Holz erbaut, und zwar im Ganzen gut und schön. 8 von ihnen sind öffentliche Fahrbrücken: am Haspel, am Loh, an den Dörnen, am alten Markt, an der Wupperstraße, in der Schillerstraße, am Rittershauser Bahnhof und bei Heckinghausen. Dazu kommt auf Rittershausen die Brücke zum Eisenbahn-Uebergang. Unter den drei Fußbrücken ist eine beim Begehen schwankende von Draht, nämlich die an der Pfalz. Bereits macht sich an mehreren Stellen das Bedürfniß nach weiteren Brücken fühlbar, namentlich 1) an der sogenannten (ehemaligen) „Knallhütte“, dem Zusammentreffen der Werther-, der Neustadt- und der Kohlgartenstraße; 2) am Neuenweg, zwischen der Schafbrücken- und Poststraße; 3) am Vereinigungspunkte der Gas- und Wasserstraße, zur Verbindung mit den in der Korzert

projectirten Straßen; 4) in Unterbarmen, an der Graben-, oder an der Farbmühlenstraße.

Wenn auch allerdings an manchen Stellen, besonders auf der südlichen Seite, das Barmer Gebirge als ein zu einförmiger oder zu regelmäßiger Rücken erscheint, so wird doch dieser Character, mehr oder minder, neben jedem Stadttheile durch Einschnitte, Schluchten, Seitenthäler gemildert, theilweise aufgehoben. Und an dem südöstlichen Endtheile der Gemeinde, um Rauenthal und Heckinghausen herum, zeigt es geradezu eine wirklich schöne, romantische Formation. Die höchste Spitze ist auf dem Lichtenplatz; sie erhebt sich 1086 Fuß über der Meeresfläche, während z. B. der alte Markt nur 470 Fuß über dem Spiegel der Nordsee liegt.

Die Bergisch-Märkische Eisenbahn überschreitet, von Schwelm kommend, in der Mitte Rittershausens, also bald nach ihrem Eintritt in's Barmer Gebiet, fast gleichzeitig die durchgehende Hauptstraße und die Wupper; bald darauf hält der Zug an dem bescheiden gebauten, aber stark benutzten Bahnhof Barmen-Rittershausen. Von dem Uebergange bis hierher und noch eine gute Strecke weiter gewährt er freie und schöne Aussicht nach beiden Seiten. Dann geht er quer unter der Schiller-, später unter der Clefer- und der Fischerthaler-Straße her; dazwischen wird die Aussicht bald durch die Erdwände des Bahn-Einschnitts verdeckt, bald wieder geöffnet. Nun ist das ziemlich bedeutende Gebäude der Hauptstation Barmen erreicht. Von da weiter gehts, wieder abwechselnd durch, allmählig jedoch wohl größtentheils beseitigt werdende Erdwände und über freie Stellen, nach Elberfeld. Auf der ganzen Strecke von Rittershausen bis hier hat man den Stadtbezirk und die Wupper an der Nordseite, und werden daher die Reisenden wohlthun, ihren Blick hauptsächlich nach dieser zu richten. Aber auch die Südseite zwischendurch zu beachten, wo sie sich geöffnet zeigt, ist keineswegs unlohnend.

Die Straßen Barmens haben wir zwar oben bereits namhaft gemacht, ohne jedoch etwas über sie zu sagen. Sie sind durchschnittlich breiter, gerader und regelmäßiger als die von Elberfeld. Besonders zeichnet sich unter ihnen Unterbarmens Alleestraße aus, welche selbst mancher Residenzstadt zur Zierde gereichen würde. Sie ist beinahe eine halbe Stunde (26 Minuten, ca. 1836 Schritte) lang, schnurgerade und

ganz regelmäßig. Ihre ansehnliche, 60 Fuß betragende Breite besteht durchweg aus 5 Theilen: dem gepflasterten mittleren schließt sich nach jeder Seite ein ungepflasterter Fahrweg und diesem ein vortrefflicher, $9\frac{1}{2}$ Fuß breiter Fußweg an. Zwischen dem Fahr- und dem Fußwege auf jeder Seite zieht sich aber eine schöne Reihe von Linden hin, und in denselben Linien sind in etwas größeren Zwischenräumen die Gaslaternen aufgestellt. Daß die Häuserreihen dieser Straße bald an der einen, bald an der andern Seite, neben fast durchweg gefälligen und manchen schönen Gebäuden, zur Zeit noch kleine Lücken haben, welche Aussicht in Gärten und Wiesen, auf den Wupperfluß und in das zum großen Theile hier noch bewaldete Gebirge gewähren, bewirkt eine angenehme Mischung des ländlichen mit dem städtischen Charakter, — was sich jedoch auch noch von manchen andern Stellen unseres Stadt- und Landbezirks rühmen läßt. — Als in verschiedenen Beziehungen ebenfalls vortheilhaft sich auszeichnend, heben wir, außer den übrigen Theilen der durchgehenden Haupt-Verkehrsstraße, ferner hervor: die noch ganz neue Schillerstraße, mit dem von Eynern'schen Palais und Park und mit überhaupt nur schönen Gebäuden und namentlich an der Schillerbrücke mit freundlichster Sicht nach dem Clefer- und Rauenthal zu; die Kleine Werth-, die Mühlenweg-, die Unterdörner- und die Loher-Straße.

Am oberen Ende der genannten Brücke auf der Schillerstraße findet sich in westlicher Richtung der Anfang einer noch wohl namenlosen neuen Straße, die wenn sie bis in die, von der Heydterschul- und Heckinghauser-Straße nach der, an der sogenannten Knallhütte anzulegenden Wupperbrücke führenden Sehlhofer-Straße fortgeführt wird, auch recht schön zu werden verspricht; in diesem Falle möchten wir für sie den Namen Göthe-Straße vorschlagen, damit die Namen des großen Dichter-Freundepaares auch in Barmen eng verbunden erscheinen mögen. Die Schiller-Straße empfing diese Benennung offiziell am Tage der deutschen Schillerfeier.

Der durchgehende, die Stadt in ihrer ganzen Länge durchlaufende Hauptverkehrsweg ist zusammengesetzt aus 1) der Haspeler-, 2) der Allee-, 3) der Neuenweg-, 4) der Alten-Markt-, 5) der Mittel-, 6) der Werther-, 7) der Berliner- und 8) der Rittershauser-Straße. Hiervon bezeichnen die Straßen 1—3. die Länge von Unterbarmen, 4—6. die

von Mittelbarmen, 7. und 8. die von Oberbarmen. Neben diesem Hauptwege führt noch ein anderer, ebenso kurzer, aber nicht durchweg gleich schöner und etwas weniger ebener Weg aus Oberbarmen nach Elberfeld; dieser wird gebildet aus der Bredder-, der Mühlenweg-, der Parlament-, der Steinweg-, der Oberdörner-Straße und der Chaussee, welche von hier am Loh und Missionshause vorbei nach der Osterbaum- und Neuenteich-Straße in Elberfeld geht. Zwischen der letzterwähnten, größtentheils noch unbebauten Chaussee und der Alleestraße liegt ein Hauptrücken des theils zu Barmen, theils zu Elberfeld gehörigen Haardter Gebirges, über welches vom Loh aus ebenfalls ein Weg, ein zwar schmaler und erst wenig cultivirter, aber bei gutem Wetter für Fußgänger sehr angenehmer, nach Elberfeld führt. Auf romantischen Umwegen kann man auch an und auf dem anderseitigen, dem südlichen Gebirge von Heckinghausen aus, wie aus jedem Stadttheil nach Elberfeld gelangen. — Doch wir sind gegen unsere eigentliche Absicht, wieder in den Landbezirk gerathen, wie es denn auch weiterhin nicht immer möglich sein wird, Stadt und Land getrennt zu behandeln.

Die meisten Straßen des Barmer Stadtbezirks, wenigstens der größere Theil der Gesammtstraßenlänge desselben ist gepflastert, und zwar gut. Jede Straße hat ihre besondere Hausnummernfolge, in welcher die in den Häuserreihen noch möglichen künftigen Häuser schon im Voraus mit berücksichtigt sind; in der Hauptrichtung beginnen die Nummern jeder Straße an deren westlichem Anfangspunkt, — in den Querstraßen aber an dem Hauptwege. In diesen ihren Richtungen hat man immer die geraden Zahlen rechts, die ungeraden links.

Der Name jeder Straße steht an ihrem Anfangs- und Endpunkte, so wie bei den Einmündungen oder Durchführungen anderer Straßen deutlich und zierlich angeschlagen. Darunter zeigt ein gemalter Pfeil oder Doppelpfeil die Richtung der Straße an, ob sie nach links, nach rechts oder nach beiden Seiten geht.

Die Zweckmäßigkeit dieser noch sehr neuen Einrichtungen liegt am Tage.

Mit den angeschlagenen, von uns oben bereits mitgetheilten Straßennamen selbst wollen wir nicht rechten. Die meisten derselben stimmen, was immer das Zweckmäßigste ist, mit den schon vorher üblich oder vorherrschend gewesenen theils ganz, theils annähernd überein, und

auch die abweichenden und neuen sollen uns recht sein, vorausgesetzt, daß sie nun, besonders auch amtlich, stets festgehalten werden.

Wenn man indeß beweisen wollte, daß Barmen die Stadt der Widersprüche sei, so könnte man aus der Straßenbenennung ein gewiß schlagendes Beispiel entnehmen: die einzige Barmer Straße, welcher das Prädikat „klein" beigelegt wurde, nämlich die „Kleine Werthstraße", gehört fast zu den längsten der Stadt, und die „Lange=Straße" (in Unterbarmen) dagegen entschieden zu den allerkleinsten!

Seit einigen Jahren besteht der für Verschönerung und Verkehr sehr bedeutsame Plan, vor und nach, unter Beseitigung der bisherigen Haustreppen=Vorsprünge, in allen oder wenigstens den frequentesten, wie auch den neu entstehenden Straßen, zu beiden Seiten möglichst regelmäßige Trottoire von Steinplatten anzulegen, nebst ausgehauenen Rinnsteinen und eisernen Quer=Wasserdurchlässen. In dem Hauptsitze des Barmer Detailhandels, dem Bazar unserer Stadt, welcher aus der Mittelstraße und den ihr benachbarten Theilen der Werther=, Heubrucher=, Wupper= und Schuchard=Straße und des alten Markts besteht, ist damit bereits ein recht dankenswerther Anfang gemacht, — hier und da auch in andern Theilen der Stadt, und gegenwärtig wird in der Wertherstraße rüstig damit fortgefahren. Barmen erlangt durch diese Neuerung einen wirklich angenehmen, den Gesammt=Verkehr erleichternden Vorzug, welchen die Nachbarstadt Elberfeld gerade in denjenigen ihrer Straßen, denen er am nöthigsten wäre, wegen Mangel an Raum nicht oder nur sehr unvollkommen sich aneignen kann, und den gewiß auch das besuchende auswärtige Publikum bald erkennen und würdigen wird. — Bei Neu= und Umbauten muß in Barmen überall für das Trottoir, falls es nicht gleich mit hergestellt wird, wenigstens Raum gelassen werden.

Unter den öffentlichen Plätzen Barmens nimmt der Rathhausplatz oder Neumarkt („Neue Markt") die erste Stelle ein. Er liegt ziemlich genau in der Mitte der Stadt und ganzen Gemeinde und ist aus zwei großen Gärten, von denen der eine zum Rathhaus und der andere zum jetzigen Amtshause gehörte, erst in neuester Zeit hergestellt worden. Daraus erklärt sich, daß nur wenige der ihn umgebenden Häuser ihn unmittelbar berühren und ihm ihre Frontseite

zuwenden; die meisten sind sogar durch eine Mauer von ihm geschieden. Nichts destoweniger macht dieser rechtwinkliche und geräumige Platz dem Auge einen freundlichen Eindruck. Er ist nicht nur von mehrfachen Baumreihen durchzogen, sondern in seiner Mitte auch von einer häuserlosen, immer frei bleibenden Chaussee, wodurch namentlich bei Jahrmärkten der Zugang zu den dann an beiden Seiten aufgestellten mannichfachen Schaubuden, wie auch zu den nach rechts und links sich hinziehenden Reihen von Verkaufsbuden, möglichst bequem zu erreichen und alles recht übersichtlich wird. Auch an der Nordseite dieses Platzes zieht sich eine Straße hin, die an ihrer Marktseite unbebaut bleibt und ihrer Verlängerung nach Osten entgegenharrt. Obgleich 1 Morgen und 102 Ruthen groß, erscheint dieser Platz an Jahrmärkten schon jetzt zu klein. Eine dankenswerthe Vergrößerung dürfte indeß durch Abbruch eines der Stadt gehörenden, von einem Brauer und Wirthe bewohnten Hauses und durch gleichzeitige Verkleinerung des Amtshaus-Hofes leicht zu erzielen sein. Es könnte dadurch zugleich, was auch nicht unwesentlich ist, noch ein weiterer Zugang zu dem Platze gewonnen werden. —

Der Alte Markt ist, wie schon gesagt, kaum als ein Platz zu betrachten, fast nur eine breite, unregelmäßige Straße, dem einige engere kleine Straßen als Anhängsel und Zubehör dienen. — Den mit einem zierlichen Brunnen versehenen Wichlinghauser Markt erwähnten wir schon. Dazu kommt nun, außer dem kleinen, aber gefälligen, mit einigen Bäumen bepflanzten Wupperfelder Markt, besonders noch der Unterbarmer Kirchplatz und der ihm gegenüber liegende, durch die Evang. Kirch-, die Allee- und die Friedrich-Wilhelms-Straße auf's schönste mit ihm verbundene Denkmalsplatz. Jener trägt auf seinem nördlichen Rande die evangelische Kirche, auf die wir weiter unten zurück kommen werden, ist rechtwinklich, hübsch durch Baumreihen begränzt und hinter Wegesbreite von Pastorat- und andern Häusern umgeben. In der Mitte des etwas kleineren und etwas höher an der Eisenbahn liegenden Denkmalsplatzes, dem Eingange der Kirche gerade gegenüber, erhebt sich in mäßigen Dimensionen ein aus Steinen gehauenes Denkmal, welches patriotische Barmer Bürger ihrem ersten preußischen Landesherrn, dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm III. errichten ließen. Es wurde im Jahre 1841, in persönlicher

Anwesenheit Friedrich Wilhelms IV., feierlich eingeweiht, und gereicht immerhin dieser schönen Stelle des Thales zu einer weiteren Zierde. — Ferner verdienen noch die beiden Bahnhofsplätze hier genannt zu werden, und endlich auch die verschiedenen Kirchhöfe. Die gegenwärtig in Gebrauch stehenden sind sämmtlich in einiger Entfernung von der eigentlichen Stadt gelegen: der Wupperfelder lutherische unweit der Mitte der Heckinghauser=Straße, der Wichlinghauser bei Westkotten, der reformirte an der Bartholomäusstraße, der unirt=evangelische in ziemlicher Höhe westlich von der Ronsdorfer=Straße, der katholische in der Nähe der Carnaper=Straße und hinter dem katholischen Waisenhause. Der frühere lutherische hinter der Wupperfelder Kirche erhielt vor einigen Jahren neue Baumanpflanzungen und sich schlängelnde Wege zum Spazierengehen. — Für das Auge vertritt auch z. B. die im Privatbesitz befindliche, grün bewachsene, meist als Bleiche und Weide benutzte Fläche zwischen dem Werther Bollwerk und den Häusergruppen des Sehlhofs gewissermaßen die Stelle eines bedeutenden Stadtplatzes, — nur daß wir ihn nicht betreten dürfen.

Von den öffentlichen Gebäuden der Stadt nennen wir schuldiger Maßen zuerst das Rathhaus. Es kann sich zwar an Großartigkeit und Kostbarkeit mit dem Elberfelder Rathhaus durchaus nicht messen, hat aber vor diesem eine ungleich vortheilhaftere, freiere Lage voraus und ist — im italienischen Renaissancestyl, jedoch neuerdings modernisirt, — auch an sich recht ansehnlich und schmuck, — 100 Fuß lang, 46 Fuß tief, $2\frac{1}{2}$ Etagen hoch. Die Vorderseite ist der gehörig breiten und geraden Wertherstraße zugekehrt, die es mittelst zweier niedrigen Flügelanbauten berührt. Ein Hofraum zwischen letzteren führt zum Eingang. Die Hinterseite aber sieht nach dem oben beschriebenen Neumarktsplatz, von dem sie nur durch einen kleinen Gewächs= und Blumengarten getrennt ist. Das Rathhaus enthält die Wohnung des Herrn Oberbürgermeisters, den in seiner Grundform kreisrunden Versammlungssaal der Stadtverordneten und die Schreibzimmer der Verwaltungsbeamten. Das Gebäude war übrigens nicht von vorn herein für seinen jetzigen Zweck bestimmt; es wurde vielmehr als Privathaus erbaut und vom Freiherrn von Carnap bei seinem Fortzuge im Jahr 1825 der Gemeinde für den sehr billigen Preis von 27,230 Thlr., einschließlich

des Gartens, überlassen. Mit den Um-, An- und Aufbauten rc. wird es der Stadt etwa 50,000 Thlr. gekostet haben.

Gleich neben dem Rathhaus, nur durch den Haupt-Eingang zum Neumarkte von ihm getrennt, steht das viel höhere, aber weniger geschmackvolle Amtshaus, in welchem die Bureaux der Polizei, der Telegraphenstation und des Personenstandsbeamten, die Sitzungen des Friedens-, des Gewerbe- und des Polizeigerichts, die Gemeindesteuereinnahme u. a. m. sich befinden. Es wurde sammt seinem zum Neumarkt gezogenen Garten ebenfalls, als früheres Privat-Eigenthum, von der Stadtgemeinde käuflich erworben.

An Kirchen, gottesdienstlichen Gebäuden besitzt Barmen 2 evangelisch-lutherische (1 zu Wupperfeld und 1 in Wichlinghausen), 1 evangelisch-reformirte (auf Gemarke), 1 unirt-evangelische (in der Mitte von Unterbarmen), 1 katholische (im Unterdörnen), 1 der (gläubig-) freien evangelischen oder Independenten-Gemeinde von Elberfeld und Barmen (ebenfalls im Unterdörnen), und 1 der Elberfeld-Barmer Baptistengemeinde (an der Gasstraße.) Außerdem halten verschiedene Sekten noch in Privathäusern ihre gottesdienstlichen Versammlungen. — Unter den genannten Gotteshäusern zeichnet sich hauptsächlich die Unterbarmer unirt-evangelische Kirche durch architectonische Schönheit aus. Sie steht auf dem oben beschriebenen freundlichen Kirchplatze und fällt sowohl auf der Alleestraße als auch auf der Eisenbahn dem irgend aufmerksamen und empfänglichen Reisenden angenehm in die Augen. Sie wurde nach einem Plane des Oberbauraths Hübsch — ein Name, dem dieses Bauwerk in jeder Beziehung entspricht, — im neugriechisch-arabischen Rundbogenstyl von Bruchsteinen, die äußerlich mit Quaderhausteinen geblendet wurden, auf 13 Fuß tiefen Fundamenten erbaut. Neun Stufen führen zu dem Haupteingang, welchen drei Thüren unter einer 20 Fuß langen Vorhalle bilden. Ueber letzterer erheben sich zwei, in der Mittelwand angelegte, mit einer Gallerie verbundene schlanke Thürme, das ganze Gebäude und besonders seine Vorderseite würdig schmückend. Das Schiff der Kirche, 113 Fuß lang, 70 Fuß tief und einen Raum von 6000 Quadratfuß umschließend, macht auch in seinem Innern, mittelst doppelter Reihen massiver, 1½ Fuß starken und mit Würfelknäufen gezierter Rundsäulen, von denen die untern die 2500 Quadratfuß enthaltenden Emporbühnen und die obern die mit bemaltem Holze

bekleidete Decke tragen, ferner durch entsprechende doppelte Fensterreihen und überhaupt durch zierliche Einfachheit gewiß einen guten Eindruck. Nur dürfte es doch Manchem nicht zusagen, daß die Decke nicht kirchenmäßig gewölbt, sondern horizontal erscheint, und eben so wenig, daß der Altar nicht von einem Chor umschlossen ist. An der Hinterseite des Gebäudes führen zwei Eingänge nach der Sakristei, der Orgelbühne, dem Versammlungszimmer des Presbyteriums ꝛc. Neben dem Eingange rechts steht das marmorne Denkmal, welches die dankbare Gemeinde ihrem Haupt-Stifter, Caspar Engels, errichtete. — Diese schöne Kirche, welche, wie zum Theil auch die andern der Stadt, nicht nur mit Glocken von kräftigem Geläute, mit gehöriger Thurmuhr und vorzüglicher Orgel, sondern auch mit Heizapparat versehen ist, wurde im Jahre 1832 vollendet, — die Gemeinde selbst aber, welche, wie wir bereits erwähnten, jetzt schon als die größte der Stadt mehr als 15,600 Seelen zählt, im Jahre 1821 gegründet, nachdem in 3 vorhergegangenen Jahren die Sache vorbereitet und die großen Schwierigkeiten, welche namentlich der zu lösende kirchliche Verband mit Elberfeld, (und zwar sowohl mit der lutherischen als mit der reformirten Gemeinde daselbst,) begreiflicher Weise verursachte, überwunden worden waren. Bis zur Einweihung der Kirche waren die Gottesdienste der neuen Gemeinde in einem von Caspar Engels erbauten geräumigen Kirchhause, dem jetzt Ostermann'schen Wohnhause an der Alleestraße.

Auch die katholische Kirche ist nicht ohne architectonische Vorzüge. Ihrem Grundplane nach kreuzförmig, besitzt sie vier Portale, von denen das südliche eine von vier jonischen Säulen getragene Vorhalle zeigt, und 3 Kirchenschiffe, von denen das mittlere, durch Pfeiler und Schwiebbogen von den halb so breiten Seitenschiffen getrennt ist.

Auf die Kirchen zu Gemarke, Wichlinghausen und Wupperfeld kommen wir in unserm geschichtlichen Theile zurück.

Schon ist sowohl in der reformirten als in der Wichlinghauser lutherischen Gemeinde von der Erbauung einer neuen Kirche lebhaft die Rede, und auch die Gemeinde Wupperfeld wird in nicht allzulanger Zeit genöthigt sein, zum Bau eines zweiten Gotteshauses überzugehen.

Nördlich von der Unterbarmer Kirche, jedoch von dieser durch die Wupper und einen Auslauf des Haardtgebirges getrennt, befinden sich im Landbezirk, an der Osterbaum-Loher Chaussee, die Gebäulich-

keiten der Rheinisch-Westphälischen Missionsgesellschaft. Es sind ihrer 3, nämlich:

1) Das eigentliche Missionshaus, dessen Umfang jetzt eben (1861/62) durch einen bedeutenden Anbau mehr als verdoppelt wurde. Es ist nunmehr nicht nur von allen Gebäuden Barmens das längste, sondern auch von allen deutschen Missionshäusern das größte und bedeutendste, — 170 Fuß lang, zu beiden Seiten 42 und in der vorspringenden Mitte 54 Fuß tief und 3 Etagen hoch. Es werden in ihm, als dem Missionsseminar der genannten Gesellschaft, junge Leute, meist aus dem Handwerkerstande, zu Missionaren ausgebildet und, wenn sie die erforderliche Reife erlangt und die kirchliche Ordination empfangen haben, nach den Heidenländern abgesandt, um dort das Christenthum und die Civilisation auszubreiten. Nebenan zur Linken befindet sich:

2) Das Missions-Kinderhaus, ein auch nicht unansehnliches, ebenfalls dreistöckiges Gebäude, in welchem die in der Heidenwelt geborenen Kinder der von hier ausgesandten Missionare sorgsame Erziehung und Schulbildung erhalten, — eine Wohlthat, welche ihnen bei ihren Eltern, so lange diese ihrem Berufe nachgehen, selbstverständlich nicht wohl hätte zu Theil werden können. — Rechts, an der östlichen Seite steht:

3) ein kleines Haus, früher eine Elementarschule, jetzt die Wohnung des zweiten Missionsinspectors Herrn von Rohden, während der erste, Herr Dr. Fabri, die seinige in dem Haupthause hat. — Mit dem Missionsseminar ist auch eine Art Museum verbunden, nämlich eine reichhaltige, noch stets anwachsende und gegen ein beliebiges kleines Geschenk für die Mission jedermann zugängliche Sammlung von Merkwürdigkeiten, welche von den Sendboten in Südafrika, Ostindien, China u. s. w. hierher geschickt wurden, nämlich: wohlausgestopfte Thiere, verschiedene Naturproducte des Pflanzen- und Mineralreichs, fremdartige Erzeugnisse heidnischen Gewerbfleißes, als: Waffen, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände, Götzenbilder u. a. m. — Viele Bewohner und Besucher des Wupperthals ahnen gar nicht, wie viel des Sehenswerthen hier bereits sich zusammengefunden hat.

Das Realschulgebäude, im modernen Rundbogenstyl 1859/60 erbaut, ist vielleicht bis jetzt von allen in Rheinpreußen vorhandenen Ge-

bäuden gleicher Bestimmung das größte und schönste. Es steht an der Bahnhof- und Winklerstraße, ganz in der Nähe des Haupt-Bahnhofs, und ist schon aus letzterm und aus jedem Eisenbahnzuge heraus zu sehen. Die schönere Seite ist jedoch nicht der Eisenbahn, sondern der Bahnhofstraße zugekehrt, und der Haupteingang ist von der Winklerstraße aus an der Ostseite. Das Gebäude ist 111 Fuß lang, 96 Fuß tief, bis 56 Fuß hoch, und enthält in 3 Etagen: 18 Lehrsäle, 3 Säle für das naturhistorische Museum, 1 für ein chemisches Laboratorium, 1 physikalisches Cabinet, 1 Bibliothekzimmer, 1 Aula, 1 Conferenzzimmer, sodann die Wohnung für den Herrn Direktor und die für den Castellan. In der Mitte befindet sich ein großer Lichthof. Die Heizung der Schulräume geschieht mittelst warmer Luft. Das Ganze, einschließlich des Platzes, des zu ihm gehörenden äußern Hofes und Gartens, so wie der innern Einrichtung, kostete 70,000 Thlr. Die Anstalt, der es gewidmet ist, erwuchs aus der im Jahr 1823 zu Stande gekommenen Vereinigung des Rectorates der reformirten Gemeinde und eines Privatinstitutes des Herrn J. J. Ewich, hieß unter dem ersten Director Herrn W. Wetzel 23 Jahre hindurch Stadtschule, auch Höhere Stadtschule, empfing 1846 das Prädikat einer Realschule und unter dem jetzigen Director Herrn Dr. Thiele 1859 das einer Realschule erster Ordnung. Ihre Lehrkräfte bestehen gegenwärtig aus 1 Director, 3 Oberlehrern, 12 ordentlichen Lehrern, und 6 technischen Lehrern. Die Zahl ihrer Schüler beträgt jetzt circa 450 in 11 Klassen. Es sind auch 2 Gymnasialklassen mit ihr verbunden, welche vor und nach zu einem vollständigen Gymnasium ausgebildet werden sollen. Eine eigenthümlichere Einrichtung der Realschule ist, daß seit Herbst 1861, mit ihr organisch verbunden, stark 20 Minuten von dem beschriebenen Hauptgebäude, nämlich am Ende der Sternstraße, in einem ebenfalls neuen und ansehnlichen städtischen Schulhause, Parallelklassen ihrer Sexta und Quinta, so wie der Sexta der höheren Töchterschule, sich befinden.

Das frühere Real- oder Stadtschulhaus in der Karlsstraße ist seit 1861 das Hauptlokal der mit der Realschule unter einem Curatorium stehenden städtischen Höheren Töchterschule. Dieselbe hat jetzt in der Person ihres bisherigen Conrectors Herrn Dr. Kleinpaul einen eignen Rector erhalten. Es wirken an ihr außer die-

sem 3 Lehrer und 3 Lehrerinnen. Die Mädchenklasse der Filialschule in Oberbarmen bleibt unter Direction des Herrn Director Thiele.

Unterbarmen besitzt seit längerer Zeit noch eine besondere Höhere Töchterschule, bisher Privatanstalt, jetzt ebenfalls öffentlich und städtisch, seit kurzem in einem von der Stadt neuerbauten Hause an der Druckerstraße.

Eine niedere und höhere Gewerbeschule unter Direction des Herrn Dr. Zehme, nebst einer gewerblichen Fortbildungsschule soll in nächster Zeit errichtet werden und in dem von der Stadt angekauften früher Abr. Rittershaus'schen Hause, (dem „Bollwerk" an der Cleferstraße gegenüber), in welches auch die bis jetzt in der Rödigerstraße befindliche Städtische Leihanstalt verlegt werden wird, ihr Lokal finden.

Die 23 Elementarschulen Barmens verdienten, zum Theil auch in architectonischer Beziehung, ebenfalls hier einzeln aufgeführt und besprochen zu werden; doch wollen die Raumverhältnisse unseres Buchs uns dies nicht gestatten. Wohl aber erlauben wir uns hier noch eine allgemeinere Bemerkung.

Die vielen und meist schönen und zweckmäßigen Schulgebäude gereichen unserer Stadt und ihrer Verwaltung gewiß sehr zur Ehre, sind jedoch andrerseits auch die Hauptursache der Gemeindeschuld und der Höhe unserer Communalsteuer, — was schwerlich anders möglich war. Jetzt indeß, wo wohl nirgend in Barmen mehr der Schulweg zu weit ist, dürfte es an der Zeit sein, für den nicht ausbleibenden Fall abermaliger Ueberfüllung von Schulklassen wo möglich solche Anordnungen zu treffen, welche den so überaus wichtigen Schulzwecken vollkommen Rechnung tragen, ohne durch weitere Schul-Neubauten die Gemeinde mehr, als unbedingt nothwendig ist, zu belasten. Einer unserer Stadtverordneten hat bereits in dieser Beziehung Vorschläge gemacht, deren Grundidee richtig und ausführbar sein dürfte, nämlich: eine täglich möglichst lange Benutzung der Schulräume und Theilung der Schüler in sich abwechselnde Parallelklassen, bei entsprechender Vermehrung der Lehrkräfte.

Nach der Gegend der Realschule zurückkehrend, haben wir in unmittelbarer Nähe nicht nur das bereits erwähnte Stationsgebäude des Barmer Haupt-Bahnhofs, sondern gleich daneben auch das vor wenigen

Jahren erbaute geräumige und schöne Posthaus, den Sitz unseres Postamtes, — dem, wie schon berührt, besondere Postexpeditionen in Unterbarmen, Wupperfeld, Rittershausen und Wichlinghausen untergeordnet sind. Bis vor einem Paar Jahrzehnten hatte Barmen noch gar kein Postamt, sondern blos solche Postexpeditionen, die vom Elberfelder Postamte abhängig waren. Und nun schon dieser großartige Verkehr in unserm Posthause, — neben jenen besondern Postexpeditionen, neben Eisenbahn, Packetbeförderungsanstalt, Omnibus, Droschken, Briefkasten und Boten!

An öffentlichen Gebäuden nennen wir zunächst noch das städtische Krankenhaus im Kleinen Werth, in Folge eines Osterroth'schen Geschenks mit 2 Flügelanbauten vergrößert; — das reformirte Armenhaus, nahe dabei an der Bachstraße; — das so eben auch durch einen schönen Anbau vergrößerte Lutherische Gemeindehaus hinter der Wupperfelder Kirche; — das auf dem Kothen in freier Höhe gelegene Waisenhaus der unirt-evangelischen Gemeinde, — das katholische Waisenhaus an der Karnaper-Straße, und die verschiedenen Pastorathäuser, von denen das noch neue reformirte — an der Mittelstraße und dem Alten Markte — das größte und architectonisch bedeutendste ist.

Die Barmer Gasanstalt, welche auf Actien gebaut wurde und statutmäßig allmählich in den Allein-Besitz der Gemeinde Barmen übergehen soll, ist eine der großartigsten in weitem Umkreise, wo auch schwerlich eine andre gleich weite Strecken mit Gas zu versorgen haben dürfte. — Eben jetzt wird bei Heckinghausen eine Filial-Gasanstalt für Oberbarmen erbaut.

Von den vorzugsweise der Erholung und mündlichen Unterhaltung gewidmeten geschlossenen Gesellschaften Barmens haben die Concordia (in der Werther-Straße), das Parlament (Parlamentstraße), die Genügsamkeit (Karlsstraße) und der „Verein für Kunst und Gewerbe" (Färberstraße) eigne und mehr oder minder ansehnliche Gebäude. Mit dem Verein für Kunst und Gewerbe sind, aus den Beiträgen der sehr zahlreichen Gesellschaftsmitglieder fondirt, eine Vereins- und eine Volksbibliothek, eine Freihandzeichnenschule, eine Linear-Zeichnenschule und eine Sonntags-Webeschule, — alles sehr nützliche Anstalten zur Weiterbildung junger

Leute aus dem Industriearbeiter= und Handwerkerstande, — verbunden. Auch werden hier für die Mitglieder — und meist auch von Mitgliedern — häufig Vorlesungen belehrenden und unterhaltenden Inhalts gehalten. — Andere Vorträge, meist von Bonner Professoren und Wupperthaler Theologen und Pädagogen, (zum Besten des Gustav=Adolfs=Vereins, der Reallehrer=Wittwenkasse rc.), auch wohl von reisenden Literaten und Virtuosen im Vorlesen, finden in der Concordia statt. Ebenso die vorzüglichsten Concerte und Bälle. Mittelst eines bedeutenden Anbaues und damit verbunden gewesenen innern Umbaues älterer Räume hat die Concordia kürzlich eine großartige, noble Einrichtung und unter anderm namentlich einen ungewöhnlich hohen, auch akustisch durchaus gelungenen und äußerst geschmackvollen neuen Concertsaal gewonnen. Derselbe hat nämlich 90 Fuß Länge, 46 Fuß Tiefe und 35 Fuß lichter Höhe, einen fein parquettirten Fußboden, eine Decke mit gestirnartiger, keinen Schatten zulassenden Gasbeleuchtung und mit großen Hohlkehlen nach den Seitenwänden hin, 7 große Fenster an der einen, 2 große Spiegel an der andern Langwand, ein amphitheatralisches Orchester und im Hintergrunde eine treffliche Orgel, von der, weil ihr Gehäuse außerhalb angebracht wurde, nur die Fronte sichtbar ist. Der ganze Saal ist in einem ruhigen, den antiken Formen sich anschließenden Charakter gehalten, die Orgelfronte rein griechisch. Das Gesammtgebäude hat einen Werth von 100,000 Thlrn. Von allen Städten des Continents war Barmen die erste, die einen Concertsaal mit vollständiger Orgel erhielt.

Die Turnhalle des Barmer Turnvereins steht auf dem Clef, an der Heckinghauser=Straße, im Landbezirk. Sie wurde auf Actien 1861/62 erbaut, und zwar in Holzarchitectur. In der Grundform bildet sie ein Quadrat, dessen Seiten je 60 Fuß betragen. Der Turnraum hat die volle Breite von 60 Fuß und in dem 30 Fuß breiten Mittelschiff eine bis unmittelbar an das Dachwerk reichende Höhe von durchschnittlich 35 Fuß. Ueber den beiden nur 16 Fuß hohen Seitenschiffen befinden sich 1 Saal und 2 Garderobenzimmer für die Turner und die Wohnung des Castellans. Die Hinterwand bildet ein halbes Octogon; vorn ist ein Treppenhaus=Vorbau. Mit dem Grundstück, das auch noch einen hübschen Turnplatz im Freien enthält, kostet die Anlage an oder über 11,000 Thlr.

Auch unter den neuen Fabrikgebäuden nnd Wohnhäusern zeichnen sich schon nicht ganz wenige auch in architectonischer Beziehung vortheilhaft aus. Doch wollen wir dem Leser überlassen, diese selbst herauszufinden.

Gasthäuser sind: der Clevische Hof von Plum, zum Schützenhaus von Rehse, (beide in Mittelbarmen), Gasthof zur Pfalz von Klier (in Oberbarmen), Hotel Hegelich (in Unterbarmen) u. a. m.

Die Herberge zur Heimath (Oberdörnen) ist aus christlicher Liebe gegründet, um besonders reisenden Handwerksgesellen ein sittlich ungefährliches und geistig förderndes Quartier zu bieten. Daneben halten in diesem Hause mehrere der christlichen Vereine ihre Zusammenkünfte.

Noch müssen wir der Garten- oder Sommerwirthschaftslokale gedenken. Gerade auch in dieser Beziehung hat unsere Stadt in den letzten Jahren besonders in die Augen fallende Fortschritte gemacht. Rehse's Schützenhalle und Garten, (früher Döppers Garten), worin die Schützengesellschaft ihre Schießübungen hält, auch Concerte, Sommertheatervorstellungen und gelegentliche Festessen rc. stattfinden, — der in 6 Terrassen schön am Fatelhofberg hinansteigende P. W. Halbach'sche „Garten Sanssouci", die Kraut'sche Wirthschaft „Auf dem Felsenkeller" und die Kreuzer'sche „Zur schönen Aussicht" sind sämmtlich dicht an der Stadt, nicht weit von deren Mitte, nördlich, und gewähren von ihren obern Räumen herrliche Ueberblicke über Ort und Gegend, bis weit über Schwelm hinaus. Auf der Südseite, etwas weiter vom Mittelpunkte des Verkehrs, auf der Höhe einer Schlucht, ist das Sommerlokal von G. Halbach „Im Fischerthal", mit etwas engerer, aber reizender Aussicht, mehreren Springbrunnen und Anfängen eines zoologischen Gartens. — Besonders fein, sowohl was Lage und Natur, als was die Garteneinrichtungen und die meist wie gewählt erscheinende Gesellschaft anbelangt, ist die noch etwas entferntere Wildförster'sche „Villa Foresta", hinter dem Oberheydt und unmittelbar oberhalb des Hofes „Am Sonnenschein". Die Stadt präsentirt sich — man möge nun vom Rittershauser Bahnhof oder vom Bahnhof Barmen oder von einem andern Punkte des Thales aus die Wanderung beginnen, — vielfach und schön auf dem Wege dahin; in der Lokalität selbst aber ist die Stadt größtentheils verdeckt, dagegen der Blick in's

Gebirge, in's Rauenthal, nach Heckinghausen, dem obern Rittershausen ꝛc. um so romantischer und lieblicher. Wir rathen jedem Naturfreund, diese Gelegenheit nicht zu versäumen. Zwei große Hallen, 26 im abschüssig liegenden Garten mit Geschmack vertheilte zeltartige Lauben und eine Anzahl Zimmer im Hause, — das niedlichste ganz oben am Giebel desselben, — stehen bereit, die Besuchenden zu empfangen.

Oeffentliche, städtische Parkanlagen hat Barmen bis jetzt nicht. Fände sich aber ein anderer Dr. Diemel, der es sich zur Aufgabe machte, unserer Stadt diese Annehmlichkeit zu verschaffen, so würde er ohne Zweifel bei den Wohlhabenden vielfache Unterstützung finden. Die beste Stelle dazu wäre wohl die Gegend am „Hohen Stein", oder, falls diese nicht zu erlangen wäre, der Fattelhof- oder Fatlofberg.

An mannichfacher Gelegenheit zu interessanten und genußreichen Spaziergängen fehlt es übrigens auch jetzt nicht. Außer den in dieser Beziehung bereits angedeuteten Wegen empfehlen wir z. B. noch folgende: 1) von Rittershausen durch das Rauenthal am obern Caron'schen Hause — der ehemaligen Burg Ruendahl — vorbei nach und über der sogenannten Buschenburg, einem Märkischen Gränzberge, der freilich weder eine Burg noch eine Wirthschaft, noch sonst anlockende Anlagen hat, wohl aber treffliche Aussichtsstellen. Hier hat man ganz Barmen frei vor sich daliegen — — „wie ein geträumtes Arkadien" sagt etwas überschwenglich das Berghaus'sche „Reisehandbuch von Deutschland". An einem südöstlichen höchsten Punkte im Walde sieht man außerdem auch Langerfeld, Schwelm, Gevelsberg und auch nach Beyenburg zu weithin das romantische Thal und Gebirge der Wupper. — 2) Von der Rödiger- oder Carnaper-Straße durch den Schönebecker Busch nach der Schönebeck und dem Missionshaus, dann umkehrend am Loh vorbei und oberhalb der Korzert von der Chaussee aus den Bergpfad hinter dem Hohenstein her bis wieder nach dem obern Ende der Rödiger-Straße. Besonders über dem Hohenstein erscheint Barmen großartiger, als es wirklich ist, indem manche Zwischenräume von hier aus verdeckt sind. An der einen Seite des kleinen Bergwäldchens hat man Dörnen, Bruch, Mittel- und Oberbarmen, nebst Langerfeld, Schwelm ꝛc., nach der andern das noch etwas idyllischer erscheinende Unterbarmen nebst einem Theile von Elberfeld. Der Hohestein selbst ist ein schroffer und nackter, ziemlich großer, vermuthlich durch vulkanische Gewalt in

der Vorzeit emporgetriebener Felsen, dem mehrere etwas kleinere Gesellschaft leisten. — 3) Vom Anfangspunkt der Bredde über den Fattelhofberg nach Westkotten (und von da etwa noch bis nach Markland oder der Müggenburg ꝛc.,) und zurück über einen Theil der Westkotter- und Leimbacher-Straße, dann durch das Maibüschchen und über den Wichelhausberg bis zum obern Thore des Rehse'schen, früher Döpper'schen Gartens und beliebig in die Stadt. — 4) Die Werlestraße hinauf und weiter in's Gebirge nach rechts oder links, und zurück über Heckinghausen oder den Heydt. — 5) Vom Heydt hinter der Bredt'schen Villa her nach dem Tempelchen in dem der Stadt gehörenden Theile des Barmer Waldes, wo die Aussicht nach Rade vor'm Wald, Remlingrade ꝛc. und auf Cöln zu sich öffnet, — und zurück durch's Fischerthal oder über die Höhe westlich desselben und durch die Tannenallee den Berg hinab. — 6) Vom Fischerthal auf der neuen Ronsdorfer Chaussee nach dem Lichtenplatze und zurück auf einem der Pfade, die von dieser Chaussee nach verschiedenen Stellen des Stadttheils Unterbarmen führen, etwa an den Springen, an dem evangelischen Waisenhause und dem Kothen vorbei. — Die materielle Beschaffenheit mehrerer der hier empfohlenen Wege bedarf allerdings hier und da noch sehr einer Nachhülfe. — Ueberhaupt würde eine tüchtige Verschönerungs-Commission, welcher durch Vermächtnisse oder durch Collecten ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt wären, in Barmen noch ein ebenso weites als lohnendes Arbeitsfeld haben.

An manchen Höhepunkten Barmens wird nach der einen Seite der Hintergrund der Ansicht durch die stolzen zwei Thürme der hochliegenden großen Kirche von Schwelm, nach der andern durch den bei Elberfeld erwähnten schmucken Thurm der Elisenhöhe angenehm und vortheilhaft gehoben. —

Ruinen aus grauem Alterthum, Denkmale römischer, byzantinischer, gothischer, alt- und mitteldeutscher Kunst und welthistorisch besonders wichtige Stellen kann Barmen eben so wenig wie Elberfeld aufweisen. Auch wirkliche, erwiesener Maßen von uralter Zeit her im Volke selbst vollständig ausgeprägte Lokalsagen fehlen ihm, wie der Schwesterstadt. Wohl aber finden sich, theils in Büchern, theils auch wirklich einigermaßen im Volksmunde, einzelne sagenhafte Anklänge. Die überwiegend wichtigsten derselben, nämlich die an heidnische Vorzeit unseres Thales

erinnernden, sparen wir für den geschichtlichen Theil unseres Buches auf. Hier aber sei zunächst noch bemerkt, daß der erwähnte Hohe Stein nicht nur eine heidnische Opferstätte ꝛc., sondern auch — wohl nach mittelalterlich christlichem Aberglauben — ein Schreibepult des Teufels gewesen sein soll, wie eine daneben stehende kleinere Felsenkuppe „des Teufels Dintetaß" genannt wird. Gedenken wir am Hohen=Stein aber auch noch einer spätern schönern Zeit, etwa vor 70—80 Jahren, wo auf dieser Felsenhöhe von kirchlich gläubigen Gesangfreunden die Hauptfeste des Kirchenjahres mit christlichen Liedern angesungen zu werden pflegten. Die Stelle ist so romantisch, daß sie gewiß auch schon manchen Sänger, gleich dem Neander im Neanderthale zur Poesie begeistert haben mag, wie wir uns wenigstens einer Dichtung aus dem eingegangenen Barmer Wochenblatte erinnern. Sodann geht in Heckinghausen und Umgegend hie und da die Rede, es habe einmal auf dreien der dortigen Berge eine vereinigte ungeheure — Gänseposen=Erzeugungsanstalt bestanden: auf der Gosenburg nämlich (— „Goos" ist das plattdeutsche Wort für „Gans" —) seien von einem „Gosenbauer" die Gänse gezogen, auf der Plückersburg die Thiere geköpft und gepflückt (plattdeutsch „geplückt") und deren Kiele („Pole") dann auf der Polsburg für den Handel zubereitet und versendet worden; wogegen Andere die Entstehung dieser Bergnamen von einer einfachen angeblichen Diebstahlsgeschichte ableiten, nach welcher der Gosenbauer die Kiele einiger ihm gestohlener Gänse auf dem einen Nachbarberge und die Pflückfedern auf dem andern wiedergefunden habe. — Man sieht, dieses wie jenes Gerede scheint, wie auch vieles Derartige anderwärts, lediglich auf Etymologie, auf willkürlicher Deutung vorhandener, aus unbekannten Veranlassungen entstandener Namen zu beruhen.

IV.

Gemeinsam-Geschichtliches.

Wir halten es nicht für angemessen, in der Geschichte einer Stadt resp. eines Thales oder zweier Städte auch die Geschichte des ganzen Landes, worin sie liegen, zu erzählen. Um aber unsere historischen Mittheilungen über unsere beiden Gemeinden nicht in der Luft schweben zu lassen, müssen wir doch in kurzer Uebersicht nachweisen, welchen Volksstämmen, Ländern, Dynastieen und wesentlichsten Staats- und Volkszuständen unser Thal im wechselvollen Laufe der Zeit angehört hat. Auch glauben wir dabei überhaupt nicht versäumen zu dürfen, von den Begebenheiten der bergischen Landesgeschichte wenigstens diejenigen vorzuführen, welche für die Bewohner unseres Thales, für die Zwecke dieses Buches, uns als die wesentlichsten erscheinen.

Unserer weiteren Gegend, unseres bergischen Landes, erste Bewohner, von denen wir wissen, waren die Ubier. Sie wohnten von der Wupper oder ungefähr wohl von der späteren bergisch-märkischen Gränze bis an den Rhein bei Cöln, und scheinen einigermaßen cultivirter gewesen zu sein, als die übrigen germanischen Stämme ihrer Zeit; denn nach glaubwürdigen Nachrichten haben sie sich, während die Cherusker, Katten, Sueven u. s. w. fast nur in weit zerstreuten Hütten und Gehöften wohnten, sogar schon eine namhafte Stadt oder Hauptstadt erbaut, nämlich Mülheim am Rhein. Im Uebrigen aber läßt sich von ihnen nicht gerade viel rühmen. Sie haben sogar dem Landesfeinde Germaniens, dem großen Römerfeldherrn Julius Cäsar, als er, vom unterjochten Gallien kommend, über den Rhein ziehen wollte, um weitere Eroberungen zu machen, sich dienstwillig erwiesen. Dafür sind sie denn auch — es war 3 bis 4 Jahrzehnde vor Christi Geburt — von den Sueven, die besonders viel von den Römern

zu leiden hatten, nach dem Rückzuge der letzteren gehörig gezüchtigt, nämlich hartnäckig bekriegt und endlich gezwungen worden, mit Mann und Maus aus dem Lande heraus und nach der andern, linken Rheinseite zu flüchten, — wo sie nun mit der nachgesuchten Erlaubniß der Römer sich ansiedelten und den ersten Grund zur spätern Colonia Agrippina, der jetzigen Stadt Cöln, legten.

Es scheint somit, daß die Ubier — wenigstens dazumal — sehr undeutsche Gesinnung hatten, und daher wollen wir uns freuen, daß sie, wie aus ihrem Fortzuge aus dem rechtsrheinischen Lande erhellt, offenbar nicht unsere Vorfahren waren.

Die Sueven nahmen indeß das von den Ubiern verlassene Land nicht in Besitz. Es ließ sich vielmehr in demselben, plötzlich und mit Trompetenschall hereinziehend, ein anderer Volksstamm nieder, nämlich die mit den Usipetern aus Süddeutschland gekommenen Tenkterer. Diese nun sind, wenn wir von späteren, allerdings gerade in unserm Thale besonders zahlreich gewesenen Einzel-Einwanderungen absehen, als die wirklichen Stammväter unserer bergischen Bevölkerung zu betrachten.

Ihren Namen sollen sie eben von dem Klange ihrer Kriegstrompeten erhalten haben, von denen sie einen mehr als gewöhnlichen Gebrauch machten. Wenn unsere Freunde in der Mark, die so gern vom „Bergischen Wind" sprechen, beim Vernehmen dieser Erklärung und Thatsache etwa meinen möchten, da sehe man, wie besagter „Wind" schon uralt sei, so brauchen wir uns das nicht anfechten zu lassen, denn das Trompeten ist keineswegs ein bloßes „Windmachen", sondern ganz offenbar eine Form der Musik. Sofern nun die Tenkterer ihre somit bewiesene Musikliebe auf uns vererbten, hat Niemand das Recht, uns dieserhalb aufzuziehen.

Die Tenkterer waren aber überhaupt ein echt germanisches, wackeres Volk, welches bei vielen Gelegenheiten, und namentlich in freier Bundesgenossenschaft mit den Vorfahren unserer Nachbarn, den Cheruskern, in deren berühmten Kämpfen gegen die Römer, auch tüchtig und deutsch dreinzuschlagen verstand. — Auch das mögen unsere lieben Märker sich merken.

Daß der große Historiker Tacitus und andere römische Autoren die Bewohner des damaligen Germanien überhaupt, und somit auch

unsere Tenkterer, als naturfrisch, kräftig, tapfer, freiheitsliebend, treu, keusch, in ihrer Art religiös u. s. w. rühmt, hat um so mehr Gewicht, als dieses Lob von politisch-feindlicher Seite kommt. Auch eine achtungsvolle, ehrerbietige Behandlung des weiblichen Geschlechts zeichnete die Männer aus. Dagegen sollen sie, wenn weder Jagd noch Krieg ihre Thätigkeit in Anspruch nahm, das faule Liegen auf der Bärenhaut, ferner ihren berauschenden Meth, das Würfelspiel u. s. w. zu sehr geliebt haben. Auch verstanden sie nicht, sich zu einem eigentlichen Staate, geschweige zu einem gesammt-deutschen, zu einigen, wiewohl ihre Einrichtungen zu gemeinsamerer Landesvertheidigung bei aller Einfachheit viel des Trefflichen hatte.

Was ihre Religion anbelangt, so dürfen wir dieselbe, wenn sie auch mit mancherlei unwürdigem Aberglauben durchflochten und gepaart war, unbedingt zu den edelsten vorchristlichen Religionen der Erde zählen; der Glaube an eine Unsterblichkeit der Seele, wie an einen über die andern Götter erhabenen Allvater (Allfadur, Wodan, Odin,) und eine mehr geistige als sinnliche Auffassung machten sie dazu. Von Alters her verrichteten unsere Vorfahren ihre Gottesdienste in freier Natur, in heiligen Hainen, — Götzenbilder, Tempelgebäude und besoldete Priester verschmähend. Erst in späterer Zeit dürfte auch dergleichen einigermaßen vorhanden gewesen sein.

Stark zwei Jahrhunderte nach Beginn der christlichen Zeitrechnung traten die Tenkterer in ein enges Bündniß mit **andern** germanischen Stämmen, nämlich denen am Niederrhein, — zunächst ebenfalls zu Schutz und Trutz wider die Römer. Dieser Bund nannte sich der Bund der **Franken**, d. i. der **freien**, unabhängigen Männer. Die Namen der dazu gehörigen Einzel-Stämme gingen allmählig in diesem schönen Collectivnamen unter, so daß sich also auch unsere Vorfahren seitdem **Franken** nannten. Aber sie **nannten** sich nicht blos so, sondern sie **waren** auch Franken in der That und Wahrheit. Seien wir **stolz** darauf, daß etwas vom Frankenblute auch noch in uns pulsirt! Und beugen wir, nach dem Beispiele unserer alten Vorfahren, nimmer gutwillig unsern Nacken unter ein schimpflich knechtisches Joch, es komme, woher es wolle!

Wie nun aus dem siegreichen Frankenbunde auf Trümmern römischer Herrschaft sich ein großes fränkisches Reich auferbaute, welches

nicht bloß über den ganzen Nieder- und Mittelrhein, sondern auch über ganz Gallien und namentlich unter Karl dem Großen noch viel weiter sich ausdehnte, ist aus der allgemeinen Geschichte bekannt oder in ihr nachzulesen.

Unser Thal aber gehörte zu einer Provinz dieses Reichs, die Ripuarien (Uferland) hieß, und zwar zu demjenigen Gau derselben, welcher den Namen Keldachgau führte.

Inzwischen hatte die hehrste Erscheinung der ganzen Weltgeschichte, das Christenthum, — leider aber schon damals längst nicht mehr ohne bedenkliche Umhüllungen, Auffassungsverschiedenheiten und Verunstaltungen, — auch diesem unserem Gau sich genaht. Die nach Gallien gedrungenen Franken hatten dort diese neue Weltreligion schon vorgefunden, ihrer viele wurden durch den Einfluß der zurückgebliebenen römischen Geistlichen, ihr zugeführt, und auch die fränkischen Könige waren seit der Taufe Chlodwigs (496) wenigstens dem Namen nach Christen. Zur Verbreitung des Glaubens unter den übrigen Franken und den andern germanischen Stämmen thaten dieselben jedoch nichts. Diese ward durch den edlen Feuereifer irischer und britischer Missionare gefördert. Der gewaltigste und gefeiertste unter ihnen ist Winfried oder Bonifacius, — von dem nur zu bedauern, daß er zugleich, wiewohl in guter Absicht, das Meiste dazu beitrug, die im Entstehen begriffene germanisch-christliche Kirche der römischen Hierarchie zu unterwerfen.

Für unsern Keldachgau aber, für das spätere Bergische Land, war ein anderer wackerer Sendbote, der Angelsachse Suitbertus, Sohn des Grafen Siegbert von Nottingham (706—717) der hauptsächlichste Verkündiger und Pflanzer des Evangeliums. Seinen Wohnsitz schlug er im Jahre 710 zu Kaiserswerth am Rhein auf und errichtete daselbst ein Stift, welches Pipin von Heristal, der damalige Beherrscher der fränkischen Länder, durch Erbauung einer Burg schützen ließ. Von diesem gesicherten Sitze aus machte nun unser bergischer Apostel nach allen Richtungen hin, auch in unsere Berge, seine Wanderungen und predigte den Heiden überall, wohin er kam, das Wort vom Kreuze, oft mit Gefahr seines Lebens und im Ganzen mit großem Erfolge. Mit weiser Ueberlegung knüpften er und andere Evangelisten in Deutschland und andern Ländern die neue Religion, damit sie fester

sitze, möglichst, oder so weit es nach ihrer Meinung ohne Nachtheil thunlich war, an die alte an, indem sie vornehmlichste Festtage und langgewohnte für heilig gehaltene Gebräuche der heidnischen Vorfahren in christliche umwandelten und sie so in neuer Bedeutung für die entstehenden Christengemeinden beibehielten. Was ihnen aber mit dem Christenthum unverträglich, für ihre Zwecke unbrauchbar erschien, suchten sie auszurotten und in Vergessenheit zu bringen. Wie schwierig das alles war, liegt auf der Hand. Erst als die Sachsen, welche damals bis dicht an unser Land und Thal sich ausdehnten, und bisher sowohl dem Christenthum, als der fränkischen Eroberungslust sich hartnäckig widersetzten, aber als nächste Nachbarn auch vielfach friedlich mit unsern Vorfahren in Berührung kamen, von Karl dem Großen nach vielen und blutigen Kämpfen endlich im Jahre 803 definitiv zur Unterwerfung und zugleich zur Annahme des Christenthums gebracht worden waren, erschien in unserer Gegend der Sieg des neuen Glaubens, wenigstens äußerlich als ein vollständiger und gesicherter. — Ein großer, bedeutungsvoller, gesegnet fortwirkender Vorzug war es, daß hier zu Lande das Christenthum nicht, wie in Westphalen und anderwärts durch weltliche, blutige Waffen, sondern durch das Schwert des Geistes, durch das W o r t gepflanzt wurde. Nichts desto weniger hat auch hier mancherlei aus dem Heidenthum sich durch Jahrhunderte und sogar bis auf unsere Tage in getaufter Bevölkerung erhalten, theils als Gebräuche verschiedener Art, theils als Aberglauben mancherlei Gestalt.

Nach dem Tode des großen Frankenkaisers theilte bekanntlich sich sein Reich, und mit dem Vertrage zu Verdun 843 entstand ein von Gallien oder Frankreich unabhängiges d e u t s c h e s R e i c h, dem auch der römische Kaisertitel zufiel. Unseres Erachtens trug aber das deutsche Kaiserreich, obgleich es Perioden höchsten Glanzes erlebte, mehr oder minder schon von Beginn an den allmählich wachsenden Keim seiner einstigen Auflösung in sich. Wir meinen damit die zu große, die zu wenig gezügelte Macht seiner Einzelfürsten, die späterhin großentheils zugleich Wähler und Nebenbuhler der Kaiser waren.

Auch unser K e l d a c h g a u hatte, wie andere Gaue, seinen Grafen (gravio, Grav). Diese Grafen wurden in den früheren Zeiten von den Königen oder Kaisern ernannt und durften nach Gutbefinden versetzt und abgesetzt werden. Bald aber wußten auch sie, wie andere

deutsche Grafen und Fürsten sich die Erblichkeit ihrer Würde zu verschaffen. Wahrscheinlich ist schon dem um 967 von Kaiser Otto I. zum Grafen des Keldachgaues ernannten Hermann I. dies — wenigstens thatsächlich, gelungen. Er stammte aus der Clevisch-Teisterbantischen Dynastie, wohnte auf dem Schlosse Berg, dem späteren Altenberg, war auch Schirmvogt von Deutz und Besitzer des Schlosses Altena. In der Stiftsurkunde des Klosters Gerresheim wird dieser Hermann als Graf von Berg oder vom Berge bezeichnet. Er wird sich also auch selbst schon so genannt und diesen Namen von seinem Wohnschlosse entlehnt haben. So ist es sehr natürlich, daß späterhin das von dem jedesmaligen Grafen von Berg beherrschte Gebiet die Grafschaft Berg genannt wurde.

Auch als die Erblichkeit der Grafenwürde schon zugestanden war, behielten die deutschen Kaiser sich den wichtigeren Theil der richterlichen Gewalt in unserm Lande noch vor, und übten dies Recht durch direct von ihnen ernannte Richter und Vögte aus.

In der alten, heidnischen Zeit waren alle Grundbesitzer durchaus freie Leute gewesen. Nur weil Einzelne durch unglückliche Fehden, Glücksspiele ꝛc. Besitz und Freiheit verloren, waren allerdings auch schon damals Sklaven vorhanden. Nun aber sah es in dieser Beziehung — trotz des Christenthums — ungleich schlimmer aus: fast die gesammte Bevölkerung war mehr oder minder in Abhängigkeit gerathen, theils in völlige Leibeigenschaft, theils in bedingtere, mildere Hörigkeit, wenigstens in irgendwelche Lehensverbindlichkeit. Was das ganze Mittelalter am meisten kennzeichnet, ist eben das Lehenswesen. Wie die Grafen von Berg zu den Kaisern, so standen zu Ersteren die bergischen Ritter und Herren und zu diesen gewöhnlich eine Anzahl Bauerngüter in Lehensverhältnissen, welche sich in der Verpflichtung zu allerlei genau bestimmten Leistungen bemerklich machten. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß jeder untere wie obere Lehensträger gelegentlich gern nach größerer Selbstständigkeit und nach Verringerung seiner Lasten trachtete. Einzelne Ritter- und Bauerngüter kamen auch in persönlichen Besitz der Grafen, welche dieselben dann meist durch Rentmeister verwalteten, oft aber auch verpfändeten oder verpachteten, oder wieder als erbliches Lehen abtraten. Dagegen gab es im bergischen Lande auch Gebiete, die von den Grafen unabhängig waren, theils Besitzungen

benachbarter Fürsten, theils kleine selbstständige Herrschaften. Erst vor und nach im Laufe der Zeit wurden diese mit der Grafschaft vereinigt, theils durch Kauf, theils durch Erbschaft, theils durch Besiegung, theils durch verschiedentliche, aus dem Bedürfniß des Schutzes hervorgegangene Verträge mit allerlei Vorbehalten.

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts regierten die Brüder Adolph und Eberhard, wahrscheinlich Nachkommen des oben erwähnten Hermann, gemeinschaftlich die Länder Berg und Mark (Altena). Sie liegen beide in dem von ihnen 1133 zu einer Abtei umgeschaffenen Altenberg begraben, wie auch die meisten ihrer Nachfolger. Nach Eberhard's Tode, und auch schon während dieser Herr, um das in einer Fehde vergossene Blut zu sühnen, nach Rom wallfahrtete und darnach im französischen Kloster Morimund die Schweine hütete, herrschte Adolph allein über beide Grafschaften. Ebenso nach Adolphs Tode sein Sohn Adolph II. Dessen Söhne aber theilten sich in die Länder, — Engelbert I. bekam Berg, 1160. Er wohnte auf dem von seinem Vater erbauten Schlosse Burg, damals im Gegensatz zu Altenberg, die Burg Neuenberg, castrum novi montis, genannt.

Als der erste rein bergische Erbgraf, ist er der eigentliche Stammvater und Ahnherr der ihm folgenden Grafenreihe. — Nach mehreren Erwerbungen, wozu auch Düsseldorf, die spätere Hauptstadt des bergischen Landes gehörte, gränzte dieses nun im Norden und Osten an die Grafschaft Mark, im Süden und Westen an das Siebengebirge und den Rhein. Die männliche Linie dieses Grafenhauses erlosch indeß 1218, oder, den Erzbischof Engelbert von Cöln mitgerechnet, 1225.

Letzterer war nämlich ein Bruder des 1218 verstorbenen Grafen Adolph V., hatte schon, während dieser einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande mitmachte, (wobei er auch den Tod fand), das bergische Land verwaltet, und setzte nun die Regierung fort, obgleich sie nach den Hausgesetzen dem mit einer Tochter Adophs V. vermählten Prinzen Heinrich von Limburg gebührte. Engelbert war ein Mann von großen Regententugenden, hochgebildet, klug und unternehmend, bei Kaiser und Reich höchst angesehen, dabei aber stolz, eigenmächtig und herrschsüchtig. Er brachte nicht nur das Erzstift Cöln, sondern auch die Grafschaft Berg auf eine noch nicht erlebte Stufe des Wohlstandes, und da Kaiser Friedrich II. vor dem Antritt seines Kreuzzuges ihn zum

Reichsverweser ernannt hatte, so griff er mit fester Hand auch in die Angelegenheiten des ganzen übrigen deutschen Landes ein. Allein die Ecken seines Charakters verletzten und erbitterten auch vielfach.

Einen seiner heftigsten Gegner, Friedrich von Isenburg, über den das Stift Essen sich mehrfach beschwert hatte, lud er nach Soest vor eine Versammlung westphälischer Bischöfe und Grafen, und stellte ihn in deren Gegenwart schonungslos zur Rede, scheint ihm, mit Recht oder Unrecht, auch noch eine besondere Strafe zugedacht oder angedroht zu haben. Ueber diese Behandlung noch mehr erbittert, beschloß Friedrich, sich zu rächen. Er stellte sich reuig und schloß sich der Begleitung des zurückreisenden Erzbischofs an. Aber bei Westhofen beurlaubte er sich, angeblich um sich nach seiner Burg Nienbrügge zu begeben. Engelbert, heimlich vor ihm gewarnt, ließ des folgenden Tages den größten Theil seiner bewaffneten Bedeckung an der Ruhrbrücke zur Bewachung des Ueberganges zurück, annehmend, daß der gerade stark angeschwollene Fluß bis weithin nirgend sonst passirt werden könne. Friedrich jedoch hatte schon Abends vorher mit 25 Knechten heimlich durch die Ruhr gesetzt, dadurch einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und am Gevelsberg sich in einen Hinterhalt gelegt. Als nun der Erzbischof, hier auf seinem eigenen Boden, an keine Gefahr mehr denkend und nur von einigen Geistlichen, 2 Edelknaben und 2 Reisigen begleitet, heranzog, sah er sich plötzlich von Friedrich und seinen Mordgesellen, die von beiden Seiten des einsamen Weges aus dem Walddickicht hervorstürzten, mit tobendem Geschrei überfallen. Die Geistlichen flüchteten sich in's Gebüsch, die beiden Reisigen und einer der Edelknaben wurden wie im Nu von den Pferden gerissen und geknebelt. Engelbert spornte, rasch entschlossen, mit aller Macht sein Roß, um in der Richtung auf Schwelm sich zu retten. Aber dem war vorgebeugt: Ritter Herbert von Rückerrode, einer seiner ärgsten persönlichen Feinde, stellte von dieser Seite her mitten auf dem Wege, zu Pferde und bewaffnet, sich ihm entgegen. Muthig und mit möglichster Gewalt suchte sofort der Erzbischof dessen Roß auf die Seite zu drängen und vorbeizusprengen. Allein Rückerrode wand ihm von der Seite den Zügel aus der Hand, packte ihn an seinem geistlichen Gewande, riß ihn vom Pferde herab und warf ihn zu Boden. Noch unverwundet, gelang es ihm fast in demselben Augenblick, sich aufzuraffen und einen schmalen Seitenweg zu erreichen. Aber

seine Stunde hatte geschlagen; mit dem Rufe: „Haut den stolzen Hund nieder!“ sprengte der Isenburger, begleitet und gefolgt von seinen Knechten, herbei. Von Rückerrode's Faust wieder ergriffen, wehrte Engelbert sich mit der Kraft eines Verzweifelten gegen diesen und die anlangenden Andern. Selbst dann noch, als er am Haupt und Hüfte verwundet und als eine seiner Hände ihm abgehauen war, suchte er zu entkommen. Da spaltete Jordan, ein Knecht Friedrichs, ihm mit der Streitaxt den Kopf, und Rückerrode stach sein Jagdmesser ihm durch den Leib. — Als ein Anderer dem bereits Verblichenen auch noch den Kopf abhauen wollte, rief Friedrich, offenbar von Grausen und Reue erfaßt: „Halt! es ist genug, — schon zu viel!“ und riß den Kanibalen mit Gewalt zurück. Darauf sprengte der Graf mit allen seinen Gesellen davon. — Der zweite Edelknabe, der auch auf seiner Flucht ergriffen, niedergetreten und schwer mißhandelt worden war, kroch zu seinem todten Herrn, legte dessen blutendes Haupt auf seine Brust und beweinte ihn, bis er in der Ferne einen Karren daherfahren hörte; da schrie er um Hülfe. Ein Bauer erschien mit seinem Karren; auf diesen wurde nun die Leiche gelegt. Gefolgt von noch Einigen aus dem erzbischöflichen Gefolge, die sich wieder eingefunden hatten, fuhr man den Todten in feierlicher Stille nach Schwelm und setzte ihn hier in demselben Hause nieder, worin der Erzbischof einzukehren vorgehabt hatte, um am folgenden Morgen die neu erbaute Kirche des Orts einzuweihen. Tausende von Menschen strömten herbei, um ihre Trauer und Entrüstung zu bezeigen. Der schreckliche Tag, der nun zu Ende gegangen, war der 7. November des Jahres 1225. — Die Leiche, an der man 47 Wunden zählte, wurde demnächst nach Cöln gebracht, das Herz sammt den Eingeweiden jedoch in Altenberg beigesetzt.

Nicht nur weil der Ermordete ein bergischer Regent, der letzte und in vieler Beziehung der bedeutendste unseres ältesten Grafengeschlechtes war, haben wir hier die Geschichte dieses gräßlichen Mordes erzählt, sondern hauptsächlich auch, weil wir in folgenden Abschnitten dieses Buchs uns mehrfach genöthigt sehen werden, auf blutige Folgen der blutigen That zurückzukommen.

Der Schwiegersohn Adolphs V., der bereits genannte Heinrich von Limburg, trat nun — in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Irmengard — die Regierung unseres Landes an, — die ihm, in

Ermangelung eines männlichen Sprossen unseres Grafengeschlechtes, Niemand mehr streitig machen konnte. Er stammte nicht etwa, wie ein Unkundiger leicht glauben könnte, von Limburg an der Lenne, (das erst von ihm, wie wir später erfahren werden, den Namen erhielt,) sondern aus dem in den Niederlanden gelegenen Herzogthume Limburg, welches er nach dem Tode seines Vaters (1231) ebenfalls regierte.

Durch Heinrich wurde das bisherige bergische Landeswappen, eine umgekehrte weiße Rose, beseitigt und durch das Limburger Wappen dauernd ersetzt. Dieses, seitdem also auch das bergische, bestand aus einem aufrecht stehenden rothen Löwen, mit blauer Krone in silbernem Felde. Mit einzelnen Aenderungen und Sonderattributen ging dieser Löwe später auch in die Stadtwappen der bergischen Städte über. So zeigt das Elberfelder ihn ohne Krone, dagegen mit doppeltem Schweife und mit dem Leidenszeichen des heil. Laurentius, dem Roste, — das Barmer gleichfalls ohne Krone, aber auch ohne Rost und dagegen auf Garnbündeln stehend. Die bergische Landesfarbe und Fahne seit Heinrich war schwarz, blau und weiß.

Unter den Nachkommen Heinrichs, welche in unserm bergischen Lande regierten, (während eine andere Linie derselben das Herzogthum Limburg erbte), müssen wir nothwendig Adolph VII. (1256—1295) hervorheben, nicht nur, weil er bei Worringen einen glänzenden Sieg über seinen Feind, den damaligen kölnischen Erzbischof erfocht und von diesem dagegen späterhin durch List gefangen genommen und lange Jahre auf's grausamste und schmählichste mißhandelt wurde, sondern vor allem wegen seiner großen Verdienste um die Verbesserung der Bodenkultur und die Grundlegung der bergischen Industrie. Er ließ aus Limburg Landwirthe zur Anlage von Meierhöfen, aus dem Harz Bergleute zur Ausbeutung der mineralischen Schätze seines Landes und aus Flandern und Brabant an 2000 industrielle Familien kommen, denen er zu Burg, Solingen, Kronenberg, Bensberg, Gräfrath, Wülfrath und im Wupperthal Wohnungen und Arbeit anwies. So brachte er mancherlei neue Gewerbe in die Grafschaft und verbesserte andere.

Im Jahre 1300 ging auch die bis dahin noch kaiserlich gebliebene obere Richtergewalt im Bergischen fast ganz auf die Grafen über, welche dadurch beinahe souverain wurden. Die neu erworbene Justiz ward, wie die bisher schon ausgeübte, mit der Verwaltung vereinigt, von der sie

auch in der Folge, bis zur Franzosenzeit, nicht getrennt wurde. Bei Justizverweigerungen und für letzte Appellationen in wichtigen Prozeßsachen bestimmter Arten behielten noch fernerhin die Kaiser sich die oberste Gerichtsbarkeit vor, was jedoch selten zur Anwendung kam.

Aber auch die Limburger Dynastie sollte in nicht allzulanger Zeit in ihrer männlichen Linie erlöschen. Solches Erlöschen, in Ermangelung directer regierungsfähiger Nachkommenschaft, ist überhaupt ein Verhängniß, das sich in der bergischen Geschichte merkwürdig oft wiederholt. Dasselbe hatte indeß auch eine für das Land vortheilhafte Seite, denn es ward mehrmals die Veranlassung, daß unser Land durch Erbschaft zur Vereinigung mit einem andern kam, und daß so ein ansehnlicherer Staat entstand.

Schon der erwähnte treffliche Adolph VII. starb 1295, weder Söhne noch Töchter hinterlassend. Sein nicht minder edler, auf ihn folgender Bruder Wilhelm I. machte, ebenfalls kinderlos, 1308 seinem Bruderssohne Adolph VIII. Platz. — Dieser aber hatte eine Tochter mit einem Grafen Otto von Ravensberg vermählt gehabt; seine aus dieser Ehe hervorgegangene Enkelin war die Gattin Gerhards I. von Jülich geworden. Nähere Erben waren späterhin weder für Berg noch für Ravensberg vorhanden. Gerhard erbte daher 1346, als Bernhard von Ravensberg, der Bruder und Nachfolger Otto's, mit Tode abging, die Grafschaft Ravensberg, und 1348 beim Abscheiden Adolphs VIII. auch unsere Grafschaft Berg.

Die so vereinigten Länder Berg und Ravensberg wurden am 23. Mai 1380, unter Wilhelm II., dem Sohne und Nachfolger Gerhard's, vom deutschen Kaiser Wenzel zu einem Herzogthume erhoben, oder, genauer ausgedrückt, nur Berg erhielt diesen Titel, während aber Ravensberg mit Berg vereinigt blieb. Wilhelm II. nannte sich demnach Wilhelm I. Herzog von Berg, Graf von Ravensberg.

Sein Sohn und Nachfolger Adolph I. hatte das Glück, von 1423 ab diesen Titeln noch einen bedeutungsvollen hinzu- oder voraufsetzen zu dürfen. Im genannten Jahre starb nämlich kinderlos Reinhold III., Herzog von Jülich und Geldern, welcher ein jüngerer Bruder von Adolph's Großvater, dem obenerwähnten Gerhard war. Für Geldern meldete sich ein anderer Erbe und setzte seine Ansprüche durch, obgleich Adolph lange Zeit ihm dieselben streitig machte. Jülich da-

gegen fiel sofort und unbestritten an Adolph. So waren also nun das Herzogthum Jülich, das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravensberg vereinigt.

Die männliche Linie des dermaligen Regentenhauses erlosch im Jahre 1511 durch den Tod Herzog Wilhelm's III. Nun war die einzige Tochter dieses Herzogs, Maria mit Namen, ein Jahr vorher mit Johann III., dem Herzog von Cleve und Grafen von der Mark, vermählt worden, und so fielen denn die in genannten Jahren verwaisten Länder Jülich, Berg und Ravensberg, in Gemäßheit eines berühmt gewordenen Erbvertrags, dieser Fürstin und ihrem Gemahle zu, wurden mit Cleve und Mark verbunden. Der vollständige Titel Johann's III., wie auch seiner Nachfolger, war sogar noch mannichfaltiger, nämlich: „Herzog zu Cleve, Jülich und Berg, Graf von der Mark, von Ravensberg, Blankenheim, Dinslaken, Gennep und Huisberg, Herr zu Ravenstein, Born, Brügge, Soest, Holte u. s. w."

In der That, es war ein ansehnliches und großentheils herrliches Gebiet zusammengekommen, — wenn auch, für sich allein, noch nicht gerade, wie anderswo geäußert worden ist, einer Königskrone werth.

Verfassung und Gesetz waren in jedem dieser Länder mehr oder weniger verschieden, also nicht allen gemeinschaftlich, wenn auch von Alters her in allen ähnlich und verwandt. Die sogenannte goldene Bulle vom Jahr 1356 und andere deutsche Reichsgesetze bildeten nur für einzelne Verhältnisse eine gemeinsame Grundlage.

In den meisten Conflikten hatten heimathliche Gewohnheitsrechte und örtliche Privilegien zu entscheiden, in Jülich und Berg namentlich auch um diese Zeit noch, wo in fast allen andern deutschen Landen schon längst das Römische Recht überwiegend zur Geltung gekommen war. Die Kaiser hatten diese Ausnahme auf dringendes Verlangen ausdrücklich bewilligt. Die Gewohnheitsrechte waren aber ihrer Natur nach vielen Schwankungen unterworfen und gar zu leicht verschiedentlicher und willkürlicher Deutung und Anwendung fähig. Die Vermengung der Jüstiz mit der Verwaltung hatte auch ihre große Schattenseite. Das Schlimmste noch war, daß die Gerichtsbarkeit für diesen oder jenen, größeren oder kleineren Bezirk oft verpfändet wurde, und daß die Pfandinhaber, da sie der Einlösung stets gewärtig sein mußten,

meist darauf bedacht waren, möglichst schnell und viel Vortheil von ihrem Amte zu ziehen, wobei es, obgleich allerdings die Zustimmung beisitzender Schöffen zur Gültigkeit eines Urtheils erforderlich war, ohne Ungerechtigkeiten, drückende Sporteln u. s. w. nicht abging. Kurz, es sah mit dem Gerichtswesen und demzufolge mit der öffentlichen Sicherheit traurig genug aus. Manche adlige Räuber namentlich hausten ungestraft. Das Faustrecht stand noch in üppiger, aber trauriger Blüthe. Die in Westphalen mächtig gewordenen Frei- oder Vehmgerichte, im Namen des Kaisers eigenmächtig richtend, wollten Abhülfe schaffen, erreichten das auch zum Theil, arteten in ihrer Heimlichkeit jedoch selbst bald aus, machten Ueber- und Mißgriffe aller Art. — Indeß suchte jeder Stand sich selbst zu helfen, so gut es ging, vertheidigte wo möglich gemeinsam seine Rechte und trachtete nach Vermehrung derselben, wenn auch auf Unkosten der Rechte der übrigen Stände und des Landesherrn. So entwickelte sich das Ständewesen mehr und mehr bis zu einer förmlichen ständischen Verfassung. Der deutsche Priesterstand hatte schon seit dem 12. Jahrhundert sein kanonisches Recht in ganzen Bänden zu Papier gebracht. Seit dem 13. Jahrhundert hatte auch der Ritterstand seine erweiterten, zum Theil angemaßten Rechte in schriftliche Sammlungen zusammengestellt. Auch die Städte waren, trotzdem, zu Ansehen und Macht und zu manchem neuen Rechte gelangt, theils indem sie untereinander sich zu Schutz und Trutz verbündeten. Und selbst die Bauern hatten neuerdings sich vielfach von ihrer Hörigkeit und von ihrer politischen und socialen Bedeutungslosigkeit zu befreien gesucht, und so weit ihnen das gelang, klammerten sie sich an die Städter an, um mit ihnen gemeinschaftlich den dritten Stand zu bilden.

Sofern nun die 3 Stände auf Gesetzgebung und Regierung des Landes Einfluß hatten, sah sich der Landesherr dadurch in seiner Macht wesentlich beschränkt, wogegen er dem Kaiser und Reich gegenüber jetzt in dem so viel größer gewordenen Territorium fast völlig unabhängig dastand. Hatte er auch rechtlich noch Verpflichtungen gegen das Reich, so hing doch die Erfüllung derselben in vielen Fällen thatsächlich von seinem Ermessen ab.

Die also vielfach veränderten, trotz verschiedener, Ritter- und Landrechte genannten schriftlichen Sammlungen großentheils noch schwankenden und oft collidirenden einheimischen Gewohnheiten und Rechtsbestimmungen

wurden nun unter Herzog Wilhelm IV. durch vieljährige Anstrengungen mehr gesichtet, ergänzt und in Einklang gebracht, und im Jahre 1555 gedruckt, dann nochmals unter lebhaften Debatten revidirt und in der erneuten Gestalt 1565, sowie späterhin noch oft, wieder gedruckt, als Jülich-Bergische Rechtsordnung. Es enthält diese wichtige Sammlung, in welcher aber Vieles mehr octroyirt als vereinbart war und noch oft ständische Einsprachen veranlaßte, nicht nur das gerichtliche Verfahren, das provinzielle Privat- und Erbrecht, sondern auch Feststellungen über die Rechte und Pflichten der Landstände, und sie blieb im Wesentlichen fortwährend in Kraft bis zur Franzosenzeit, wenn auch durch ein späteres Grundgesetz und sehr zahlreiche einzelne Erlasse modifizirt und ergänzt.

Inzwischen hatte auch auf kirchlichem Gebiete sich höchst Wichtiges ereignet. Schon bald nach Beginn der großen Reformation durch Martin Luther, — schon seit 1519 fanden sich im bergischen Lande einzelne Anhänger derselben. Ihre Zahl mehrte sich besonders, als 1527 eine Tochter des Herzog's Johann III. mit dem protestantischen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen verlobt und vermählt wurde, namentlich seitdem bei einem Besuche des Bräutigams sein ihn begleitender Hofprediger Mychonius öffentlich in Düsseldorf die neue oder gereinigte Lehre verkündigte und rechtfertigte. Unter andern wurden der Rektor Monheim daselbst und Heresbach, der gelehrte Lehrer des Prinzen Wilhelm, eifrige Anhänger und Weiterverbreiter. Der Herzog aber blieb mit Vielen katholisch, und obgleich er für seine Person eine Zeitlang schwankte und im Jahre 1530 durch ein Edikt, welches jedoch unausgeführt blieb, die Anrufung der Heiligen verbot und volle Toleranz und Freiheit für die neue Lehre befahl, erlitten dennoch unter seiner Regierung die Protestanten manche Hemmungen, Bedrückungen und Verfolgungen.

Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm IV. war durch Heresbach selbst für den evangelischen Glauben gewonnen worden und setzte demgemäß 1539 die von seinem Vater blos unterzeichnete Reformationsordnung für seine Länder in wirkliche Geltung.

Später wurde er jedoch durch den Kaiser und die katholischen Geistlichen und Ritter dahin gebracht, wieder zum Katholicismus überzutreten. Vielleicht trug dies, wie der ganze Religionszwiespalt, dazu

bei, daß dieser sonst wackere Herzog in seinem Alter periodisch in erheblichem Grade schwachsinnig war. Unter diesen Umständen begannen zu Zeiten die Religionsverfolgungen auf's neue. Heftiger aber noch wiederholten sich dieselben unter seinem, 1592 zur Regierung gelangenden, ebenfalls geisteskranken Sohne Johann Wilhelm III., besonders als er, nach muthmaßlicher Erdrosselung seiner bekannten Gemahlin Jakobe von Baden, eine spanische Prinzessin heirathete und Spanier an seinen Hof zog. Er starb im Wahnsinn 1609. Mit ihm erlosch auch die Clevisch-Märkische Dynastie.

Und weil nun eine ganze Anzahl Fürstenhäuser, besonders aber Chur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg — die übrigen traten nach einiger Zeit vor und nach zurück — Anspruch an die verwaiseten Länder machte, so entspann sich ein sehr langwieriger, viele Staaten und Völker berührender und in der Geschichte des Jahrhunderts Epoche machender Erbfolgestreit.

Das Erbrecht Brandenburg's beruhte darauf, daß Maria Eleonore, die älteste Tochter Wilhelm's IV., des vorletzten Herzogs von Jülich-Cleve-Berg, mit dem wahnsinnigen Herzoge Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, und daß Anna, das aus dieser Ehe hervorgegangene einzige Kind, die Gattin Johann Siegismund's, des dermaligen Churfürsten von Brandenburg, war. Auch war bei der Vermählung der Maria Eleonore im Ehevertrage ausdrücklich bestimmt worden, daß ihr Erbanspruch für den Fall ihres Todes auf ihre etwaigen Kinder übergehen solle. — Der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, dessen Gemahlin die zweite Tochter des Herzogs Wilhelm IV. war, gründete dagegen seinen oder seiner Frau Anspruch auf den Umstand, daß seine Schwiegerin, obige Maria Eleonore, schon vor dem Tode ihres Vaters gestorben war; daher sei sie noch gar nicht beerbt gewesen und sei die Erbschaft selbstverständlich auf seine Gemahlin, als die nun älteste Tochter Wilhelms IV., gefallen, — trotz jener Bestimmung im erwähnten Ehevertrage, die er nicht als gültig anerkenne.

Brandenburg entschloß sich sofort, ohne Weiteres sich in den factischen Besitz der schönen Länder zu setzen, und war zuerst auf dem Platze, indem es unter dem 4. April, kaum 9 Tage nach dem Absterben Johann Wilhelm's, seine Besitzergreifung verkündete und dann durch

einen Bevollmächtigten zunächst in den beiden Hauptstädten Cleve und Düsseldorf das Patent darüber anschlagen und die Beamten vereiden ließ. Aber kaum war man in Düsseldorf der Hauptsache nach damit fertig, so traf auch schon der Erb-Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm ein, ältester Sohn Philipp Ludwigs, mit bündigen Vollmachten seiner Eltern und einer Schrift, in welcher die Rechte der Pfalzgräfin entwickelt waren. Gleich des folgenden Tages ließ auch er seine Patente an die Thore von Düsseldorf anschlagen, und nahm zugleich von Solchen, die noch nicht zu Brandenburg geschworen hatten, den Eid für seine Mutter entgegen.

Man darf behaupten, daß Einen Tag lang Düsseldorf und damit das Herzogthum Berg sich im factischen Alleinbesitz Brandenburgs befunden hatte. — In Cleve dauerte der Alleinbesitz länger, denn da war der Markgraf Ernst, der Bruder des Churfürsten und dessen Vertreter, eingetroffen und ließ sich nicht verdrängen. Es wäre wahrscheinlich sogleich zum Kriege gekommen, wenn nicht beide Parteien die Einmischung des Kaisers gefürchtet hätten, von dem ein Befehl anlangte, daß keiner der streitenden Fürsten eigenmächtig vor der rechtlichen Entscheidung sich in Besitz der angesprochenen Länder setzen solle. Man fürchtete die Einmischung um so mehr, als auch Oestreich selbst, so wie Sachsen 2c. ein Erbrecht auf die Länder zu haben vermeinte oder vorgab. Auf einer Versammlung in Dortmund kam es daher am 31. Mai zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg zu der vorläufigen Vereinbarung, daß diese beiden Parteien friedlich, durch Vermittlung und Schiedsgericht sich zu einigen suchen und bis dahin die Länder durch eine gemeinschaftlich ernannte Commission und Statthalterschaft in beider Namen, und ohne irgendwelche Kränkung der Religion und der Freiheiten der Bewohner, verwalten lassen, etwaigen Angriffen von anderer Seite aber gemeinschaftlich entgegentreten wollten. Von brandenburgischer Seite wurde Markgraf Ernst, von neuburgischer der Erbprinz Wolfgang Wilhelm zum Statthalter ernannt. Die in Düsseldorf versammelten Landstände genehmigten diese Anordnungen gern, obgleich sie wider des Kaisers Wunsch und Bestimmung waren, und am 16. Juni war allgemeine Landeshuldigung. Trotz dem verwickelte sich der Erbfolgestreit noch sehr: der deutsche Kaiser, verschiedene deutsche Einzelstaaten, Frankreich, Spanien, Holland u. s. w.

mischten sich ein, es gab blutige Vorfälle, vielfach sich wandelnde Bündnisse und die verschiedensten Ausgleichungsversuche. Brandenburg und Neuburg namentlich stritten bald gemeinschaftlich gegen den Kaiser und Andere, bald unter einander. Die Sache wollte gar kein Ende nehmen. Indeß hatte sie erst wenige Jahre gedauert, als eine definitive Verständigung der fortwährend die Länder gemeinschaftlich verwaltenden Parteien fast erreicht zu sein schien: Prinz Wolfgang Wilhelm von Neuburg sollte die Tochter des Churfürsten von Brandenburg heirathen und dabei entweder die streitigen Länder oder eine entsprechende Geldentschädigung erhalten. Allein auf der desfallsigen persönlichen Zusammenkunft gab der Churfürst, als der Wein ihn wie den werbenden Prinzen berauscht hatte, diesem in flüchtiger Aufwallung unbesonnener Weise eine Ohrfeige. Dadurch zerschlug sich das Project, und die Feindschaft, die allseitige Anstrengung und Verwirrung wurde größer als je. Der Prinz von Pfalz-Neuburg heirathete eine baierische Prinzessin und ging gegen den Willen seines eifrig protestantischen Vaters zum Katholicismus über, — wie behauptet wird, um sich den Schutz Oestreichs, einen Jahrgehalt von Spanien und den Beistand der Ligue zu sichern. Der Churfürst von Brandenbnrg dagegen wechselte seine lutherische Confession mit der reformirten und erwarb sich dadurch die thätige Freundschaft der Generalstaaten. Doch der Raum erlaubt uns nicht, dem bunten unerquicklichen Streite noch weiter zu folgen, der sich mit dem einige Jahre darnach ausbrechenden großen Religionskriege dem Dreißigjährigen, vermengte und, wenn auch in gemilderten Formen, noch weit über denselben hinaus dauerte.

Erst 1666, und vervollständigt und endgültig bestätigt erst 1672, also 63 Jahre nach dem Beginn des Streits, kam endlich ein definitiver Vergleich zu Stande, wobei die Länder Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg (Preußen), — Jülich und Berg nebst Ravenstein aber an Pfalz-Neuburg und zwar an Pfalzgraf Philipp Wilhelm, den Sohn Wolfgang Wilhelms, fielen.

Für die protestantische überwiegende Bevölkerung unseres Landes war dieser Ausgang nicht ohne Bedenken, weil, wie wir vorhin erfahren haben, das Haus Pfalz-Neuburg wieder katholisch war. Doch wurde dies Bedenken dadurch gemildert, daß die Churfürsten von Brandenburg, wie auch ihre Nachfolger die Könige von Preußen,

die Protection der bergischen Protestanten in Bezug auf deren kirchliche Angelegenheiten übernahmen. Auch hatten ja durch den Westphälischen Frieden die Verhältnisse der Confessionen im Allgemeinen eine beruhigende, feste Grundlage erhalten.

Außerdem gab der Pfalzgraf für sich und seine Nachfolger wiederholt das Versprechen, daß er Jülich und Berg in ihrer gewohnten Weise, nach ihren eigenen Gesetzen regieren und ihre Rechte und Freiheiten stets achten wolle. Nichts desto weniger kam es bald zu Meinungsverschiedenheiten und heftigen Conflicten zwischen ihm und den Ständen. Das aber führte schließlich zu einem wichtigen Ereigniß, zu einem wesentlichen Fortschritt im Verfassungsleben unserer Länder: dieselben erhielten, datirt vom 5. November 1672 und 20. Juli 1675, eine förmliche Verfassungsurkunde, oder wie sie sich selbst nennt, einen zu einem „ewigen Gesetz erhobenen Staatsgrundvertrag", vereinbart und abgeschlossen zwischen dem Landesherrn und den Ständen. — War diese Constitution ihrem Inhalt nach auch nicht ganz nach den Ansprüchen der Jetztzeit, — namentlich behielt darin der Adel noch ein gar großes Uebergewicht, während der Bauernstand ohne Vertretung blieb, — so bekundet sie doch schon einen Grad von politischer Einsicht, Klarheit und Bestimmtheit, wie man ihn in jener Zeit noch gar nicht zu vermuthen pflegt, und in andern deutschen Ländern auch nicht findet. Mit kurzen, bündigen Worten werden darin die Rechte und die Pflichten des Fürsten wie der Landstände festgestellt, die alten, von Grafen und Herzögen erlangten Freiheiten und Rechte, die beurkundeten Herkommen und Gewohnheiten bestätigt und neue Bestimmungen gemacht. Unter andern wird deutlich ausgesprochen, daß der Fürst ohne Zustimmung des, jedes Jahr einzuberufenden allgemeinen Landtags weder directe noch indirecte Steuern erheben, resp. neu einführen oder auch nur erhöhen, ohne solche Bewilligung auch keine Domänen verschenken, veräußern oder verpfänden, Staatsbeamte nur wegen erwiesener Amtsvergehen entsetzen, die Rechts- und Sicherheitspflege nur nach den bestehenden Gesetzen und nach ferneren, mit Zuziehung und Gutbefinden der Landstände verkündigten Vorschriften verwalten, die Freiheit und Unabhängigkeit der Berathungen und Beschlüsse der Landstände nicht beeinträchtigen dürfe und ihnen jährlich sowohl ein Budget, als eine Rechnungsablage über alle Ausgaben und Einnahmen des

Staats zur Prüfung und Beschlußnahme unterbreiten lassen müsse u. s. w. Die Landtage fanden, wie auch früher schon, in Düsseldorf statt, und es war ihnen, falls auf Beschwerden beim Fürsten über Verfassungsverletzungen oder Rechtsverweigerungen keine baldige Abhülfe erfolgte, auch noch ausdrücklich zugestanden worden, reichsgerichtliche Hülfe anzusprechen.

Wir werden bald erfahren, daß sie nicht zu blöde waren, von ihren wirklich bedeutenden Rechten vorkommenden Falls auch gegen die Wünsche und Befehle des Landesherrn unverzagt Gebrauch zu machen. Meist aber wurde auch von den Fürsten und Regierungen die Verfassung eingehalten, und sie blieb nicht ohne vielfachen reichen Segen für das Land. — Es kam später auch eine vom Landesherrn und vom Kaiser bestätigte Union zwischen den Ständen von Jülich-Berg mit denen von Cleve und Mark zu Stande, welche den Zweck hatte, zur Aufrechthaltung der ständischen Rechte sich gegenseitig behülflich zu sein. — Ebenso bestand auf dem kirchlichen Gebiete eine anerkannte Verbindung zwischen den protestantischen Synodalverfassungen der vier Länder. — An Schattenseiten fehlte es freilich auch jetzt noch nicht. Der großen Bevorrechtigung des Adels bei der Zusammensetzung der Landtage erwähnten wir schon. Verletzender noch für die übrigen Stände war, daß fortwährend alle Güter der Adligen und Geistlichen ganz abgabenfrei waren. — Den Protestanten konnte es auch nicht behagen, daß, vom Hofe begünstigt, oft ganze Schaaren bettelnder Mönche das Land überschwemmten, und daß Jesuiten und verwandte Ordensbrüder rastlos bemüht waren, Proselyten zu machen und dem Katholicismus möglichst das längst verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

Nach einem im Jahre 1672 zu Stande gekommenen Religionsvergleich galt zwar, wie es hieß, im Bergischen Religionsfreiheit; allein die irgend öffentliche Ausübung derselben wurde den Evangelischen noch manche Jahrzehnde hindurch doch nur an ausdrücklich dazu berechtigten Orten gestattet. Eine neue Verleihung solcher Berechtigung erfolgte in der Regel auch bei augenscheinlichstem Bedürfniß, nur auf Verwendung der Preußischen Regierung, und auch dann nur, wenn diese dagegen einer irgendwo im Preußischen sich neu bildenden katholischen Gemeinde das Recht der öffentlichen Religionsübung ebenfalls bewilligte. Ohne besonders ertheilte Berechtigung durften Protestanten

zwar Hausgottesdienst mit dem eignen Gesinde und den eignen Kindern halten, Kinder privatim im eignen Hause taufen lassen u. dgl. m.; aber schon ein gemeinsamer Privatgottesdienst mehrerer Familien war, wo er nicht seit länger üblich gewesen oder nachträglich erlaubt worden war, gesetzlich verboten und strafbar. Bei katholischen Prozessionen war lange Zeit auch den Evangelischen zugemuthet worden, vor ihren Thüren Blumen zu streuen und Maien zu setzen, wogegen sie sich jedoch beständig gesträubt hatten. Jetzt sollten sie immer noch beim Nahen einer Prozession den Hut abziehen oder sich entfernen, und an den Prozessionstagen alles öffentliche Arbeiten unterlassen. Letzteres wurde jedoch speziell für Elberfeld, Barmen und Solingen in Berücksichtigung der hier so lebhaften Gewerbethätigkeit bald wieder aufgehoben.

Im 17. Jahrhundert, wie auch weit in's 18. hinein, zeigte sich überhaupt vielfach eine sehr beklagenswerthe confessionelle Feindseligkeit, nicht etwa nur zwischen Katholiken und Protestanten, sondern oft sogar noch mehr zwischen den Parteien der letztern, namentlich zwischen Lutheranern und Reformirten. Jede Partei pochte auf ihre Rechtgläubigkeit und verachtete die andere als irrgläubig, ja haßte und verfolgte sie oft in jeder ihr möglichen Weise. Als Heilmittel gegen dies höchst unchristliche Verhalten, diesen Krebsschaden des damaligen Christenthums erwiesen sich indeß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht selten die damals in vielen Gegenden und absonderlich in unserm Thale auftretenden Erscheinungen des Mysticismus und des Pietismus, sofern sich diese die wirkliche Verchristlichung und Heiligung der eignen Herzen zum Ziele setzten, und ebenso in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der durch Kant's Philosophie hervorgerufene und mächtig sich verbreitende, unser Thal jedoch nur indirect berührende Rationalismus, sofern er zur stets erneuten Prüfung auch der eigenen Confessions- und Parteidogmen aufforderte. — Friedrich II. ging, wenn auch nicht vom gläubigen Standpunkte aus, mit der Duldung aller Religionsrichtungen in seinen Staaten den übrigen deutschen Ländern weit voraus. Und gegen Ende des Jahrhunderts siegte auch in einer großen Menge der Gläubigen der Geist der Duldung und Liebe, aus dem später die gemeinsam evangelische Missionsthätigkeit, die kirchliche „Union", die evangelische Alliance ꝛc. hervorgingen.

Nach dieser Abschweifung zurück zu unserm Landesherrn Philipp Wilhelm.

Im Jahre 1685 erbte derselbe auch die Churpfalz und die Churfürstenwürde. Jülich-Berg ließ er indeß schon seit 1680 durch seinen in Düsseldorf residirenden Erbprinzen Johann Wilhelm regieren, welcher beim Tode des Vaters 1698 vollständig sein Nachfolger wurde.

Als 1716 auch dieser treffliche Fürst zu seinen Vätern heimging, trat abermals das alte Verhängniß ein: er hinterließ keine Descendenz. Es folgte ihm zunächst sein Bruder Karl Philipp.

Unter diesem Churfürsten, im Jahre 1721 war es, daß ein ernstlicher Conflikt wegen der Landessteuern entstand. Von Alters her waren die Abgaben für den Staat und Landesherrn in Friedenszeiten sehr mäßig gewesen. In den letzten Jahrzehnden hatten jedoch mitunter Erhöhungen, besonders durch Militärbedürfnisse veranlaßt, stattgefunden und in der Bevölkerung schon vielfache Klagen über Ueberbürdung hervorgerufen. Als nun im genannten Jahre der Landesherr wiederum eine solche Erhöhung beabsichtigte, fanden die Landstände, deren Genehmigung bekanntlich nach dem Staatsgrundgesetz dazu erforderlich war, dieselbe nicht gerechtfertigt, wie sehr auch seine Bevollmächtigten zu beweisen sich bemühten, daß das geforderte Quantum den gesteigerten Bedürfnissen nur eben entsprechend sei. Sie verweigerten daher frischweg der ganzen Forderung ihre Zustimmung, um so den Churfürsten zur gewünschten Ermäßigung zu zwingen. Der aber brach nun die Unterhandlungen ab und befahl den betreffenden Beamten, die Steuern einstweilen in der Höhe des vorhergegangenen Jahres fortzuerheben. Darin sahen dann die Stände, auch abgesehen davon, daß dies Quantum immerhin noch größer war, als was sie für ausreichend hielten, — eine landesherrliche Verletzung ihrer Rechte und der Verfassung des Landes, und sie beschwerten sich darüber beim Kaiser und seinem Reichsgerichte. Das Endresultat war ihren Erwartungen ziemlich entsprechend. Von 1725 ab wurde das Quantum der Staatsabgaben zwar wie bisher vom Landesherrn vorgelegt und von den Ständen berathen, aber meist in Ermangelung einer erzielten Uebereinstimmung, vom Kaiser festgestellt.

Da auch der nun schon alte Churfürst Karl Philipp keinen Sohn, eben so wenig noch einen Bruder hatte, auch seine an den Sulzbacher Erbprinzen Joseph Karl vermählte einzige Tochter noch vor ihm,

jedoch mit Hinterlassung dreier Töchter, starb, so entspann sich ein neuer Erbfolgestreit, und zwar diesmal schon bei Lebzeiten des Churfürsten. Preußen, Sachsen, Zweibrücken und Sulzbach, letzteres der Unterstützung Karl Philipp's sich erfreuend, suchten wieder ihre Ansprüche geltend zu machen. 1742 kam indeß ein Vertrag zu Stande, und in demselben verblieb, wenigstens in dem für uns Wesentlichsten, dem Hause Sulzbach der Sieg. Der diesem Hause entsprossene Pfalzgraf Karl Theodor nämlich wurde, als in demselben Jahre der Churfürst entschlief, in den Ländern Jülich, Berg und Ravenstein dessen Nachfolger.

Karl Theodor, dem im Laufe der Zeit auch Baiern und die Pfalz zufielen, regierte bis 1799, also 57 Jahre lang, und zwar in manchen Beziehungen zum Segen seiner Länder. Besonders suchte er die Industrie und die Landwirthschaft zu heben, achtete die Rechte der Landstände und, obgleich Katholik, schirmte er seine protestantischen Unterthanen auch in kirchlichen Angelegenheiten durchaus in gleichem Maße wie die katholischen. Dagegen haftet an seinem Privatleben allerlei Makel. Kinder hatte er genug, sowohl mit einer Bäckerstochter, als mit einer Schauspielerin; nur waren dieselben nicht erbfähig. Das einzige Kind seiner später verstoßenen ersten Gattin Marie Elisabeth von Sulzbach starb gleich nach der Geburt, und seine zweite rechtmäßige Ehe, welche er in hohem Alter mit einer jungen Erzherzogin von Oestreich schloß, blieb kinderlos.

Seine Länder kamen bei seinem Tode 1799 an Maximilian Joseph aus der Zweibrücken'-Birkenfeld'-Bischweiler'schen Nebenlinie des Hauses Wittelsbach. Obgleich nur weitläufig verwandt, war er doch unbestritten der am nächsten Berechtigte. Er war ein sehr leutseliger, gebildeter und wohlwollender, in einfachen Verhältnissen erzogener Herr.

Aber schon bei seinem Regierungsantritt hielten die Franzosen einen Theil seiner Länder besetzt, — Jülich und Berg sogar fast ganz. Durch den Frieden von Lüneville 1801 wurde ihm unser Herzogthum Berg vollständig zurückgegeben, wogegen er ganz Jülich nebst Ravenstein definitiv an Frankreich abtrat.

Unser Land ließ er durch den schon von seinem Vorgänger dazu berufenen Freiherrn von Hompesch verwalten und übertrug später

die obere Leitung der Regierung mit einem Theil der Hoheitsrechte seinem Verwandten dem Herzog Wilhelm von Baiern.

Die Bergischen waren auch mit dessen Regierung wohl zufrieden. Doch sollte sie nicht lange dauern. Frankreich, dessen gewaltiger Führer, Napoleon Bonaparte sich nun Kaiser Napoleon nannte, dehnte seine Macht immer mehr über die deutschen Länder aus. Im Jahre 1806, als der preußische Staat furchtbar erschüttert und so schmählich, anscheinend bis zur völligen Bedeutungslosigkeit verkleinert und umgarnt wurde, mußte der Churfürst Maximilian Joseph auch unser Herzogthum Berg abtreten, wogegen Napoleon ihm allerdings Ersatz in Süddeutschland und den Titel eines Königs von Baiern verlieh.

Aus dem Herzogthum Berg und dem, Preußen entrissenen Herzogthum Cleve bildete der Kaiser nun ein Großherzogthum Berg oder Cleve-Berg, und schenkte dasselbe seinem Schwager Murat, der sich Großherzog Joachim I. nannte.

In demselben Jahre ward durch Napoleon der Rheinbund errichtet, und in Folge dessen hörte das schon längst zu einem Schatten gewordene deutsche Kaiserreich, nach fast tausendjähriger Dauer, auch dem Titel nach auf, indem Kaiser Franz die deutsche Krone niederlegte, und hinfort nur den Namen eines Kaisers von Oestreich führte. —

Joachim I. regierte unser Land indeß nur bis Juli 1808. Da machte ihn sein allmächtiger Schwager zum König von Neapel und schenkte dagegen das Großherzogthum Berg seinem Neffen Napoleon Ludwig, zweitem Sohne des napoleonischen Königs von Holland. Der so Beschenkte war jedoch noch ein Kind, und für die Zeit seiner Unmündigkeit behielt der kaiserliche Onkel die Regierung des Großherzogthums sich selbst vor. Daß er auch schon unter Joachim es immer in der Hand hatte, beliebigen Einfluß auf dieselbe auszuüben, ist selbstredend.

Wie schimpflich und empörend für ein deutsches Herz die Fremdherrschaft an und für sich auch war, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie auch Gutes, und zum Theil sehr wesentlicher Art, unserm Lande gebracht hat. Obgleich manche seiner angestammten bisherigen Herrscher, seiner Grafen, Herzöge und Churfürsten treffliche Regenten,

zum Theil auch treffliche Menschen, gewesen waren und nach besten Kräften für die Wohlfahrt des Landes und Volkes gewirkt hatten, waren dennoch manche Verhältnisse und Einrichtungen in einem Zustande geblieben, der den Bedürfnissen der Gegenwart, den Anforderungen der modernen Zeit nicht entsprach. Da wurde nun unter Joachim und Napoleon in manchen Beziehungen kräftig und wenigstens theilweise auch zweckmäßig nachgeholfen. Während der Jahre 1807 bis 1812 wurden vor und nach namentlich die bisher immer noch mehr oder minder leibeigenen, hörigen und lehnspflichtigen Bauern befreit und in den vollen Genuß staatsbürgerlicher Rechte gesetzt, alle Frohndienste ohne Entschädigung abgeschafft, alle Lehen aufgehoben, die Gleichheit vor dem Gesetz, die französischen Gesetzbücher und das französische Gerichts-Verfahren sammt dem Geschwornengericht eingeführt, die Justiz von der Verwaltung getrennt, neue Wege angelegt und alte verbessert, das Postwesen bedeutend vervollkommnet, der Industrie und dem Handel neue Märkte eröffnet u. s. w. Alles das wurde dem Volke in seiner Mehrzahl bald lieb, — wiewohl man mit Recht vielfach bedauerte, daß die französische Regierung dabei auf das Altherkömmliche und Landesübliche, auch auf das Bewährte und Gute desselben, so ganz und gar keine Rücksicht nahm.

Mit dem alten Staatsgrundvertrage namentlich wurden doch sehr wesentliche politische Rechte aufgehoben, ohne in einer neuen, geschweige einer liberalen Verfassung ihre Wiedergeburt zu finden. An die Stelle der alten Rechtsordnung trat nicht etwa blos das französische Recht, — welches seine entschiedenen Vorzüge hatte, — sondern auch französisches Unrecht, französische Willkür. Großen Unwillen erregte die Art und Weise, wie, besonders nach Murats Fortgange, mit den finanziellen Kräften des Landes umgegangen und gewirthschaftet wurde. Ohne ständische Bewilligung und Controllirung wurden neue Steuern, unter wechselnden neuen Namen und Grundsätzen, als Familien-, Personen-, Mobilar-, Patent-, Paraphen-Steuer, Stempeltaxen, Tabaks- und Salzregie u. a. m. eingeführt. Millionen sogenannter bergischer „Blafferts“ oder Groschen, die zu geringen innern, zu hohen äußern Werth hatten, waren vor Murats Fortgange geprägt und im Volke verausgabt worden und wurden dann Anfangs 1812 von 3 auf 2 Stüber herabgesetzt, wodurch natürlich dem Lande und zwar am meisten den

weniger bemittelten Ständen ein höchst empfindlicher Verlust erwuchs. Auch hausten die Duanen sehr unliebsam; sie drangen mit übergroßem Diensteifer in die Fabrikgebäude und Wohnungen ein, um das sogenannte Continentalsystem aufrecht zu erhalten, Steuern zu erheben und Strafen zu decretiren. Trotz aller Steuern und Erpressungen wurden allerwärts auf Rechnung des Landes Schulden gemacht und diese weder verzinst noch ausgeglichen. An eine Rechnungsablage der Regierung wurde ebensowenig als an ein vorhergehendes Befragen einer Stände- oder Volksvertretung gedacht. Kein Wunder, daß der Staatscredit bald gänzlich danieder lag.

Am meisten aber erbitterte die Conscription. Schon gleich 1806 hatten zu ihrer Abwendung sich förmliche Vereine gebildet, die unermüdlich, aber erfolglos fortwirkten bis 1812. Ohne Gnade wurden die dienstfähigen jungen Leute ausgehoben und in die Regimenter gesteckt, um für undeutsche Zwecke mitzukämpfen, etwa in Spanien ihr Blut zu vergießen, auf russischen Eisfeldern zu erfrieren oder in der Berezina zu ertrinken.

Bei der neuen Ziehung im Januar 1812 machte sich die Abneigung gegen den französischen Kriegsdienst in kräftigerer Weise Luft. In einigen Orten unterwarf man sich der Conscription mit laut werdendem Widerwillen. In andern widersetzte man sich in Masse. Namentlich in W e r m e l s k i r c h e n kam es zu einem vollständigen Volksaufstande, wobei der Unterpräfekt verjagt und die Wohnung des Maire zerstört wurde. Von dort und aus vielen andern Orten des Bergischen, wie auch der Mark, rotteten sich ansehnliche Schaaren von Dienstpflichtigen, die unter französischer Fahne zu dienen sich weigerten, zusammen und zogen umher, um sich zu verstärken, zu verproviantiren, zu bewaffnen und demnächst den Franzosen Widerstand zu leisten, wo möglich sie aus dem Lande zu jagen. Da sie sich als die Helfer der Russen, der damaligen Hauptgegner Napoleons, betrachteten und einstweilen fast durchgängig nur mit Stöcken (Klöppeln, Klüppeln) bewaffnet waren, so erhielten sie bald allgemein den Namen K l ö p p e l- oder K l ü p p e l-r u s s e n. Ein Uhrmacher von Gevelsberg, Namens W ü r p e l, wurde ihr Haupt-Anführer oder „General". Um die für ihre Zwecke erforderlichen Mittel zu erlangen, zum Theil auch wohl nur unter diesem Vorgeben, gingen indeß viele von ihnen zu allerlei Bedrohungen, Erpressungen

und Beraubungen ruhiger Bürger und Bauern über. In einigen Orten vertrieben oder beherrschten sie die Ortsbehörde, ließen sich wie Soldaten einquartieren und machten dann zum Theil maßlose Anforderungen an ihre Wirthe. Daher, und weil man vielfach auch wohl einsah, daß dieser Aufstand wenigstens noch zu früh gekommen sei, um gelingen zu können, fanden diese Klüppelrussen meist nur sehr getheilte Sympathie, nirgend volle Hingabe und Unterstützung.

Wie dieser Aufstand auch in unser Wupperthal drang und hier seine Hauptniederlage erlitt, werden wir weiter unten erfahren. Nicht lange nachher waren überall die Haufen der Aufständigen zersprengt und ihrer viele gefangen genommen, von denen dann einzelne an verschiedenen Orten erschossen wurden. Dagegen hielten sich einige der geflüchteten Klüppelrussen in Wäldern und entlegenen Gebäulichkeiten versteckt — bis zur Ankunft der wirklichen Russen.

Schon der Aufruf Friedrich Wilhelm's III., des edlen Preußenkönigs, an sein Volk, dann die Nachricht von den glorreichen Siegen bei Möckern, bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm, Dennewitz u. s. w. und endlich die von der großen Völkerschlacht bei Leipzig, erregten auch im Bergischen den lebhaftesten Enthusiasmus. Und als nun Anfangs November 1813 die ersten Truppen der Verbündeten heranzogen und die Franzosen allerwärts vor ihnen her flohen, war der patriotische Jubel maßlos. Das Volk bewaffnete sich und verjagte an allen Orten, wo sie sich nicht schon selbst zurückgezogen hatten, die französischen Beamten.

Von dem Bergischen Lanzierregiment war schon im Frühjahre 1813 der größere Theil sammt den Offizieren zu den Preußen übergegangen. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit wurden jetzt nicht nur Landwehr und Landsturm, sondern auch neue Linienregimenter im Bergischen gebildet.

Unterm 13. November 1813 hatte Justus Gruner, kaiserlich russischer Statsrath, die Besitznahme unseres Landes im Namen der drei verbündeten Mächte verkündet. Dasselbe erhielt zunächst eine interimistische Verwaltung im Namen dieser Mächte, bei welcher bald Gruner, bald Prinz Alexander von Solms-Lich, bald Staatsrath Lindner an der Spitze stand.

Am 5. April 1815 aber wurde durch Beschluß des Wiener Congresses das bergische Land, zugleich mit manchen andern rheinischen

und westphälischen Districten definitiv dem Preußenstaate zugewiesen, dem es noch gegenwärtig angehört.

Jener Napoleon Ludwig, dem vom Kaiser Napoleon I. unser Land geschenkt oder verheißen worden war, ist seitdem in Italien verstorben, ohne seinen Thron bestiegen zu haben. Der gegenwärtige Kaiser der Franzosen erbte von ihm, als seinem ältern Bruder, nicht nur den Namen, sondern auch alle wirklichen und vermeintlichen Rechtsansprüche. Wenn also jene Verschenkung rechtsgültig wäre, was sie nicht ist, so könnte Napoleon III. unser schönes Land rechtlich beanspruchen. In der That mag er oft genug lüsterne Blicke nach uns geworfen haben. Aber so Gott will, soll er uns nimmermehr besitzen, sollen Berg und Thal auf immerdar preußisch und vor allem deutsch bleiben!

Nach diesem, auf das für unsere Zwecke Wesentlichste sich beschränkenden Ueberblicke der bergischen Landesgeschichte, oder, wenn man das lieber hört, nach dieser kurzen geschichtlichen Skizze der volksstammlichen dynastischen, staatlichen, religiösen und culturhistorischen Zugehörigkeit unseres Wupperthals, wenden wir uns nun zurück, um, bevor wir an die Separatgeschichte der beiden Städte gehen, noch Einiges mitzutheilen, was diese spezieller, aber doch auch gemeinsam berührte oder von ihnen beiden erlebt wurde.

Wann und wo die ersten Ansiedlungen innerhalb des Gesammtterritoriums unserer jetzigen zwei Oberbürgermeistereien stattgefunden haben, läßt sich mit irgendwelcher Genauigkeit und Sicherheit nicht nachweisen. Vermuthen dürfen wir aber, daß dasselbe einigermaßen schon zur Zeit der Ubier bewohnt war. Wenn auch unser Hauptthal wegen der häufigen Wupperüberschwemmungen damals wohl ohne Zweifel zu feucht und zu sumpfig war, um zur Ansiedlung einzuladen: warum sollte nicht in den etwas höher gelegenen Seitenthälern und an fruchtbaren Abhängen hier und da ein Ubier seine Hütte aufgeschlagen, seine Heerden geweidet oder auch schon etwas Landbau getrieben haben? — Daß wenigstens die Tenkterer, auch schon bevor sie das Christenthum annahmen, unsern Boden in etwa mitbewohnten, dürfte kaum irgendwie zweifelhaft sein. Außer verschiedenen, allerdings unbestimmten

Andeutungen in alten Nachrichten und außer den in den Verhältnissen liegenden Wahrscheinlichkeitsgründen sprechen auch einige noch jetzt gebräuchliche Lokalitätsbenennungen und nicht ganz wenige mündliche, auch schriftlich gewordene, sagenartige Ueberlieferungen für die Annahme eines Bewohntgewesenseins schon in heidnischer Zeit. Namentlich sind die auch in vielen andern deutschen Gegenden vorkommenden Wörter Haardt und Loh wohl ohne allen Zweifel heidnisch-deutschen Ursprungs; Haardt bedeutet offenbar so viel wie Hain oder Heiliger Hain; Loh bezeichnet, wie wir wenigstens annehmen zu dürfen glauben, den heiligsten Theil eines Hains, die Brandopferstätte, — was schon das noch übliche Zeitwort lohen zu bestätigen scheint. Auch das mehrfach bei uns in Ortsnamen vorkommende „Hahn“ oder „Haan“ scheint gleichbedeutend mit Hain und Haardt zu sein, und das „Ben“ in Bendahl klingt uns nicht minder alt, wenn wir auch die Bedeutung nicht bestimmen mögen, insonderheit auch nicht wissen, ob es etwa mit „Benz“ (böser Geist, Teufel,) gleichbedeutend ist.

Was nun die Sagen-Anklänge, sagenartigen Angaben oder Ueberlieferungen anbelangt, so soll am Hohen Stein beim Loh der Göttin der Erde, Hertha, — im Küllenhahn dem Gotte des Feuers, im Bendahl dem der Schlachten, im Wolfshahn dem der Winde, in Sonnborn dem der Sonne, dem Allvadur, Wodan oder Odin geopfert worden, — auch vorm Holz, im Ottenbruch, in der Mirke rc. Götterverehrungs- oder Opferstätten gewesen sein und am Bilten (nördlich von der Müggenburg) ein Haupt-Götzenbild gestanden haben. In Sonnborn, welches Dorf früherhin zu Elberfeld (im weitern Sinne) gehörte, gegenwärtig aber eine Gemeinde für sich bildet, zeigt man auch noch den Brunnen, (den eigentlichen Sonn- oder Sonnenborn), in welchen, als dem Sonnengotte oder Allvater geweiht, unsere heidnischen Vorfahren, wie es heißt, mit frommer Andacht ihre neugeborenen Kinder eintauchten, um sie dadurch dem Schutze des Gottes anzuempfehlen Ferner soll die Kirche dieses Orts, jedenfalls eine der ältesten im Lande der Berge, an der Stelle eines früheren Heidentempels, oder wohl nur einer heidnischen Opferstätte, erbaut sein. Und endlich wird in der Mirke noch das Haus gezeigt, wo die „ersten“ oder glaublicher die letzten „Heiden“ gewohnt — und Blotschen (Holzschuhe) gemacht haben sollen.

Es ist möglich, daß auch in diesen Angaben willkürliche Namenauslegungen, Verwechselungen rc. mit unterlaufen; — vielleicht z. B. stand am Bilten nicht ein heidnisches Götzen-, sondern ein katholisches Heiligen-, Marien- oder Christusbild, zumal unsere heidnischen Vorfahren sich keine Götzenbilder zu machen pflegten; — vielleicht waren die Heiden der Blotschenmirke nur in späterer Zeit herangezogene Zigeuner; — vielleicht wurden auch aus den Namen Haardt, Loh, Hahn, Sonnborn u. s. w. Rückschlüsse gemacht. Allein diese Rückschlüsse haben doch sehr viel für sich, diese Namen stammen erweislich aus hohem Alterthum, wurzeln ihrer Bedeutung nach im Heidenthum, und alles zusammen erhebt unseres Bedünkens die an sich schon wahrscheinliche Annahme, daß unsere Gegend schon in heidnischer Zeit nicht ohne Bewohner war, fast zur Gewißheit.

Selbst unser Thalgrund, unser Haupt- und Flußthal, scheint, wenn nicht früher, doch wenigstens kurz nach dem Untergange des Heidenthums schon einige, wenn auch noch so geringe, Bevölkerung gehabt zu haben. Denn der Elberfelder Rittersitz des 12. Jahrhunderts, den wir in unserm nächsten Abschnitt kennen lernen werden, war im Laufe der Zeiten aus einem bevorrechteten alten Bauernhofe erwachsen, dessen erste Gründung also leicht mindestens etliche Jahrhunderte früher stattgefunden haben könnte. Und auch die Bauerngüter, mit denen unsere Barmer Geschichte beginnt, waren zu der Zeit, aus der uns zuerst Nachricht von ihnen wurde, offenbar schon lange bestehende, und eine Anzahl von ihnen lag im Flußthale. Es fehlt uns nur an Nachrichten über die alten Zeiten.

Das Meiste von dem, was wir aus den folgenden Jahrhunderten wissen, gehört theils der einen, theils der andern unserer beiden Gemeinden ausschließlich an und findet sich daher in den weiteren Abschnitten unseres Buches. Hier haben wir es, wie gesagt, fortwährend nur mit Gemeinsam-Erlebtem zu thun.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts müssen in hiesiger Gegend außerordentlich fruchtbare Jahre gewesen sein. Denn die Chronisten melden, daß z. B. ein Eimer Wein nur 4 Schilling 8 Pfennig, ein Scheffel Korn 1 Schilling 10 Pfennig, ein Scheffel Hafer 3 Pfennig gekostet habe, und das war doch gewiß billig, wenn wir auch vollauf berück-

Andeutungen in alten Nachrichten und außer den in den Verhältnissen liegenden Wahrscheinlichkeitsgründen sprechen auch einige noch jetzt gebräuchliche Lokalitätsbenennungen und nicht ganz wenige mündliche, auch schriftlich gewordene, sagenartige Ueberlieferungen für die Annahme eines Bewohntgewesenseins schon in heidnischer Zeit. Namentlich sind die auch in vielen andern deutschen Gegenden vorkommenden Wörter Haardt und Loh wohl ohne allen Zweifel heidnisch-deutschen Ursprungs; Haardt bedeutet offenbar so viel wie Hain oder Heiliger Hain; Loh bezeichnet, wie wir wenigstens annehmen zu dürfen glauben, den heiligsten Theil eines Hains, die Brandopferstätte, — was schon das noch übliche Zeitwort lohen zu bestätigen scheint. Auch das mehrfach bei uns in Ortsnamen vorkommende „Hahn" oder „Haan" scheint gleichbedeutend mit Hain und Haardt zu sein, und das „Ben" in Bendahl klingt uns nicht minder alt, wenn wir auch die Bedeutung nicht bestimmen mögen, insonderheit auch nicht wissen, ob es etwa mit „Benz" (böser Geist, Teufel,) gleichbedeutend ist.

Was nun die Sagen-Anklänge, sagenartigen Angaben oder Ueberlieferungen anbelangt, so soll am Hohen Stein beim Loh der Göttin der Erde, Hertha, — im Küllenhahn dem Gotte des Feuers, im Bendahl dem der Schlachten, im Wolfshahn dem der Winde, in Sonnborn dem der Sonne, dem Allvadur, Wodan oder Odin geopfert worden, — auch vorm Holz, im Ottenbruch, in der Mirke rc. Götterverehrungs- oder Opferstätten gewesen sein und am Bilten (nördlich von der Müggenburg) ein Haupt-Götzenbild gestanden haben. In Sonnborn, welches Dorf früherhin zu Elberfeld (im weitern Sinne) gehörte, gegenwärtig aber eine Gemeinde für sich bildet, zeigt man auch noch den Brunnen, (den eigentlichen Sonn- oder Sonnenborn), in welchen, als dem Sonnengotte oder Allvater geweiht, unsere heidnischen Vorfahren, wie es heißt, mit frommer Andacht ihre neugeborenen Kinder eintauchten, um sie dadurch dem Schutze des Gottes anzuempfehlen Ferner soll die Kirche dieses Orts, jedenfalls eine der ältesten im Lande der Berge, an der Stelle eines früheren Heidentempels, oder wohl nur einer heidnischen Opferstätte, erbaut sein. Und endlich wird in der Mirke noch das Haus gezeigt, wo die „ersten" oder glaublicher die letzten „Heiden" gewohnt — und Blotschen (Holzschuhe) gemacht haben sollen.

Es ist möglich, daß auch in diesen Angaben willkürliche Namen-auslegungen, Verwechselungen rc. mit unterlaufen; — vielleicht z. B. stand am Bilten nicht ein heidnisches Götzen-, sondern ein katholisches Heiligen-, Marien- oder Christusbild, zumal unsere heidnischen Vorfahren sich keine Götzenbilder zu machen pflegten; — vielleicht waren die Heiden der Blotschenmirke nur in späterer Zeit herangezogene Zigeuner; — vielleicht wurden auch aus den Namen Haardt, Loh, Hahn, Sonnborn u. s. w. Rückschlüsse gemacht. Allein diese Rückschlüsse haben doch sehr viel für sich, diese Namen stammen erweislich aus hohem Alterthum, wurzeln ihrer Bedeutung nach im Heidenthum, und alles zusammen erhebt unseres Bedünkens die an sich schon wahrscheinliche Annahme, daß unsere Gegend schon in heidnischer Zeit nicht ohne Bewohner war, fast zur Gewißheit.

Selbst unser Thalgrund, unser Haupt- und Flußthal, scheint, wenn nicht früher, doch wenigstens kurz nach dem Untergange des Heidenthums schon einige, wenn auch noch so geringe, Bevölkerung gehabt zu haben. Denn der Elberfelder Rittersitz des 12. Jahrhunderts, den wir in unserm nächsten Abschnitt kennen lernen werden, war im Laufe der Zeiten aus einem bevorrechteten alten Bauernhofe erwachsen, dessen erste Gründung also leicht mindestens etliche Jahrhunderte früher stattgefunden haben könnte. Und auch die Bauerngüter, mit denen unsere Barmer Geschichte beginnt, waren zu der Zeit, aus der uns zuerst Nachricht von ihnen wurde, offenbar schon lange bestehende, und eine Anzahl von ihnen lag im Flußthale. Es fehlt uns nur an Nachrichten über die alten Zeiten.

Das Meiste von dem, was wir aus den folgenden Jahrhunderten wissen, gehört theils der einen, theils der andern unserer beiden Gemeinden ausschließlich an und findet sich daher in den weiteren Abschnitten unseres Buches. Hier haben wir es, wie gesagt, fortwährend nur mit Gemeinsam-Erlebtem zu thun.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts müssen in hiesiger Gegend außerordentlich fruchtbare Jahre gewesen sein. Denn die Chronisten melden, daß z. B. ein Eimer Wein nur 4 Schilling 8 Pfennig, ein Scheffel Korn 1 Schilling 10 Pfennig, ein Scheffel Hafer 3 Pfennig gekostet habe, und das war doch gewiß billig, wenn wir auch vollauf berück-

sichtigen, daß das Geld überhaupt damals einen viel höheren Werth hatte als gegenwärtig.

Im Jahre 1315 wüthete am ganzen Niederrhein die Pest dergestalt, daß z. B. in Cöln ihr 33,000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen. Ohne Zweifel wohl wurde auch unser Thal von dieser furchtbaren Seuche betroffen.

Im 15. Jahrhundert erscheint jede unserer beiden Gemeinden schon als eine sogenannte „Freiheit", d. h. ein, wenn auch mit mancherlei Verpflichtungen behafteter, doch von der eigentlichen Leibeigenschaft befreiter, mit besondern Rechten, jedoch nicht vollen Stadtrechten versehener Flecken ohne Mauern und Thore. Ein wirklicher Ort, mit näher zusammenstehenden Häusern, war jedoch nur innerhalb der Elberfelder Gemeinde vorhanden, und meist wurde im ganzen Thale nur dieser Ort mit dem Namen „Freiheit" belegt.

Die bäuerlichen und gewerblichen Arbeiter, diejenigen von ihnen, die ein Handwerk erlernten und betrieben, nicht ausgenommen, waren in früheren Jahrhunderten auch in unserm Thale fast lediglich Sclaven gewesen. Jetzt konnten auch sie sich einigermaßen freier bewegen, konnten bei Geschick und Glück etwas für sich selbst zurücklegen und sich in die Höhe arbeiten, wie wohl immer noch schwer genug. Die Bauernhöfe, die übrigens noch lehnspflichtig blieben, durften nun einträgliche Nebengeschäfte mit ihrem Ackerbau verbinden u. s. w.

Ueberhaupt trat eine vermehrte Regsamkeit ein. Als besonders wichtig erscheint der diesem Jahrhundert angehörende Anfang der Garnbleicherei.

Im Jahr 1527, datirt vom „nächsten Montag nach quasi modo geniti", ward nämlich, gegen eine Vergütung von 86 Goldgulden, den beiden Freiheiten, oder nach dem Wortlaute der Urkunde den Unterthanen „in Freiheit und Amt Elverfeld und in dem Barmen", vom Herzog Johann III. ein ausschließliches Privilegium ertheilt, wonach sonst nirgend im bergischen Lande Garnbleichereien angelegt oder betrieben werden durften.

Auf Grund dieses Privilegiums bildete sich nun im Thale eine Bleicher-Innung, welche sich „die Garnnahrung" nannte und bis ins gegenwärtige Jahrhundert hinein fortbestanden hat. — Hin-

sichtlich des Näheren und Spezielleren über diese, wie über das Bleichergewerbe selbst, verweisen wir auf den siebenten Abschnitt dieses Buchs.

Was man auch immer gegenwärtig über Innungen und Zunftwesen mit Recht und Unrecht sagen mag, — in den Verhältnissen verflossener Jahrhunderte waren sie vielfach eine Wohlthat, oft gewissermaßen eine Nothwendigkeit. Und von allen derartigen Einrichtungen, die je auf deutschem Boden entstanden, haben gewiß nur sehr wenige auf die Hebung einer Stadt und Gegend vortheilhafter gewirkt als unsere Bleicherzunft, unsere Garnnahrung.

Zu der Zeit, als sie errichtet wurde, hatten beide Gemeinden zusammen erst etwa 200 Häuser und 1000 Einwohner.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts soll die erste Bandgetau (Band-Webestuhl) in unser Thal gekommen sein, und zwar aus England. Sie war das Samenkorn eines neuen, überaus wichtigen Industriezweiges, besonders für Barmen. Doch erst nach zwei Jahrhunderten sollte dieser so recht zur Entfaltung kommen.

Wie sich die Kirchenreformation in unserm Thale verbreitete, welche hier so tief, wie kaum irgendwo anders, Wurzel faßte, werden unsere folgenden Abschnitte zeigen.

Im 17. Jahrhundert waren für unser Thal besonders schlimme Zeiten. Erst hatte es unter dem geisteskranken Johann Wilhelm III. und seinen fanatisch-katholischen Räthen viel zu leiden; dann brachte der langwierige Erbfolgestreit zwar durch die erwähnte gemeinschaftliche Regierung einige Erleichterung, aber — als schwankender provisorischer Zustand — der Unannehmlichkeiten, Kosten und Stockungen viele mit sich. Daneben raffte von 1612 bis 1619, so wie auch schon vorher im Jahre 1581, die Pest einen großen Theil der Bevölkerung hin. Und fast während des ganzen unglückseligen Dreißigjährigen Krieges, 1618 bis 1648, sah es vollends traurig aus: auch hier im Thale fielen oftmals kleine Gefechte vor, fast beständig Durchmärsche und Einquartierungen, auch Brandschatzungen, Plünderungen, Mord und Brand. Zu alle dem kamen noch Religionsverfolgungen von Seiten der eigenen Landesregierung, und endlich sehr lästige Beunruhigungen durch Diebe und Räuber, die sich in der vielfach verwüsteten Umgegend zu ganzen Schaaren zusammengefunden hatten. Zur Zeit des endlichen Friedensschlusses sah sich daher das Thal, wie auch die meisten andern Orte Deutsch-

lands, in schrecklichem Maße entvölkert, in jeder Beziehung rückwärts gebracht. Im Kriege von 1674 wurde das Thal abermals arg mitgenommen.

Dann erst war es ihm vergönnt, während einer längeren Periode des Friedens seinen zerrütteten Wohlstand allmählig wieder aufzurichten und weiter zu fördern. — Die Ausfuhr an Garn und Leinen war nie bedeutender gewesen als um diese Zeit.

Um 1720 betrug die Gesammt-Bevölkerung des Thals schon gegen 6000 Seelen. Es wurde nun nicht blos Leinen und Leinengarn gebleicht, sondern auch Baumwollengarn. Und man bleichte nicht blos diese Stoffe, sondern färbte sie auch.

Während des ersten Schlesischen Krieges wurde unsere Gegend von östreichischen Truppen besetzt, die bis 1748 blieben. — Der Siebenjährige Krieg brachte ihr neue und viel schwerere Kriegsdrangsale. Die Preußen als Feinde und die Franzosen als Freunde unseres Landesherrn verdrängten sich wechselweise aus dem Besitze unseres Thals. Am 5. Juni 1750 namentlich zog der Erbprinz von Braunschweig mit einer Abtheilung hannöverscher Jäger und schwarzer Husaren von Schwelm aus durch Barmen, überfiel die in Elberfeld stehenden französischen Truppen und machte einen guten Theil derselben sammt ihrem Befehlshaber zu Gefangenen.

Doch hatten diese Kriege des großen Preußenkönigs und überhaupt das damalige preußische Militär- und Rekrutirungssystem andererseits auch einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung unserer Gemeinden, indem viele nichts weniger als kriegslustige, aber übrigens tüchtige junge Leute der preußischen Grafschaft Mark, um dem Militärdienst zu entgehen, sich in das ihnen so nahe liegende nichtpreußische Thal flüchteten, größtentheils sich ganz hier niederließen und ihre Kräfte und Mittel hier verwertheten.

Nun trat die lange und gesegnete Friedenszeit unter Karl Theodor ein. Die Industrie machte in derselben wieder bedeutende Fortschritte; sie gewann nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an Mannichfaltigkeit. Schon 1767, nach einer am 26. März dem damals im Thale anwesenden Churfürsten überreichten Aufstellung, beschäftigten Elberfeld und Barmen, (jedoch zum größten Theile in Nachbargemeinden): 1500 Webestühle für Siamoisen mit 18,000 Arbeitern, — 2000 Webestühle für

Leinenzeug, genannt Bonten oder Dobbelstein, mit 8000 Arbeitern, — 200 Bandstühle mit 6000 Arbeitern. Sodann waren im Thal vorhanden: 100 Bleichereien mit 600 Knechten, jährlich 4000 Zentner Garn bleichend, — 200 Färber, einschließlich der Gesellen, — 500 sonstige Fabrikbediente, — 600 Floretspinner und Wirker. — Im Jahr 1790 waren der Bleichen schon 150 und sie bleichten 6000 Zentner Garn.

Selbst die französischen Revolutionskriege störten anfangs unsere Gewerbthätigkeit nicht. Doch kam bald genug das Kriegsungewitter unserm Thale wieder näher. 1794 wurde schon Düsseldorf von den Franzosen beschossen und dergestalt in Schrecken gesetzt, daß nicht nur viele Bürger dieser Landeshauptstadt, sondern auch die Glieder der Regierung sich in unser Wupperthal flüchteten, wo auch 9 Monate lang ein bergisches Infanterie-Regiment einquartiert blieb. — 1795 zog ein vor den Franzosen retirirendes östreichisches Corps durch unsere Städte.

Da auf den Bleichen des Thals lange Zeit hindurch oft Diebstähle stattgefunden hatten, wobei man annahm, daß sie besonders durch die Hehlerei jüdischer Handelsleute begünstigt und veranlaßt worden seien, so wurde auf Antrag der Garnnahrung im Jahre 1794 von Seiten der Regierung allen Juden die Niederlassung in den Gemeinden Barmen und Elberfeld gänzlich untersagt, — welches Verbot bis zur Franzosenherrschaft in Kraft blieb.

Bis zur letzteren waren, wie vieles Andere, so auch die Post-Einrichtungen des Thals noch in einer Beschaffenheit, die zu der schon erheblichen Bedeutung seines industriellen und sonstigen Verkehrs nicht im richtigen Verhältnisse stand. Elberfeld hatte zwar außer einem Römisch-kaiserlichen Posthaus (in der Kibbelgasse, jetzt Poststraße, dem später Hilgert'schen Hause), auch noch eine preußische Briefpost (bei Fridrichs am reformirten Kirchplatz), und auch Barmen besaß wenigstens schon eine untergeordnete Postanstalt (bei Münker in der ref. Kirchstraße); aber z. B. nach Düsseldorf ging von Elberfeld nur 2mal wöchentlich ein Postwagen, und die Benutzung desselben bis dort war eine ganze Tagereise!

Unter der Regierung Murats und Napoleons wurde, wie schon erwähnt, solchen und andern Mängeln, die in unserm gewerbreichen Thale mehr als anderwärts empfunden worden, wesentlich abgeholfen.

Daher — wir sagen das nicht gern — fehlte es auch keineswegs an Huldigungen, Freuden- und Ehrenbezeugungen, die den Fremdherrschern dargebracht wurden. Schon als 1806 Großherzog Joachim unser Thal besuchte, wo er bei von der Heydt logirte, wurde er gar freundlich und gastlich aufgenommen. Die Städte hatten sich vielfach geschmückt. Auf dem Neumarkt war ihm zu Ehren eine Gewerbeausstellung veranstaltet. Von Bürgern beider Gemeinden hatten sich Ehrengarden gebildet, bestehend aus grünen, blauen und weißen Reitern und einem Jägercorps. — Und noch 1811 zog eine Wupperthaler Ehrengarde für Napoleon nach Düsseldorf, wo auch eine Gewerbeausstellung für den Kaiser besonders von hier aus beschickt worden war.

Beide französische Regenten überzeugten nicht ohne Verwunderung und Staunen sich von der Großartigkeit des hiesigen Gewerbfleißes, und thaten schon im eigenen Interesse Manches zur weitern Hebung desselben.

Aber auch das Schimpfliche der Fremdherrschaft wurde in unserm Thale vielfach und immer mehr empfunden, ihre schon erwähnten Mißgriffe, Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten bald erkannt und gefühlt. Auch die Auflösung unserer alten Bleicherinnung, der Garnnahrung, — im Jahre 1810 — verletzte nicht wenig, wiewohl allerdings auch schon vorher der Zahn der Zeit an diesem Institute genagt hatte und namentlich seit 1790 auch ein von ihm unabhängiges Handelscollegium bestand, dem lange Streitigkeiten mit der Garninnung vorangegangen waren.

Nachdem der oben geschilderte Klüppelrussen-Aufstand anderwärts schon seinen Höhepunkt erreicht hatte, zogen am 28. Januar 1812 auch in Barmen dortige Conscribirte lärmend durch die Straßen und rissen die Schilder der Tabacks- und Salzregie herunter. Des folgenden Tages aber drangen die Klüppelrussen von Solingen und Wald, 500 an der Zahl, in Barmen ein und lagerten sich zu Gemarke auf dem Markte. Sie hatten ihren eigenen Führer im Verdacht der Verrätherei und konnten nur mit Mühe von dessen Ermordung abgehalten werden. Endlich beruhigten sie sich etwas, und auf Anordnung der auf dem Rathhause versammelten Munizipalität wurden sie wie Soldaten einquartiert. Am 30. zogen die Fünfhundert in ziemlicher Ordnung nach Elberfeld. Allein hier, nachdem sie

tumultuarisch die Stadt durchzogen, zum Theil dabei sich wilden Ausschweifungen überlassen und endlich auf dem Neumarkt sich gelagert hatten, ereilte sie ihr Verhängniß. Sechszig aus Düsseldorf hierherbeorderte Lanziers und Gensdarmen sprengten ganz unerwartet plötzlich in die waffenlosen dichten Haufen. Drei der Freiheismänner empfingen tödtliche, fünf andere etwas leichtere Wunden; die übrigen, sofern sie nicht sogleich verhaftet wurden, flohen nach allen Richtungen. Die Ergriffenen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und ihrer mehrere, an verschiedenen Orten, obgleich dem französischen General große Summen für ihre Freilassung geboten worden waren, ohne Gnade erschossen, — der einzige Elberfelder, welcher sich an dem Aufstande betheiligt hatte, Peter Mertens, unter der Butterhalle auf dem Neuenmarkt seiner Vaterstadt am 6. Februar 1813.

Bald nach der Leipziger Schlacht begann für unsere beiden Städte eine Reihenfolge von Truppendurchmärschen und Einquartierungen, wie sie in gleichem Maße noch nicht erlebt worden war.

Am 30. October (1813) traf der flüchtende König von Westphalen, Jerome Napoleon ein mit seinen Leibcürassieren und französischer Kavallerie, die mehrere Tage blieben, hauptsächlich in Elberfeld. Am 5. November kam General Rigault mit 5000 Mann Franzosen, wovon 3000 in Elberfeld, 2000 in Barmen einquartiert wurden; oder vielmehr zum Theil bivouakirten sie auf den Straßen. Zwei Tage nach ihrem Abmarsch erschienen die ersten Truppen der Verbündeten und wurden mit großem Jubel empfangen. Es waren Kosaken unter General Yussepowitsch, — dem zu Ehren in der Elberfelder Ersten Gesellschaft Concert und Ball veranstaltet wurden. Am 10. folgten russische Dragoner. Und so ging es fort.

Die Freude an den russischen Truppen kühlte sich indeß bald ab, weil viel rohes, wildes Volk unter ihnen war, mit viel weniger Mannszucht, als wie die Franzosen selbst auf der Retirade bewiesen hatten. Besonders manche Kosaken, Baskiren, Kalmücken rc. (letztere waren noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet,) stahlen und soffen erschrecklich.

Die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris wurde in unsern beiden Orten am 6. April 1814 mit größtem Jubel gefeiert, und nicht minder am 20. April 1815 die Freudenbotschaft, daß unser

Thal und Land durch Congreßbeschluß vom 5. desselben Monats dem Preußenstaate einverleibt ward.

Viele auch in unserm Thale haben die Kriege und Schlachten von 1814 und 1815, zum Theil auch schon die von 1813, auf preußischer Seite wacker mit gefochten.

Gegenwärtig freilich ist ihre Anzahl bis auf ein gar kleines, ehrwürdiges Häuflein „Alter Krieger" zusammengeschmolzen.

Zum Schluß dieses Abschnitts nun noch Einiges über die Sitten im Thale, besonders in den Zeiten vor der Fremdherrschaft!

Die weit überwiegende Mehrheit der Wupperthaler, hauptsächlich aus den Familien der Weber, Wirker, Bleicher und andern Industrie-Arbeitern bestehend, und mit ihrem Lebensunterhalt lediglich auf Elberfeld und Barmen angewiesen, hatte zu Reisen, welche damals ebenso zeitraubend wie kostspielig waren, weder Veranlassung noch Mittel, kam daher wesentlich kaum je aus dem engen Thale heraus und vergaß oft fast gänzlich, — daß hinter den Bergen auch noch Menschen wohnten. Was Wunder weiter, daß sie nach deren Meinungen, Erforschungen, Philosophieen ꝛc. gar nicht fragte? Selbst die Fabrikanten und Kaufleute kamen damals im Allgemeinen nur wenig mit der Welt da draußen in Berührung. Besuchten ihrer einige oder manche auch sogar auswärtige Messen, so änderte das doch meist darin bei weitem nicht so viel, als man glauben möchte. In älterer Zeit pflegten sie die Reisen zugleich mit ihrem Frachtfuhrwerk zu machen, theils neben demselben in Begleitung des Fuhrmanns einhergehend, theils einen, auf dem Frachtwagen angebrachten, einfachen bedeckten Sitz einnehmend; später reis'te man in der Regel reitend oder in einem aparten eigenen Gefährt, ohne alle fremde Gesellschaft. Für Manchen waren Bibel, Gebet- und Gesangbuch das nothwendigste Reisegeräth. In den Gasthäusern und am Ziele der Reise beschränkte man häufig die Unterhaltung fast auf das Unvermeidliche, weil das zu Hause ausschließlich gesprochene bergische Platt kaum oder gar nicht verstanden wurde und das Hochdeutsche den Wupperthaler Lippen noch nicht recht bequem war. — Da die einschlagenden Geschäfte nirgends besser florirten, als im Wupperthale, so sahen die Väter keinen Grund, ihre Söhne auswärts ausbilden zu

lassen. Diese hielten sich daher auch meist in den Wegen und Gewohnheiten der Väter. — Die Abgeschlossenheit wurde auch dadurch befördert, daß bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im ganzen Thale keine einzige Buchhandlung bestand, die Buchbinder aber nur Schul-, Gebet- und Gesangbücher vorräthig hielten und von der gesammten übrigen Literatur daher nur ungemein wenig sich gleichsam hinein verirrte. — Mit Ausnahme Derer, welche hier Geschäfte abzumachen hatten, wurde das Thal auch nur sehr selten von Fremden besucht. Wer seine Waaren hier anbringen wollte oder von denen des Thales Bedarf hatte, wußte oder ermittelte, wo es lag; fast die ganze übrige Welt ignorirte es, wie sie von ihm ignorirt wurde. — Dieser ganze Zustand der Abgeschlossenheit hatte unverkennbar sein Gutes, sein Schönes und Rührendes, aber auch sein Bedenkliches. Er erhielt Manches aufrecht, was auswärts — theils mit Unrecht, theils mit Recht, — längst untergegangen war. — Beim Herannahen der modernen Zeit, mit ihrem verbesserten Postwesen, ihren Eisenbahnen und ihrer Preßfreiheit, mußte selbstredend dieser Zustand weichen. Aber gerade das Gesundeste, Lebenswürdigste der Vergangenheit wird, so Gott will, auch in der jetzigen freien Luft der Zeit fortdauern und nur um so schöner sich entfalten. Weht doch auch in dieser der Odem Dessen, der allgegenwärtig ist.

Ein hervorstechender und lobenswerther Zug unserer Alten in ihrer Mehrzahl war auch der, daß sie Kleidungsstücke, Möbel und alles sonst, was sie sich anschafften oder machen ließen, stark und dauerhaft, nach dem bei ihnen gebräuchlichen Ausdrucke „deftig" haben mußten. Konnten sie auch der Macht der Mode, selbst in Bezug auf Zöpfe, Puder und Reifröcke, sich nicht dauernd entziehen, so liebten sie doch vorzugsweise das Ungekünstelte, einfach Gediegene, verachteten zwar nicht allen Staat, aber entschieden allen Flitterstaat. — Leider ging dieser Sinn vor und nach vielfach verloren, — im Ganzen wohl etwas früher als im angränzenden Märkischen. Doch ist die alte Einfachheit der Gesinnung und des Lebens auch jetzt noch nicht unter uns ausgestorben.

Die schöne Weihnachtssitte, das Beschenken der Kinder und das gegenseitige der Erwachsenen, bestand ohne Zweifel schon bei unsern heidnischen Vorfahren. Wenigstens weiß man aus vielen andern Gegenden, daß die germanischen Stämme vor ihrem Aufgeben des Heidenthums

allgemein ihr in dieselbe Jahreszeit fallendes Jul-Fest mit gleicher Sitte feierten. Anderwärts ist diese bei Annahme des Christenthums unmittelbar auf das Weihnachtsfest übergegangen; in unserem Thale jedoch wurde sie ausschließlich auf den Tag des heiligen Nicolaus oder „Niklaas“ verlegt und merkwürdiger Weise wurde nach der Einführung der Reformation, bis fast auf unsere Zeit hinzu, dieser nur vom Katholicismus geweihete Tag dafür festgehalten. Noch in den ersten Jahrzehnden des gegenwärtigen Jahrhunderts fand namentlich in Elberfeld das „Bescheeren“ fast nur auf Niklaas, resp. Abends vorher, statt, nur daneben in einzelnen Familien einigermaßen auch schon zu Weihnachten. Seitdem aber ist letzterem Feste, dem wegen der Herrlichkeit seiner Bedeutung die schöne Sitte offenbar vorzugsweise gebührt, auch in dieser Beziehung vollständig sein Recht geworden, — in Barmen früher als in Elberfeld. Theils am Morgen des ersten Festtages, theils am Abend vorher wird bescheert, und in Mitten der Gaben glänzt in echtdeutscher Gemüthlichkeit der lichterreiche Christbaum. Niklaas ist nur noch ein Vorläufer der Kinderfreude.

Neben dem ziemlich unsinnigen und gefährlichen, trotz aller Verbote noch jetzt üblichen Schießen in der Neujahrsnacht, dem sogenannten „Anschießen des neuen Jahrs“, fand hier früher allgemein auch ein „Ansingen“ desselben statt, ein auf den Jahreswechsel, mehr oder minder direct, sich beziehendes Singen auf den Straßen und vor den Häusern. Es wurden geistliche und weltliche Lieder gesungen, und sofern es keine unwürdigen waren, bedauern wir, daß dieser Brauch fast ganz aufhörte.

Der Karneval hat seit der Reformation in unserm Thale keinen rechten Boden zum Gedeihen finden können, wiewohl es auch hier wohl nie auf Fastnacht ganz an Maskeraden und anderer Narrheit gefehlt hat.

Regelmäßiger wiederholte sich früherhin das Herumziehen der „heiligen drei Könige“ mit ihrem Stern und Gesang.

Am Aschermittwoch war ein allgemeines „Hete-Wei-Eten“, d. h. ein Genießen warmen Weißbrods. Auch in den ärmsten Familien hielt man das für eine sich ganz von selbst verstehende, unumgängliche Sache. Den Arbeitern wurde zu dem Ende von den Fabrikherren der Nachmittag freigegeben. Letzteres hat wohl durchgängig aufgehört, und die ganze Sitte verlor an Kraft, ohne jedoch schon auszusterben.

Aehnlich verhält es sich mit dem Stockfisch-Essen auf Charfreitag. Als zwingende Sitte nimmt sich beides, weil offenbar katholischen Ursprungs, in protestantischen Häusern etwas sonderbar aus.

Auf Ostern zog Jung und Alt nach einem eigens dazu bestimmten, auch mit einigen Verkaufsbuden versehenen Felde, „Oster- oder Poschfeld" genannt, — um mit hartgesottenen, gefärbten Eiern zu spielen, nämlich theils mit ihnen zu „kippen", d. h. sie verwettend mit ihren Spitzen an einander zu schlagen, theils um sie „aufzuwerfen", nämlich möglichst hoch in die Luft und wo thunlich so, daß sie beim Niederfallen nicht zerbrachen. Ebenso machte man Abends auch auf unsern Bergen Osterfeuer. — Vermuthlich stammen diese Gebräuche alle drei von dem alten, heidnisch-deutschen Ostarafeste her. Ostara war nach J. Grimm die Göttin des strahlenden Morgens, der aufsteigenden Sonne, mit andern Worten des Frühlings. Als an die Stelle ihres Festes das heilige Auferstehungsfest trat, nahm dieses von der heidnischen Göttin den Namen „Ostern" an; — unser plattbergisches „Poschen" ist dagegen offenbar aus dem biblischen „Pascha" entstanden. — Das Osterfeld für Elberfeld war da, wo jetzt die neue reformirte Kirche steht. Mit dem Verschwinden des Feldes verschwand auch der Gebrauch des Aufwerfens der Ostereier; das Kippen aber ist noch im Schwunge, und aus größerer Entfernung erfreut uns zuweilen auch noch ein Osterfeuer.

Zu Pfingsten wurden früher hier die Hausthüren mit Maien oder grünen Zweigen („Heistern") geschmückt. Als in protestantischer Zeit von katholischer Regierung dasselbe zu Ehren katholischer Prozessionen befohlen wurde, was den Protestanten ein Gräuel war und von ihnen hartnäckig verweigert ward, kam der Gebrauch überhaupt in Mißachtung und hörte allmählig auch für Pfingsten auf.

Das „Märten-Singen" der Kinder am Martini-Vorabend („Sint Märten es en godden Mann ꝛc.") hat, wenn auch abnehmend, bis auf unsere Tage sich erhalten. Ein brennendes, laternenartiges Licht, etwa in einer ausgehöhlten Rübe, ist oder war ein wesentliches Zubehör dabei.

V.

Geschichte Elberfelds.

V.

Geschichte Elberfelds.

Der Name Elberfeld, oder nach der früheren, bis 1720 üblich gewesenen Schreibart Elverfeld oder Elverfelde (— in einzelnen Urkunden und Nachrichten steht auch Elverfeldt, Eluerfeld, Ervverfeld, Erberfeld u. s. w. —), bezog sich ursprünglich wohl jedenfalls ebenso, wie erwiesener Maßen die Namen Wupperfeld, Keuchensfeld und viele andere mit „feld" endigende, blos auf ein wirkliches Feld. Die Entstehung des Namens aber läßt sich auf sehr verschiedene Weise erklären.

Vielleicht führten in uralter Zeit die uns unbekannten Besitzer dieses Feldes etwa den Namen „Elver", es war dann also Elver's Feld, woraus leicht „Elverfeld" entstehen konnte. So lange man das in Wittechinds annales sax. vorkommende „Elveri villa" für die lateinische Bezeichnung unseres Elverfeld hielt, (obgleich „Feld" und „villa" doch fast nur dem Laute nach verwandt sind,) hatte diese Annahme bedeutend mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als jetzt, wo es ziemlich erwiesen, daß mit „Elveri villa" ein ganz anderer, an der Diemel gelegener Ort gemeint ist.

Vielleicht auch heißt der Name unserer Stadt oder jenes Feldes so viel wie „Erdbeerenfeld", indem bekanntlich in der Volkssprache von Alters her die Erdbeeren gewöhnlich „Elbern" genannt werden.

Vielleicht auch stammt das Wort aus der altdeutschen Mythologie und bezeichnet ein Feld der Elfen, (Elven, Elben oder Alben,) — „der geheimnißvoll schaffenden neckischen Geister des Waldes und Feldes."

Schöner noch erklärt den Namen eine Sage, deren Alter jedoch zweifelhaft ist. Ihr zufolge haben in uralter Zeit die Bewohner der Umgegend auf diesem Felde einen nicht näher bezeichneten Feind, der

mit elfmaligem Angriff sie aus dem Besitze des Thales verdrängen wollte, elfmal glänzend zurückgeschlagen. Demnach hieße also Elverfeld so viel wie: Das Feld der elf Siege.

Hatte einmal das Feld — und zumal aus einer so ehrenvollen Veranlassung — diesen Namen, so ist es nicht groß zu verwundern, daß derselbe zunächst auf ein Gebäude, das auf dem Felde errichtet wurde, dann auf die Besitzer dieses bedeutsamen Hauses, welches wir sogleich näher kennen lernen werden, — und endlich auch auf den ganzen Ort, der um dasselbe herum allmählich entstand, mit überging.

Nicht unmöglich wäre es aber auch, daß zu diesem Hause oder Hof elf Felder gehört hätten, und daß aus diesem Umstande der Name entstanden wäre.

Endlich ist behauptet worden, die Erbauer oder Besitzer dieses Hofes hätten schon, als sie in unser Thal gezogen seien, elf Felder in ihrem Wappen gehabt und nach diesem sich genannt. Dem widerspricht jedoch das wirkliche Wappen des alten Geschlechts von Elverfeld. Auch pflegten in älterer Zeit meist nicht die Güter oder Höfe nach ihren Besitzern, sondern diese nach jenen benannt zu werden.

Daß innerhalb des Raumes unserer jetzigen Stadt schon sehr früh ein großes Gebäude, ein bevorrechteter Hof, welcher Elverfelde genannt wurde, sich befand, unterliegt keinem Zweifel. Es gehörte dieser Hof, dessen Entstehungszeit nicht zu ermitteln ist, wenigstens schon zu Anfange des 12. Jahrhunderts zu den zwölf sogenannten Tafelgütern der kölnischen Erzbischöfe, welche der speziellen Aufsicht eines erzbischöflichen Stiftsvogts untergeben waren. Letzterer hatte nicht nur die betreffenden Einkünfte für das Erzstift einzufordern, sondern durfte, wenigstens ursprünglich, auch die Schultheißen dieser Höfe nach Belieben ein- und absetzen. Für Elverfelde wurde aber schon im 12. Jahrhundert, vermuthlich in der ersten Hälfte desselben, kraft eines erzbischöflich verliehenen Privilegiums die Schultheißenwürde erblich.

Die bisherigen Schultheißen nannten sich demnächst die Ritter von Elverfeld, und waren späterhin auch oft erzbischöfliche Ministerialen. Das Hofgebäude aber erneuerten und vergrößerten sie vor und nach zu einer vollständigen und festen Ritterburg, mit Ringmauern, Wällen und Gräben.

Nach einer Karte von 1598, in welchem Jahre indeß, wie wir nachher sehen werden, die Burg schon längst zu Ruinen geworden war, scheint sie ungefähr auf demselben Raume gestanden zu haben, den gegenwärtig das Rathhaus einnimmt. In Wahrheit aber stand dort wohl nur ein Theil von ihr. Jedenfalls gingen ihre Ringmauern bis an die Wupper.

Die noch üblichen Benennungen Burgstraße, Wallstraße, Thurmhofer-Straße und Schloßbleiche sind offenbar Erinnerungen an die Burg oder das Schloß Elverfeld. Hofaue, Hofkamp rc. mögen Grundstücke der Burg und schon des alten Hofes bezeichnen, und Thomashof, Putzhof rc. solche Stellen, wo früheste bäuerische Lehnshöfe sich befanden.

Innerhalb der Ringmauern der Burg stand — jedoch wohl erst seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, — eine an Größe und Schönheit nicht ganz unbedeutende, selbstredend katholische Kirche, römischer Bauart, — ursprünglich ein Filial der damals sehr umfangreichen Gemeinde Richrade oder Richrath. Diese Kirche hatte — wenigstens etwas später — 3 Altäre. Der Hauptaltar war dem heiligen Antonius, von den beiden Nebenaltären einer der heiligen Jungfrau Maria, der andere der heiligen Katharina geweiht, und die Kirche als solche nach der gewöhnlichen Annahme ebenfalls dem heiligen Antonius. Neuerdings indeß wurde von sonst wohlunterrichteter Seite mit großer Zuversicht behauptet, dem heiligen Antonius sei nur der Hauptaltar, die Kirche selbst dagegen von vorn herein dem heiligen Laurentius gewidmet gewesen, welcher Behauptung Andere noch fortwährend ebenso entschieden widersprechen. Die Wichtigkeit dieser Streitfrage liegt außerhalb unseres Horizonts, auch scheint es uns, daß keine der beiden Parteien einen wirklich schlagenden Beweis beizubringen vermag. Jedenfalls wird — mit Recht oder Unrecht — diese erste Kirche Elberfelds schon seit Jahrhunderten die Antoniuskirche genannt. Der heilige Laurentius aber war und ist eben so sicher nach katholischem Glauben oder priesterlicher Bestimmung der erste und einzige Schutzpatron des Ortes Elberfeld, so wie auch der jetzigen katholischen Kirche unserer Stadt.

Bis zum Jahre 1176 verblieb die Burg mit allem ihren Zubehör ein Lehen des Erzstiftes Cöln. Im genannten Jahre aber ging sie in

die Lehensherrlichkeit der Grafen von Berg über, indem sie durch den Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg dem Grafen Engelbert von Berg in erblichen Pfandbesitz gegeben wurde, und zwar sammt dem Hofe Hilden für 400 Mark, welche Summe Engelbert zum Kriegsdienste geliehen hatte.

Der erste Burgbesitzer von Elverfeld, den uns die (bis vor Kurzem unbestrittene) Geschichte nennt, waltete nach ihrer Angabe von 1150 bis 1180 und hieß Hermann von Elverfeld. Es wird uns von ihm gerühmt, er habe „Wälder ausroden, Sümpfe austrocknen, Bächen und Wegen eine zweckmäßigere Richtung geben lassen und den Hirten um die Burg gelegene Wohnungen angewiesen. Ob letztere — oder ihrer etliche — schon vor seiner Zeit vorhanden waren, wird dabei nicht gesagt; verschiedene andere Ueberlieferungen aber scheinen diese Frage zu verneinen und darauf hinzudeuten, daß er es gewesen, welcher zuerst nahegelegene Grundstücke der Burg in Lehen gab und dadurch die Entstehung eines Oertchens Elverfeld veranlaßte.

Hermanns Sohn, Adolph, von 1180 bis wahrscheinlich 1190, wird uns als ein ebenso guter, ja noch besserer Wirthschafter geschildert. Er legte, heißt es auch, neue Wege an, namentlich einen Anschluß an den Hauptverkehrsweg aus dem Westphälischen nach Cöln, und es lieferten nun seine Bauern und auch wohl er selbst die Elberfelder Bodenerzeugnisse sogar an das erzbischöfliche Hoflager. Besonders ihr Viehhandel soll erheblich gewesen und ihre Butter besonders schmackhaft befunden worden sein.

Adolphs Sohn aber, Arnold, bis 1203, war nach allem, was über ihn verlautet, ein überaus roher, wilder, ruchloser Mensch. Stand auch zu seiner Zeit ringsum in Deutschland das Faustrecht, das adlige Rauf- und Raubwesen so recht in der Blüthe, so übertraf er doch, wie es scheint, fast alle damaligen Raubritter noch weit. — Um seinerseits sicherer sein zu können, soll er nach dem Märkischen hin, wahrscheinlich neben der jetzigen Bachstraße, wo noch heute die Stelle einer ehemaligen „Preßburg" gezeigt und nach dieser benannt wird, eine Art Wartthurm erbaut und stets mit wehrhaften Männern besetzt gehalten haben. Vielleicht war mit dem Wartthurm eine Art Kerker verbunden, worin er Leute, die er aus ihren Wohnungen oder von den Straßen hatte wegschleppen lassen, so lange gefangen hielt, bis sie ein gefordertes Lösegeld

gezahlt hatten, wodurch der Name „Preßburg" entstanden sein mag. (Später soll der Bruder eines bessern Burgbesitzers von Elverfeld auf der Preßburg gewohnt und ebenso ruchlos gehaust haben, von dem bessern Bruder aber endlich bekämpft und getödtet worden sein). Eine wahre Geißel war Arnold für seine Nachbarn, wie für reisende Kaufleute, überhaupt für Alle, die er, wenn er mit seiner zuchtlosen Schaar einherzog, zu erreichen und niederzuwerfen vermochte, — besonders während der Zeit, als sein Lehnsherr, der edle Adolph V., Graf von Berg außer Landes, nämlich mit seinen Rittern und Mannen in Sachsen, zur Unterstützung des deutschen Königs Otto, sich befand. Es wird sogar erzählt, Arnold habe damals in einer, nichtswürdiger Weise von ihm begonnenen Fehde mit einem Ritter der Gegend von Dortmund, nach Erstürmung der wenig festen Burg desselben, dessen eben geborenes erstes Kind eigenhändig mit dem Schwerte durchstochen, es blutend und zappelnd der im Bette liegenden jammernden Mutter zugeworfen, auch den inzwischen gefangen genommenen Vater auf dasselbe Lager festbinden und dann das Gebäude in Brand setzen lassen, so daß die ganze unglückliche Familie in den allesverzehrenden Flammen elendiglich umgekommen sei!

Als nun Graf Adolph von diesen Unthaten hörte, eilte er in seine Grafschaft zurück, schloß den unedeln Edlen in seine Burg Elverfeld ein und setzte ihm so lange zu, bis Arnold sich ihm auf Gnade und Ungnade ergab. Dieser mußte das erweislich Geraubte zurückgeben oder ersetzen, außerdem eine Geldbuße zahlen, die von ihm verbrannten Meyerhöfe auf seine Kosten wieder aufbauen und die äußere Ringmauer seiner Burg niederreißen lassen. Unter diesen Bedingungen schenkte ihm Adolph Leben und Freiheit. — Statt für diese offenbare Milde dankbar zu sein, war Arnold nur darauf bedacht, sich zu rächen. Zu dem Ende verband er in dem damaligen Kriege der Gegenkönige Otto von Sachsen und Philipp von Schwaben sich mit Letzterem, bloß weil er wußte, daß der Graf von Berg auf Otto's Seite stand. Bei Weßlingen kam es zu einer blutigen Schlacht: Philipp von Schwaben unterlag und sein Helfer Arnold von Elverfeld fiel von Neuem als Gefangener in die Hände seines Lehnsherrn Adolph. Nach kurzer Zeit gab dieser gegen die Bürgschaft Befreundeter ihn abermals frei, nachdem Nachricht gekommen war, daß Burg und Gebiet Elverfeld von Räubern bedrängt

und verwüstet werde. Einer Montanus'schen Erzählung zufolge, wäre die Freilassung nur unter der ausdrücklichen und mit Ehrenwort angenommenen Bedingung erfolgt, daß Arnold nach geschehener Vertreibung der Räuber in die Gefangenschaft zurückkehre, und sei der sonst so rohe Ritter, um sein Wort nicht zu brechen, dieser Bedingung wirklich nachgekommen, worauf denn der Graf, durch diese Treue versöhnt, ihm unbedingt wieder die Freiheit geschenkt habe. — In einer bald darauf entbrannten Fehde mit der Abtei Essen fand endlich unser Elverfelder Raubritter den Tod.

Im Feuilleton der Elberfelder Zeitung von 1849 wird von einem Ungenannten, — in welchem wir einen beim Regierungsarchive in Düsseldorf angestellten, in Urkunden sehr bewanderten tüchtigen Gelehrten erkannt haben, — alles, was wir vorstehend nach Knapp, Brüning, v. Carnap, Montanus, Aschenberg und Andern, auch Früheren, von den Rittern Hermann, Adolph und Arnold von Elverfeld erzählt haben, geradezu „für bloße Erfindung aus neuerer Zeit, im Geschmacke der Cramer-Spieß'schen Ritterromane", erklärt. Er sagt, die urkundlich beglaubigte Geschichte führe gar keinen Ritter von Elverfeld vor dem Jahre 1264 mit Namen auf, und einer an die Burg und Kirche sich anlehnenden Niederlassung höriger Leute, also eines Ortsanfanges, geschehe erst mit dem Jahre 1371 in glaubwürdiger Weise Erwähnung. Daß diese Behauptung wahr sei, sofern man sie auf diejenigen Urkunden beschränkt, die unserm Ungenannten bekannt sind, bezweifeln wir nicht im mindesten. Es ist aber doch nicht unmöglich, daß noch weitere Urkunden existiren oder unsern erwähnten Gewährsmännern vorlagen, und daß daraus die Richtigkeit ihrer Angaben sich ergab. Und selbst, wenn dies nicht der Fall sein sollte, so folgt noch keineswegs, daß die Angaben unrichtig, geschweige daß sie ganz erdichtet seien, zumal auch unser Feuilletonist wirkliche Thatsachen, die mit diesen unvereinbar wären, bis jetzt noch nirgends nachwies. Wie wir nachher hören werden, sind bei den großen Brandunglücken Elberfelds leider alle oder fast alle Urkunden, Acten und sonstige Papiere in der Stadt, die über frühere Zeiten hätten Auskunft geben können, mit in Flammen aufgegangen. Läßt sich aber annehmen, daß mit dem Verbrennen dieser Papiere zugleich jegliche Kenntniß von ihrem Inhalte, jede historische Erinnerung verloren gegangen sei? Allerdings mußte nun die Geschichte Elberfelds

zunächst aus anderwärts erhalten gebliebenen Urkunden, Chroniken und gelegentlichen Notizen aufgebaut, aber sie durfte auch, wiewohl nur mit Vorsicht und Vorbehalt, aus damaligen Elberfelder Erinnerungen, die ohne Zweifel auch theilweise bald zu Papier gebracht wurden und somit schriftlich wie mündlich auf die Nachwelt kamen, ergänzt werden. — Sicher haben die obengenannten Schriftsteller und ihre Vorgänger die Nachrichten nicht aus den Fingern gesogen. Schon der Umstand, daß sie das Todesjahr Adolph's von Elverfeld nur als ungewiß angaben, wie auch den unmittelbaren Nachfolger Arnold's und vieles Andere nicht zu kennen erklärten, spricht für ihre Gewissenhaftigkeit. Wir halten also die fraglichen Angaben im Wesentlichen für richtig, ohne sie jedoch verbürgen zu können. Jedenfalls ist in den Zeiten des Ritterthums und Faustrechts gar vieles wirklich geschehen, was der auch uns nicht eben begeisternden Cramer-Spieß'schen Romantik nicht minder ähnlich sieht als das Mitgetheilte.

Wir glauben jetzt von einer blutigen Schlacht erzählen zu müssen, die sowohl gedruckten Nachrichten als auch mündlichen, bis auf unsere Zeit fortgepflanzten Ueberlieferungen zufolge in unmittelbarer Nähe unserer Stadt, nämlich bei Sonnborn stattfand. Jahreszahl und Datum, Veranlassung und Hergang werden aber sehr verschieden angegeben. Man erlaube uns, davon zu berichten, was uns das Wahrscheinlichste dünkt.

In Folge der schon in unserm vorigen Abschnitte erzählten Ermordung des mächtigen Kölnischen Erzbischofs Engelbert, Grafen von Berg, kam es erwiesener Maßen zu langwierigen, verwickelten und verhängnißvollen Fehden, — zunächst zwischen dem Grafen Adolph III. von der Mark, welcher ohne allen Rechtstitel die Besitzungen des geächteten und zu Köln hingerichteten Mörders Friedrich von Isenburg an sich gerissen hatte, und unserm Grafen Heinrich von Limburg und Berg, der zu Gunsten seines Neffen Dieterich (Diether, Theoderich), ältesten Sohnes des unglücklichen Isenburgers, gegen diesen Raub auftrat. Von beiden Seiten wurden Bundesgenossen geworben, die nicht immer dieselben blieben, und das Kriegsglück schwankte hin und her, wobei eine Anzahl Burgen und die Stadt Schwerte zerstört und verbrannt wurden. — Einmal nun, etwa im August 1232 und bald nach einem für ihn glücklich gewesenen Gefechte bei Villigst

(unfern Schwerte), stellte Graf Adolph einen Theil seiner Dienstmannen und fremden Söldner in einem Walde auf der Schwelmer Höhe verdeckt auf; mit dem andern Theil ließ er sich, in einiger Entfernung davon, von den Bergischen angreifen, und zog sich nach kurzem Kampfe in denselben Wald zurück. Als dann Graf Heinrich mit den Seinen siegesfroh ihn in diesen hinein verfolgte, brachen plötzlich jene andern Märkischen aus ihrem Hinterhalt hervor, und unsere Bergischen wurden schmählich geschlagen. Freund und Feind durchzogen bald in wilder Hast das Wupperthal. Aber bei Sonnborn gelang es Heinrich, nicht nur seine flüchtigen Kämpfer zu sammeln, sondern auch frische Verstärkungen an sich zu ziehen. Hier also erneute sich der Kampf. Mit der Aufforderung, der „röhmrieken Berge" (= ruhmreichen Berge, — ein echtbergischer Schlachtruf), zu gedenken und die erlittenen Niederlagen zu rächen, feuerte Heinrich die Seinen an, — bei denen der junge Diether von Isenburg, die Herren von Windeck, von Stammheim, von Bensberg, Walther Sobbe und andere Edle, wahrscheinlich auch der damalige Ritter von Elverfeld, sich befanden. Sie alle mit ihren Mannschaften sollen diesmal Wunder der Tapferkeit gethan haben. Der junge Dietrich insbesondere griff persönlich seinen Feind Adolph an und verwundete ihn endlich dergestalt, daß er zu Boden stürzte und verloren gewesen wäre, hätten nicht rasch einige hinzuspringende märkische Knappen ihn aufgehoben und in Sicherheit gebracht. Trotz des Mißgeschicks ihres Führers hielten die Märker noch lange Stand, kamen aber doch dadurch in Verwirrung und große Bedrängniß, — endlich in ordnungslose Flucht, bei der noch ihrer viele erschlagen wurden. Die ganze Flur war mit Leichen bedeckt, und als man aufräumte, fand man, wie es heißt, daß zehnmal so viel Märker als Bergische darunter waren. Die Stelle, wo die Todten eingescharrt wurden, heißt davon noch heute „am Todtenberge". — Ueber den weitern Verlauf und Ausgang dieses Krieges werden wir im Schlußabschnitt dieses Buches noch Einiges zu erwähnen Gelegenheit finden.

Erst aus der Regierungszeit Adolphs VII. von Berg hören wir wieder etwas Spezielleres von einem Ritter von Elverfeld, Konrad mit Namen. Vermuthlich war er ein Enkel jenes wilden Arnold, aber glücklicher Weise diesem sehr ungleich. Er suchte nicht nur den Ackerbau noch mehr zu heben, sondern erbaute auch die erste Loh-

mühle in Elverfeld und ließ aus der Ferne Tuchmacher und Leinweber kommen, schenkte ihnen ein Stück Land und baute ihnen Wohnungen darauf, um so auch die Gewerbe dieser Leute in sein Gebiet zu verpflanzen. Ueberhaupt wetteiferte er an edler Gesinnung und nützlicher Thätigkeit mit seinem uns schon bekannten Lehnsherrn Adolph VII. Nichts desto weniger gerieth er wegen verschiedener Güter mit diesem in Streit und Fehde. Auf der Dattenfelder Heide kam es am 26. Juni 1264 zwischen Beiden zu einem mörderischen Gefecht, wobei Konrad von seinen Freunden Eberhard von Witten, Hermann Spiegel zum Desenberg und Andern unterstützt wurde. Der Kampf scheint nicht bis zur völligen Entscheidung des Sieges fortgesetzt, sondern nach vielem Blutvergießen vom Grafen abgebrochen worden zu sein. Einige Zeit darnach kam ein Vergleich zu Stande, wobei die „offenen Lehen in der obern Grafschaft", um die es sich gehandelt hatte, zum größten Theile unserm Konrad zufielen.

Man hat aus diesem Vertrage und der vorausgegangenen Fehde vielfach gefolgert, daß Elverfelde damals nicht der Grafschaft Berg untergeordnet, sondern eben so gut, wie diese, eine unabhängige, wenigstens reichsunmittelbare, nur dem Kaiser einigermaßen pflichtige Herrschaft gewesen sei. Wir halten diesen Schluß keineswegs für richtig. Das Lehensverhältniß Elverfelds zur Grafschaft Berg und mittelst derselben zum Erzstift Cöln konnte rechtlich fortbestehen. Fehden zwischen Lehensherren und Lehensträgern waren damals gar nicht ungewöhnlich, und wo Fehden sind, können auch Vergleiche geschlossen werden. Wäre aber das Lehensverhältniß dadurch aufgehoben worden, was allerdings innerhalb der Möglichkeit lag, so würden wir doch wahrscheinlich irgendwie etwas davon erfahren haben. Der Inhalt dieses Vertrags, wie der Gegenstand des Streits, beschränkt sich auf das oben Angedeutete.

Indeß werden wir sogleich auf einen Grund stoßen, der uns dennoch zu der Annahme nöthigt, daß das Lehensverhältniß der Burg und Herrschaft Elverfeld wirklich eine Abänderung erfuhr, wenn auch vermuthlich erst innerhalb der, auf die vorhin erzählten Ereignisse zunächst folgenden 102 Jahre, aus denen uns leider gar keine Nachrichten über Elverfeld vorliegen.

Am 9. August 1366 verkaufte — wie der obenerwähnte Feuilletonist zweifelsohne nach Urkunden mittheilt, während noch Dr. Knapp nichts davon ahnte, — der damalige Ritter von Elverfelde, mit Namen Johann, sein gesammtes hiesiges Besitzthum, nämlich die Burg mit ihrem Bezirke, die Herrschaft Elverfeld mit Land, Leuten, Gerichtsbarkeit, Renten, Zehnten, Mühle, Fischerei, Wildbann und allen sonstigen Gerechtsamen, dem Ritter Engelbert Sobbe, aus einem märkischen, aber auch im Erzstifte begüterten Geschlechte, für die Summe von 2500 Schildthalern. Am 19. desselben Monats wurde dieser Verkauf von dem Erzbischof Engelbert III. von Cöln genehmigt und Sobbe dabei von dem Erzbischof förmlich mit der Burg und Herrschaft Elverfeld belehnt, mit dem Beisatze: „um der sonderlichen Dienste willen, die er ihm und dem Stifte geleistet oder noch leisten möchte."

Der Grafen von Berg wurde, so viel wir ersehen können, bei diesem Handel mit keinem Worte gedacht. Sie hätten aber offenbar, wenn der Vertrag von 1176, durch den ihnen die Burg und Herrschaft Elverfeld in erblichen Pfandbesitz gegeben worden war, noch in anerkannter Gültigkeit gewesen wäre, dabei zugezogen werden oder vielmehr wesentlichst betheiligt sein müssen. Daß man ganz widerrechtlich sie umgangen hätte, ist nicht wahrscheinlich, weil daraus doch wohl gewiß ein so bedeutender Streit entstanden sein würde, daß er uns nicht hätte verborgen bleiben können. Somit glauben wir annehmen zu müssen, daß jener Pfandvertrag vorher rechtlich gelös't worden sei.

Waren aber die Grafen von Berg um diese Zeit wirklich nicht mehr Lehnsherren der Herrschaft Elverfeld, so geht doch aus anderem hervor, daß sie noch fortwährend in naher Beziehung zu derselben standen. Wahrscheinlich waren ihnen mindestens Voigtei-Rechte über sie verblieben.

Die alte Ritterfamilie von Elverfeld zog sich nach dem Verkaufe auf ihre damaligen übrigen Besitzungen zurück, wozu namentlich Hilden gehörte. Ihre Nachkommen blühen noch jetzt auf Haus Villigst bei Schwerte, auf Haus Martfeld bei Schwelm und anderwärts.

Die Sobbe's auf Burg Elverfeld nannten sich nun nach diesem ihrem Wohnsitze ebenfalls von Elverfeld, unterschieden sich aber von ihren Vorgängern durch Beibehaltung ihres Sobbe'schen Wappens.

Dieses zeigt in rothem Schilde drei silberne Blätter mit goldenen Stielen, während das freiherrliche alte von Elverfeld'sche Wappen aus fünf horizontalen Balken in rothem Felde besteht.

Im Jahre 1369 gestand besagter Engelbert dem damaligen Grafen von der Mark das „Oeffnungsrecht" der Burg Elverfeld zu, d. h. die Befugniß, bei Fehden und andern Gelegenheiten nach Bedürfniß und Belieben, mit oder ohne Mannschaft in sie einzuziehen. Was die Veranlassung zu diesem bedenklichen Zugeständnisse war, wissen wir nicht. Fast scheint es, daß die Sache auf eine Bundesgenossenschaft wider den Grafen und spätern Herzog Wilhelm von Berg deute, somit auf eine wenigstens faktische oder angemaßte Unabhängigkeit von Letzterem. Für den Märkischen Grafen war aber wegen seines Krieges mit dem Klerus von Cöln, Trier u. s. w. dies Oeffnungsrecht jedenfalls von Werth. Sein Nachfolger Graf Dietrich von der Mark nahm dasselbe von Neuem in Anspruch, obgleich es nicht für immer bewilligt sein mochte; und als es ihm, vermuthlich sowohl von Engelbert selbst als auch vom genannten Herzoge von Berg, der es mit seinen Rechten an Elverfeld nicht mehr vereinbar fand, verweigert wurde, fiel er in's Bergische ein, zerstörte erst die Stadt Mülheim am Rhein und wandte sich dann gegen unsere Burg Elverfeld, die er förmlich belagerte. Am 14. März 1398 war es, als er einen Haupt-Sturm auf dieselbe unternahm. Da er wußte, daß Adolph, der Sohn Wilhelms von Berg, mit beträchtlicher Macht unterwegs war, um der Burg zu Hülfe zu kommen, so bot er um so mehr alle seine Kräfte auf, um noch vorher sich den Einzug zu erzwingen. Schon krachten Mauern und Thore; da stürzte plötzlich er selbst nieder, von einem Pfeile durchbohrt. Nachdem er seinen Geist aufgegeben, langte Adolph an und jagte die, ihres Gebieters beraubten Märker nun bald in die Flucht, was nach Einigen in einer abermaligen Schlacht bei Sonnborn geschehen sein soll. Die Burg war entsetzt.

Von den ärmlichen Häusern um sie her sagen uns die Chronisten bei dieser Gelegenheit nichts; es läßt sich aber kaum denken, daß sie verschont geblieben waren; vielleicht mußten sie von neuem gebaut werden. — Uebrigens scheinen erst gerade unter den Sobbe's, vielleicht besonders in den, auf die Belagerung der Burg zunächst folgenden Jahren, diese Häuser, die Bauern- und Handwerkerwohnungen zu

Elverfeld, sich bis zu einem förmlichen, wenn auch noch nicht großen, Dorfe vermehrt zu haben. — Auch wurden die Gebäulichkeiten und Befestigungen der Burg zum Theil erneuert und vergrößert.

Darüber scheinen denn die eignen pecuniären Mittel der burgherrlichen Familie sich erschöpft zu haben; wenigstens erwiesen sich dieselben als unzureichend für so bedeutende Anlagen. Denn schon der Sohn Engelbert's, der Knappe Johann von Elverfeld, welcher nach dem Tode des Vaters am 20. Mai 1404 die Belehnung empfing, verpfändete zwei Tage später die ganze Herrschaft seinem Lehnsherrn Erzbischof Friedrich von Köln, wobei jedoch ausdrücklich festgestellt wurde, daß dem Verpfänder nach Ablauf von zwei Jahren jederzeit verstattet sein solle, durch Bezahlung von 4500 Thlrn. die Wiederlöse zu bewirken, — die denn auch wenigstens vor Ende des Jahres 1413 erfolgt ist.

Weil Johann früh verstarb, ohne Söhne zu hinterlassen, so waltete von 1418 — 1420 ein ihm anverwandter Bernhard Ovelacker, etwas später Eberhard von Limburg, ein Schwager Johann's, und endlich auf kurze Zeit der Ritter Adolph Quade auf Burg Elverfeld.

Letzterer heirathete nämlich am 26. Juni 1427 die eigentliche Erbin der Herrschaft, die inzwischen erwachsene Tochter Johann's, Mathilde mit Namen.

Aber schon am 12. November desselben Jahres wurde der wichtige Vertrag unterzeichnet, durch welchen dieses junge Ehepaar, vermuthlich weil es ihm an den nöthigen Mitteln zur eignen Verwaltung fehlte, dem Herzoge Adolph von Berg und Jülich alle seine Rechte an Schloß und Herrlichkeit Elverfeld verkaufte, — auch eine Thatsache, die erst in neuester Zeit, durch Auffindung der Urkunde oder einer Kopie derselben, wieder an's Licht gebracht worden ist.

Die volle Rechtsgültigkeit dieses Verkaufs wurde eine Zeit lang bestritten, namentlich vom Herzoge von Cleve-Mark, welcher behauptete, das erwähnte märkische Oeffnungsrecht der Burg Elverfeld geerbt zu haben, kräftiger aber noch vom genannten Eberhard von Limburg, der mit seiner Frau gewisse Ansprüche bekommen zu haben glaubte und nun, um noch besser auftreten zu können, für 3000 Mark, die er zu dem Ende von dem Ritter Lubbert von Gahlen sich borgte,

vom Herzoge von Cleve das angebliche oder wirkliche Oeffnungsrecht käuflich erwarb. Es kam jedoch zu einer Verständigung, wonach der Herzog von Berg im nicht ferner bestrittenen Besitze von Burg und Herrschaft Elverfeld verblieb, dagegen aber die Schuld Eberhard's bei Lubbert von Gahlen übernahm und Letztern, wie es scheint, zu seinem Amtmann und Verwalter machte.

Von vorstehenden Mittheilungen haben wir Manches, wovon in Brüning's Annalen, Knapp's Geschichte von Elberfeld ꝛc. sich noch keine Spur findet, dem thatsächlichen Inhalt nach, dem erwähnten, uns auch persönlich und als wohlbewandert und durchaus glaubwürdig bekannt gewordenen Feuilletonisten und Archivbeamten auf Treue und Glauben entlehnt. Wir thaten das um so lieber, weil es mit keiner andern erwiesenen Thatsache im Widerspruche steht und mehrere oft bedauerte Geschichtslücken mit schon an sich durchaus unverwerflich erscheinendem Material ausfüllt, worin, was wir anderwärts Glaubwürdiges fanden, auf's ungezwungenste sich einfügte.

Wenn derselbe aber nun weiter behauptet, genannter Lubbert von Gahlen sei ein Münsterscher Edelmann gewesen und habe seit dem 1. Januar 1428 mehrere Jahre hindurch, vielleicht bis 1435, wenigstens bis 1431, als Pfandherr die Burg besessen und bewohnt, so müssen wir ihm auf Grund unumstößlicher Urkunden, die von anderer Seite veröffentlicht wurden, darin wenigstens theilweise widersprechen.

In der ersten derselben, datirt vom „Donnerstage nach unsrer lieben Frauentag 1428" schenkte, unter Genehmigung und Freigebung des Herzog Adolph, genannter Lubbert von Gahlen, — dessen Frau und Tochter, dieser selben Urkunde zufolge, in der Elverfelder Kirche „vor dem St. Catharinen-Altare" begraben lagen, — eben diesem Altare das Gut „Unterste Steinbeck" unter der Bedingung, daß ein besonderer Priester darauf wohnen oder davon unterhalten werden und jährlich an genau bestimmten Tagen für ihn und seine verlebten Angehörigen eine Messe lesen und ein Pater noster sprechen, außerdem den Pastor der Kirche als Caplan unterstützen solle.

Die zweite Urkunde, datirt vom 31. Mai 1529 und, die erste ergänzend, von Christian von Wald im Auftrage des Erzbischofs Dietrich von Köln, Grafen von Meurs, ausgestellt, genehmigt

erzbischöflicher Seits die besagte Schenkung und ihre Bedingungen, mit dem Zusatz, daß davon nicht der Zehnte an die Kirche zu Richrade bezahlt werden, daß ferner der Altar zu Elverfeld zu einem „kirchlichen Amte“ erhoben sein und daß dem Erzbischof das Patronatsrecht verbleiben solle 2c.

Nebenbei aber wird in diesen Urkunden ausdrücklich gesagt, daß es „zur Zeit in der Burg und Herrschaft Elverfeld keinen Overst und Landherrn“ gab, wohl aber Herzog Adolph von Jülich und Berg der Eigenthümer war; und Lubbert von Gahlen wird mit deutlicher Hervorhebung ein „Wappenträger des Erzstiftes Köln“ genannt. Alles zusammen scheint also vielmehr eine andere Angabe zu bestätigen, wonach Lubbert von Gahlen, offenbar nicht ein münsterscher, sondern ein bergischer Edelmann, nicht die Burg Elverfeld, sondern das Gut „Mittlere Steinbeck“ bewohnte. Von da aus aber scheint er, wie schon gesagt, im Auftrage des Herzogs von Berg allerdings die Herrlichkeit Elverfeld verwaltet zu haben. Immerhin kann es auch richtig sein, daß er später eine Zeitlang die Burg bewohnte; 1429 jedoch stand sie leer.

In einem andern Dokument, vom Jahr 1443, verpfändete der Herzog Adolph I. von Jülich und Berg die Herrschaft Elverfeld an „seinen lieben Rath“, den Ritter Wilhelm von Nesselrode, mit dem Befehl, „an diesem (seinem, des Herzogs) Bollwerk fortzubauen“, und dem Versprechen, ihn und seine Erben nicht zu entsetzen, so lange von dem Herzog und seinen Nachfolgern die Pfandsumme und die Baukosten nicht vollständig erstattet seien.

Aus den Ausdrücken „Bollwerk“ und „fortbauen“ glauben wir schließen zu dürfen, daß schon in der letzten Zeit vorher an der Burg gebaut, daß sie abermals erweitert und stärker befestigt worden war. Sie war nun wohl eine Landesfeste nach damaligem Begriff und sollte als solche noch immer bedeutender gemacht werden. Das erwähnte Leerstehen hatte vielleicht mit dem Um- und Ausbau in Verbindung gestanden, war vielleicht durch diesen nothwendig geworden, während jetzt einer Bewohnung nichts mehr entgegenstand.

Die damaligen Gränzen der Herrschaft oder Herrlichkeit Elverfeld umfaßten auch Sonnborn und Kronenberg, fielen aber nach den

übrigen Richtungen wahrscheinlich mit den gegenwärtigen Gränzen unserer Oberbürgermeisterei zusammen.

Das Dorf Elverfeld, um die Burg herum, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine „Freiheit" genannt, und gewann als solche schon Rechte, die sich den Stadtrechten näherten. Besonders durch das Aufkommen der Garnbleicherei in der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich der Ort gehoben, und noch sichtlicher blühete er empor, als er nebst Barmen im Jahre 1527 für dieses Geschäft privilegirt wurde, — wie bereits im vorigen Abschnitt unseres Buchs erzählt.

Einzelne Freunde der Kirchenreformation gab es auch in Elverfeld schon seit 1519. Mitunter kamen sie in einem Hause „vor'm Holz" heimlich zusammen. Besonders um 1526 und 1527 mehrte sich ihre Zahl, und zwar hauptsächlich durch Wort und Einfluß Adolph Clarenbach's. Dieser treffliche und entschiedene Anhänger Luther's, auf dem Buscher Hofe bei Lüttringhausen geboren, war seinem Stande nach nicht Geistlicher, sondern Schulmann. Als Conrector in Wesel seines Glaubens wegen abgesetzt, kehrte er in seine Heimath zurück, und verkündete während der genannten Jahre dort und in der Umgegend, namentlich aber auch in Elverfeld, das reine Evangelium. Meist geschah es heimlich oder privatim in befreundeten Häusern, einmal aber öffentlich im Elverfelder Rathhause. In Folge dessen gab der Amtmann Gotthard von Kettler sofort Befehl, ihn zu verhaften. Er entkam zwar, mußte aber nun unsern Ort meiden. Dagegen hielt er noch Vorträge auf dem benachbarten Hahnerberge, wo schon große Schaaren beistimmender Zuhörer sich um ihn versammelt haben sollen. Bald nachher ging er als Privatlehrer nach Osnabrück. Im April 1528 reis'te er von dort nach Köln, um seinen der Ketzerei angeklagten Freund Clopris zu vertheidigen, wurde aber darüber selbst als Ketzer ergriffen und verklagt, vom geistlichen, erzbischöflichen Gerichte vielfach verhört, nach 18monatlicher Gefangenschaft verurtheilt und am 28. September 1529 auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt. — Friede seiner Asche! Ein dankbares gerührtes Gedächtniß dem Wollen, Wirken, Leiden und Sterben dieses bergischen Blutzeugen des Evangeliums!

Im Jahre 1533 trat in Elberfeld ein Anhänger und Nachahmer des Wiedertäuferkönigs Johann von Leyden auf, — ein Bäckergeselle, der seine Lehre auf öffentlichen Straßen verkündigte. Eigen-

thümlich ist dabei, daß er besonders das Garnbleichen als eine Todsünde darzustellen suchte. Wer dieses Gewerbe treibe oder dabei helfe und nicht sofort davon ablasse, könne nimmermehr selig werden, lehrte er. Und wirklich fanden sich Leute, die ihm glaubten, was natürlich auch für den äußern Wohlstand des Orts nicht ohne Bedenken war. Ein Bildniß seines Meisters Johann verkaufte er in großer Menge, schilderte dessen wunderliches Königreich als ein wahres Paradies, wurde immer kühner und versuchte endlich, wie versichert wird, in dem so verarbeiteten Elverfeld sich einen Königssitz zu errichten, ähnlich dem des gewaltigen Schneiders.

So war also unser Ort vielleicht schon auf dem Punkte, ein zweites Münster zu werden, wenn auch im verkleinerten Maßstabe. Da aber erschien, von der Landesregierung gesandt, eine Abtheilung Dragoner, nahm den Thronprätendenten und seine eifrigsten Genossen in Haft und führte sie ab nach Düsseldorf. — Am angemessensten wäre es wohl gewesen, den Mann in ein Irrenhaus zu schicken; allein es kam ihm viel schlimmer. In Düsseldorf wurde er, als Strafe für das Staats- und Ortsgefährliche seines Treibens, unter dem Galgen ausgepeitscht, dann wegen des Ketzerischen seiner Lehre nach Cöln, an die große Ketzerrichterin, ausgeliefert, daselbst mit glühenden Zangen gezwickt und nach langen Martern durch das Rad hingerichtet!

So hatte der vielleicht wirklich schwachsinnige, jedenfalls geistverirrte, unbedeutende Mensch die Ehre, das Schicksal Clarenbach's und ähnlicher edler Glaubensmärtyrer zu theilen.

Wir wollen auch hier keiner Religion zu nahe treten. Aber die Ketzerrichterei, das lieblose Verdammen Andersdenkender, die Begierde, letztere zu martern und zu vertilgen, ist doch wahrlich, wo sie sich findet, — und sie findet sich nicht etwa blos in der Geschichte Einer Confession, — ein Schandfleck der Menschheit, auch wo es nicht thatsächlich zu Hinrichtungen kommt. Dem wirklichen Christenthum, dem Reiche Gottes inwendig in uns, ist es ein ganz und gar Entgegengesetztes. Ja, von allem Unkraut, das „der Teufel unter den Weizen säete", dünkt uns dieses geradezu das giftigste und verabscheuenswertheste!

Durch Unvorsichtigkeit eines Einwohners, (Eckhardt Wichelhausen), welcher nämlich ein Feuerrohr mit einer brennenden, aber für ausgelöscht gehaltenen Lunte auf dem Speicher seines Hauses unter

und an das Strohdach gelegt hatte, brach im Jahre 1537 am Osterdienstage (— nicht dritten Pfingsttage, wie es anderwärts heißt, —) Feuer in der Freiheit Elverfeld aus. Unglücklicher Weise wehte gerade ein heftiger Ostwind, der den Brand mächtig anfachte und ausbreitete. Beinahe der ganze Ort bis unten an die Wupper, selbst die feste Burg und größtentheils auch die Antoniuskirche wurden in Asche verwandelt. Und der Ort hatte damals schon 150 Familien. Fast nur der auf dem linken Wupperufer gelegenen Ortstheil Island blieb verschont.

Letzterer war, alten Nachrichten zufolge, ehemals von Leibeigenen der Burgherrschaft bewohnt, welche unter anderm die Pflicht hatten, zur Winterszeit das Eis (plattdeutsch „Is" —) aus dem Schloßgraben fortzuräumen, und soll davon der Name entstanden sein.

Als Pfand- und Amtsherr zur Zeit des Brandes wird Hobbart Kettler genannt. Wahrscheinlich bewohnte er bis dahin die Burg, und ist auch wohl derselbe, den wir oben, nach einer andern Nachricht, Gotthard von Kettler genannt haben.

Mit dem Wiederaufbau des abgebrannten Orts scheint es anfangs nur langsam vorangeschritten zu sein. — Die Kirche jedoch, welche auch beinahe ganz neu erbaut werden mußte, wurde im Jahre 1540 wieder fertig und eingeweiht, — natürlich noch immer als eine katholische. Nach der Behauptung Einiger erhielt sie bei dieser Einweihung den Namen Laurentiuskirche. Demnach wäre also damals das Amt ihrer Beschützung dem heiligen Antonius, der allerdings ihre Zerstörung nicht zu verhüten vermocht hatte, genommen und dem Orts-Schutzpatrone anvertraut worden. Wir haben nichts dagegen; aber im Grunde hatte doch Letzterer, wie uns bedünken will, eben so wenig, wie Jener, sich als rechter Schützer bewährt. — Andere nennen übrigens auch diese erneute Kirche noch Antoniuskirche, und lassen erst die spätere, lange nach der Einführung der Reformation erbaute katholische Kirche dem heiligen Laurentius gewidmet werden.

Um diese Zeit, vermuthlich auch schon während des Wiederherstellungsbaues der Kirche, hielten die Evangelischgesinnten Elverfelds mit ihren Unterbarmer Gesinnungsgenossen ihre gottesdienstlichen heimlichen Privatversammlungen meist in einem Bauernhause am Loh in Barmen. Es waren ihrer zusammen erst Wenige. Einen angestellten Geistlichen hatten sie daher selbstredend noch nicht. Wohl aber kam

namentlich Pastor Wolferz von Wald nicht selten herüber, um ihnen Vorträge zu halten und das Abendmahl zu reichen.

Als der eigentliche Reformator von Elverfeld aber erscheint Peter Lohe oder vom Lohe. Er war 1530 in unserer Stadt geboren und wurde, noch ziemlich jung, katholischer Kaplan an der Antonius- oder Laurentiuskirche. Als solcher, und unter innern Kämpfen, fühlte er zu dem Bekenntniß der Reformatoren sich hingezogen. Bald wagte er es, in Privathäusern und Privatversammlungen, besonders am Böckel und wahrscheinlich auch am Loh, im Geiste desselben zu reden, und zwar mit entschiedenem Beifall. Im Jahre 1552 war es, als er zuerst das Abendmahl in beiden Gestalten austheilte, wenn auch noch heimlich. — Gleichzeitig oder kurz nachher fing er auch an, auf der Kanzel der Elverfelder Kirche in reformatorischem Sinne zu predigen, erst mit einiger Zurückhaltung, dann immer offener und kühner. Seine Beredtsamkeit war bedeutend, und so fiel fast die ganze Gemeinde ihm zu. Den Protestantismus oder die Lehre ihres Kaplans für den wahren Katholicismus haltend, schieden sie nicht aus der Kirche aus, sondern betrachteten ihr Gotteshaus nach wie vor als ihr Eigenthum. Drei Jahre lang blieben sie auch im Besitz oder Mitbesitz. Allein der Pastor der Kirche, Schnutenhaus mit Namen, gewöhnlich aber und in den meisten Nachrichten Schnuten genannt, blieb im alten Sinne katholisch, widerstand hartnäckig, fast heldenmüthig dem Andrange des Protestantismus und wollte unter keiner Bedingung von seinem Posten weichen, obgleich er kaum ein halbes Dutzend Familien noch einigermaßen auf seiner Seite hatte. Den nach seinen Begriffen abtrünnigen Kaplan verklagte er bei weltlichen und geistlichen Behörden. Durch Vermittelung der Räthe des Herzogs Wilhelm brachte er es denn auch wirklich dahin, daß 1555 Peter Lohe abgesetzt und verbannt, und Allen, die nicht mehr römisch-katholisch sein wollten, die Kirche verboten wurde. Der Pastor hatte nun das Vergnügen, vor fast leeren Bänken predigen zu dürfen; die Gemeinde aber erbaute sich in ihren Privatversammlungen. Lohe leitete dieselben, so weit es ihm ungeachtet seiner Verbannung möglich war; vermuthlich hielt er sich ganz in der Nähe, aber außerhalb der bergischen Gränze auf und kam dann zur bestimmten Stunde heimlich in's Thal und in das Versammlungshaus; und trotz ausdrücklichen Verbots wagte er es auch wieder, wenigstens einmal,

das Abendmahl nach evangelischer Vorschrift und die Absolution auszutheilen. Sofort verklagte der Pastor, als er davon Kenntniß erhielt, ihn auf's neue, und zwar jetzt als „Sektirer, Winkelprediger und Wiedertäufer", — damals noch eine äußerst gefährliche Anklage! Die Wiedertäufer namentlich sollten auf jede mögliche Weise ausgerottet werden. Allerdings gab es ihrer noch auch in Elverfeld, aber nur heimlich, und Lohe gehörte nicht nur nicht zu ihnen, sondern hatte sich sogar bemüht, sie von ihren Irrthümern zurückzubringen; in dieser Absicht hatte er allerdings einigen Verkehr mit ihnen gehabt, der von katholischer Seite leicht anders gedeutet werden konnte.

Der nun bald erwirkte Befehl zu seiner Verhaftung war der Ausführung ganz nahe, als unser Reformator noch eben zur rechten Zeit Wink davon bekam. Er flüchtete darauf in's Waldeckische, wo die eifrig protestantische Gräfin Anna, eine geborne Prinzessin von Cleve und Tante des Herzogs Wilhelm, ihn bestens beschützte und sogar ihn zu ihrem Hofprediger machte. Nach einiger Zeit versuchte er heimlich nach Elberfeld zurückzukehren, wurde aber ergriffen und eingekerkert, jedoch bald auf fast wunderbare Weise befreit, worauf er in sein früheres Asyl entkam. — Von hier richtete er bald nachher an seine Elverfelder Freunde eine Druckschrift: „Ueber die Wahrheit und Nothwendigkeit der Communion in beiderlei Gestalt". — Um seiner geliebten heimlichen Gemeinde wieder näher zu sein, ging er später zu einem Verwandten seiner Beschützerin, dem Grafen Franz von Waldeck zu Beienburg, Pfandherrn des Amts Beienburg und Barmen. 1561 wurde er abermals angeklagt und verhaftet. In Solingen, wo er in's Verhör kam, vertheidigte er sich indeß wider die Beschuldigung der Widertäuferei ꝛc. so glänzend, daß man ihn wieder frei ließ. Ohne Zweifel hatten wohl auch seine hohen Beschützer sich für ihn verwendet. Das Predigen in Elverfeld blieb ihm trotzdem noch verboten. Als aber im Jahre 1565 die herzogliche Regierung wünschte, daß die zahlreich in Bensberg und Blankenburg gefangen sitzenden Wiedertäufer und für Wiedertäufer gehaltene Evangelischen geistlich geprüft und belehrt werden möchten, und dieselben die katholischen Geistlichen gar nicht anhören, noch weniger ihnen antworten wollten, wurde Lohe berufen, diese Prüfung und Belehrung vorzunehmen, was er auch mit gutem Erfolg ausführte.

Bei einer der Predigten, die er in Bensberg hielt, befand sich unter den Zuhörern der Herzog selbst, und dieser wurde dabei so für ihn eingenommen, daß er ihm reiche Pfründen anbot und nach Ausschlagung derselben ihm volle Freiheit ertheilte, auch in seiner Vaterstadt Elverfeld zu predigen, so oft er wolle und Gelegenheit habe.

In Elverfeld hatten inzwischen die Dinge auch eine andere Gestalt angenommen. Wir müssen daher etwas in der Zeit zurückgehen.

Kraft der oben erwähnten Stiftung des Ritters Lubbert von Gahlen hatte der jedesmalige Geistliche von Kronenberg die Pflicht und das Recht, am Katharinenaltar der Elverfelder Kirche jeden Freitag Messe zu lesen. Daß Peter Lohe vor seiner Absetzung diese Stellung innegehabt habe, vermuthen wir blos. Der dermalige Kronenberger Geistliche Johann Vollmar (seit 1655) war aber ebenso, wie Lohe, dem reinen Evangelium zugethan oder würde es, und wandelte daher die ihm in Elverfeld obliegende Freitagsmesse etwa von 1556 ab in eine evangelische Predigt um und theilte nach derselben auch das heilige Abendmahl in beiden Gestalten aus. Das geschah also nun jeden Freitag, wogegen Sonntags Pastor Schnuten in derselben Kirche in hergebrachter Weise katholischen Gottesdienst hielt, die Evangelischgesinnten aber nach Kronenberg zur Kirche gingen oder an Versammlungen am Loh &c. Theil nahmen. — 1560 aber kam mit dem nun alten Pastor Schnuten, der bis dahin noch immer Sonntags vor leeren Bänken seine Messe gelesen hatte, ein Vergleich zu Stande, wonach derselbe sein Amt niederlegte und das volle Einkommen der Vicarie als Pension bezog.

Wenn von katholischer Seite mitunter gemunkelt wird, dieser Pastor Schnuten sei, ein edler Märtyrer seines Glaubens, von seinen ehemaligen Pfarr- und Beichtkindern förmlich zu Tode gesteinigt worden, so ist das wohl nur eine unbegründete, dazu auch unausgebildete und von der eigenen Kirche nicht acceptirte — Legende.

Schnutens Nachfolger wurde desselben Jahres (1560) auf herzogliche Anordnung Wilhelm Heimbach. Nach Behauptung des erwähnten Feuilletonisten wäre derselbe noch als katholischer Geistlicher eingesetzt und ordinirt worden, wogegen Andere ihn als protestantischer Pastor gewählt und vom Herzoge als solchen bestätigt werden lassen. Wir halten die erstere Annahme für die wahrscheinlichere. Doch scheint

er von vorn herein dem Protestantismus nichts weniger als feindlich gewesen zu sein, und vielleicht ist er gerade dieses Umstandes wegen und um des Friedens willen, weil doch fast die ganze Gemeinde bereits evangelisch gesinnt war, vom Herzoge ausgewählt worden.

Mit diesem Heimbach nun einigte sich der ebenso unermüdliche als uneigennützige Lohe auf's Freundschaftlichste. Mit des Ersteren Genehmigung nämlich predigte Letzterer in der Regel wöchentlich zweimal und zwar ohne irgend eine Vergütung dafür in Anspruch zu nehmen. Für seinen Unterhalt sorgte seine Gattin, welche bei Elverfeld eine Bleicherei besaß. Als nun auch Heimbach — vielleicht erst nach einem allmähligen Uebergange — entschieden in evangelischem Geiste predigte, hatte die Reformation in Elverfeld vollständig gesiegt; die Kirche war nun ganz offenbar eine protestantische, wurde auch gemäß der Reformationsordnung von 1533 und 1539 als solche anerkannt.

Man hat darüber gestritten, ob Lohe, Vollmar und Heimbach schon gleich, als sie den Katholicismus verließen, reformirt geworden, oder erst eine Zeitlang lutherisch gewesen seien, und ob überhaupt die ersten Anfänge der Reformation in Elverfeld einen lutherischen oder einen reformirten Charakter getragen hätten. In der Wirklichkeit trat eine solche Unterscheidung in der ersten Zeit gar nicht hervor. Indeß zweifeln wir unserer Seits nicht im mindesten, daß die ersten reformatorischen Strahlen, welche in Elverfeld zündeten, von Wittenberg und nicht aus der Schweiz kamen. Aus nächster Nähe hatten sicherlich Clarenbach und Heresbach besonders eingewirkt. Letzterer aber fußte auf seinen Freunden Erasmus und Melanchthon, somit auch auf Luther, und in Clarenbach's Verhören, über welche die Protokolle noch vorhanden sind, kommt kein reformirter Name, der Name Luther dagegen oftmals vor. Allerdings bekennt sich unser Märtyrer darin zu Luther nur in sofern, als dieser mit der heiligen Schrift und mit Christo übereinstimme; allein die darin liegende Beschränkung können wir keineswegs als eine unlutherische gelten lassen, und ob diese Uebereinstimmung durchweg vorhanden sei oder nicht, sagt er gar nicht, während seine Richter ihm vorwerfen, Luther und der Apostel Paulus seien seine alleinigen Patrone. Was nun Peter Lohe anbelangt, so haben wir ein unverwerfliches Zeugniß dafür, daß er lange Jahre hindurch der lutherischen Richtung

angehörte; sein lutherischer Zeitgenosse und Freund Hamelmann spricht nämlich in seinen Schriften das Bedauern aus, daß Lohe, nachdem er bis dahin stets sich zur Augsburgischen Confession bekannt habe, nun — etwa gegen 1567 — sich der Helvetischen Confession zuwende. Ueber Heimbach und Vollmar finden wir solche Zeugnisse nicht, aber auch keine entgegengesetzte. Sicher ist auch, daß vor 1567 die Kirche zu Elverfeld vielfach eine lutherische genannt wurde, wobei man freilich dies Wort vollständig gleichbedeutend mit protestantisch nehmen mochte. — Inzwischen hatte sich in der Gemeinde, von Holland aus, allerdings auch schon die reformirte Auffassung des Christenthums vielfach verbreitet, möglicher Weise unter Mitwirkung Heimbach's oder Vollmar's, und schließlich bekannten sich zu dieser alle drei Prediger.

Zu einer eigentlich reformirten wurde die Elverfelder Gemeinde im Jahre 1568. Am 3. September dieses Jahres beschlossen nämlich auf der Synode zu Wesel die Abgeordneten verschiedener Gemeinden, zu denen auch unsere Elverfelder gehörte, die Einführung des Heidelberger Katechismus, und dieser Beschluß kam bald darauf in Elverfeld mit Zustimmung der Majorität der Gemeinde-Vertretung zur Ausführung. Von da an konnte selbstredend am reformirten Charakter der Elverfelder Kirche nicht mehr gezweifelt werden. Doch blieben einzelne Familien ihren lutherischen Ansichten treu, nur bei weitem nicht zahlreich genug, um schon für sich eine Gemeinde bilden zu können. — Bis zum Jahre 1568 betrachtet man am richtigsten die Kirche einfach als eine protestantische.

Lohe und Vollmar starben 1581 an der Pest. An ihrer Statt wurde der Waldeckische Hofprediger H. Fabricius und nach dessen Abberufung erst H. Hogel und dann Th. von Horn Pastor neben Heimbach, und an des Letzteren Stelle trat 1589 J. Kallmann.

Alle diese Männer, so wie die nachfolgenden Pfarrer S. Budde, P. Körten, W. Teschemacher u. s. w. erwarben sich wesentliche Verdienste um das religiöse Leben, um das Kirchen- und Schulwesen der Stadt.

Das Schulwesen anbelangend, ward namentlich 1592 von der reformirten Gemeinde eine lateinische oder Rektorat-Schule gegründet, aus der sich im Laufe der Zeit das jetzige Gymnasium entwickelt hat.

Da noch immer Wiedertäufer in Elverfeld vorhanden waren und ihre Zahl sogar wieder zunahm, so wurden auf Anordnung der bergischen reformirten Synode im Jahre 1598 Predigten zur Widerlegung ihrer Irrthümer gehalten.

Im November 1598 sandte der Herzog Johann Wilhelm an die Wittwe des Pfand- und Amtsherrn und fürstlichen Rathes Johann Kettler zwei Commissare, die fürstlichen Räthe vom Scheydt und von Puff, mit dem genau formulirten Auftrage, mit ihr sämmtliche, das Amt Elverfeld und das vor 61 Jahren abgebrannte Schloß betreffenden Angelegenheiten und herzoglichen Interessen zu ordnen, alle sich darauf beziehenden Gerechtsame aufzunehmen, den Werth der Burgruinen abzuschätzen, die Bodenfläche, auf welcher die Burg gestanden, und die zu ihm gehörenden Grundstücke zu messen, u. a. m. — Die auf Grund dieses Auftrags angefertigte Aufstellung, welche an die herzogliche Rechenkammer in Düsseldorf eingeliefert wurde, ist erhalten worden.

Nach derselben betrugen die gesammten noch bestehenden Jahreseinkünfte der ehemaligen Burg und des Amtes Elverfeld, einschließlich des Werthes der Gefälle an Roggen, Malz, Gerste, Haber, Erbsen, Hühnern, Gänsen, Eiern, Ingwer, Pfeffer u. s. w. in Summa 1592 Rthlr. Bergisch. — Als zur Burg gehörige Ländereien, außer dem Burgplatz, werden genannt: „das Feld und Ackerland Kyerll, das Ackerland Hofau, der Heubruch und das Neuenteich'sche Heubüntchen", zusammen enthaltend 96½ Morgen.

Diese Ländereien wurden einstweilen noch verpachtet, der Burgplatz dagegen, worauf außer werthlosen Ruinen, nur die wiederhergestellte Kirche stand, nach langen Unterhandlungen im Jahre 1606 meist der Freiheit Elverfeld unter billigsten Bedingungen überlassen, resp. in abgemessenen Parzellen Bauliebhabern käuflich und lastenfrei zur Verfügung gestellt, einige Theile aber, namentlich ein Marktplatz, zum allgemeinen Nutzen freigegeben.

Die Vermessungen geschahen vom Landmesser von der Weye unter Leitung des spanischen Ingenieur-Offiziers Gama de Vasquellin. Der weite wüste Platz füllte sich zum großen Theile nun allmählich mit Straßen und Häusern, was eine bessere Abrundung und erhebliche Vergrößerung des Orts bewirkte.

Die streng-katholische zweite Gemahlin des schwachsinnigen Herzogs Johann Wilhelm und die Anwesenheit von Spaniern an seinem Hofe wurden die Triebfedern zu neuen Religionsverfolgungen auch in Elverfeld. Am 8. Juni 1600 empfing der Richter Zours hierselbst sogar den Befehl, dem reformirten Pastor Kallmann ohne Weiteres die Ausübung seines Amtes zu untersagen. Die Gemeinde wandte in ihrer Noth sich an den damaligen Pfandherrn des Amtes Elverfeld, einen Grafen zur Lippe. Dieser beförderte und befürwortete denn auch eine Bittschrift an den Kanzler Nesselrode. Aber weder dies, noch auch eine an den Landtag in Cleve aus Elverfeld und Barmen abgegangene Gesandtschaft hatte Erfolg. Eine andere, an die Herzogin gesandte Deputation empfing zwar von dieser die schön genug klingende Antwort: sie sei „nicht in's Land gekommen, um Unterthanen wegen ihrer Religion zu betrüben", aber unmittelbar darauf gab der Vicepräsident Pütz den barschen Bescheid: der Fürst habe einmal beschlossen, einen katholischen Pastor in Elverfeld einzusetzen, und dieser Beschluß müsse ausgeführt werden; wer dann nicht in die Kirche gehen wolle, könne draußen bleiben. — Was nun zu Elverfeld in dieser Angelegenheit weiter sich zutrug, ist nicht ganz klar. Nach einer sehr rührenden Mittheilung blieb während der Deputation nach Düsseldorf die Gemeinde in ihrem Gotteshause, das nach dem vorliegenden Befehl noch desselbigen Tages ihr für immer genommen werden sollte, unter Gesang, Predigt und innigsten Gebeten beharrlich versammelt, bis ihr ein günstiges Resultat aus Düsseldorf gemeldet wurde, welches ihnen als Beweis der Erhörung ihrer Gebete galt. Wahrscheinlich hatte aber die Meldung nur auf die erwähnte, keineswegs maßgebende Aeußerung der Herzogin sich bezogen. Nach andern Nachrichten nämlich wurde die Kirche wirklich den Jesuiten übergeben, obgleich so gut wie gar keine Katholiken im Orte vorhanden waren. Demnach sahen sich die Reformirten genöthigt, wieder am Loh und anderwärts ihre Gottesdienste zu feiern. Es scheint jedoch, daß ihnen auf unermüdlich gemachte Protestationen und Bittschriften einige Zeit nachher wenigstens der Mitgebrauch der Antoniuskirche wieder gestattet wurde, aber wohl jedenfalls nur unter vielen Beschränkungen und mit oftmaligen Störungen. Erst nach dem Tode des Herzogs 1609 trat, trotz des beginnenden Erbfolgestreits oder vielmehr in Folge desselben, eine

Aenderung zum Bessern ein. Die Reformirten kamen wieder in den Besitz ihres Gotteshauses.

Am 3. August 1609 huldigte Elverfeld den beiden interimistisch gemeinschaftlichen Landesregenten, dem Churfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm bei Rhein. Bei dieser Gelegenheit erboten sich Bürgermeister und Rath, nöthigenfalls zur Vertheidigung der guten Sache dieser Landesherren auf eigene Kosten 100 bis 150 gerüstete Pferde zu stellen. Dieses Erbieten, dessen Verwirklichung einen Kostenaufwand von wenigstens 30,000 Rthlr. erforderte, ward sofort angenommen. Der darüber ausgestellte Revers ist unterzeichnet von Bürgermeister J. Reyß, Altbürgermeister Kirberch und 7 Schöffen, — ein Beweis, daß unser Ort schon damals eine der städtischen ähnliche Verwaltung hatte.

Mittelst noch vorhandener Urkunde vom 10. August 1610 wurde Elverfeld, vielleicht zum Danke für dieses Geschenk, von den genannten Landesherren denn auch förmlich zu einer Stadt erhoben. — Von der damit verbundenen Erlaubniß, die Stadt mit Mauern zu umgeben, machte man baldigst Gebrauch. Es wurden dabei 3 Thore angebracht: eines gegen Osten, am Ausgang des jetzigen Kippdorfs, ein zweites — die Brücken- oder Feldpforte genannt — gegen Westen, unfern der Isländerbrücke, und das dritte gegen Norden, unterhalb des churpfälzischen Hofs, die Morianspforte, welche 1750 abgebrochen worden ist. Innerhalb der Mauern und Thore befanden sich 8 zum Theil geradlinige, aber durchweg enge Straßen, mit folgenden, meist noch jetzt bestehenden Benennungen: Markt-, Feld-, Wall-, Burg-, Hohe-, Kirch- und Mühlenstraße und die Neugasse (jetzt Hofkamp); dazu ein Marktplatz, der jetzige alte Markt, mit einer Stadtwaage und einem Gerichts- oder Amtshaus. — Die Schloßbleiche, welche ebenfalls der Stadt überlassen worden war, lag außerhalb der Mauern. Der jetzige Neumarkt war noch eine Wiese, der jetzige Heubruch ein Morast außerhalb der Morianspforte. Bei der Mündung des Stadtgrabens in den Mirkerbach stand eine Mühle, eine andere am letzten Hause des Islandes.

Die erwähnte landesherrliche Urkunde vom 10. August 1610 war mit der Ergänzung vom Jahre 1623, welche den Stadtbezirk durch das Island, die Klotzbahn u. a. m. erweiterte, lange Zeit auch die Grundlage der städtischen Verfassung und Verwaltung. Die Spitze

bildete der Bürgermeister (consul) mit 9 Rathsverwandten oder Rathsgeschwornen (Rathsherren, senatores), 3 Gemeinsmännern (tresviri), 1 Syndikus oder Stadtsecretair und 1 Rathsdiener.

Die Wahl der Magistratsmitglieder, mit Ausnahme des auf Lebenszeit ernannten Syndikus, erneute sich jährlich am 1. Mai in der reformirten Kirche, und zwar unter dem Vorsitz des Amtmanns oder sogenannten Oberamtmanns vom Amt Elverfeld, welcher bei Stimmengleichheit den Ausschlag gab. Gehalt bekam nur der Syndikus; der Bürgermeister aber genoß einen Theil der Sporteln, welche für mancherlei Amtshandlungen nach genauer Vorschrift erhoben wurden.

Bürgermeister und Magistrat verwalteten alle Angelegenheiten der Stadt, die Umlage der Steuern, das Einquartierungswesen, Verleihungen des Bürgerrechts, das Weggeld von Durchgehenden, Standgeld und Accise von in der Stadt verbleibenden Waaren, die zustehende Gerichtsbarkeit in Personal- und Polizeisachen, die erste Untersuchung in wichtigeren Criminalvorfällen u. s. w. Ein Drittel der Einnahmen behielt die Regierung sich vor, die übrigen zwei Drittel kamen nach Abzug der Verwaltungskosten der Stadt zu Gute und sollten namentlich zur Erweiterung, Verbesserung und Befestigung der Stadt verwendet werden. In höheren Justizsachen stand die Stadt noch mit dem Kirchspiel unter einem gemeinsamen fürstlichen Amtsgericht.

1621 wurde das Island eingeäschert, bald aber neu erbaut.

Im Jahre 1629, nachdem der Pfalzgraf Wolfgang zur katholischen Religion übergetreten war, wurde der reformirten Gemeinde in Elverfeld nochmals die Kirche genommen; ja es wurden diesmal die Kirchthüren mit Waffengewalt erbrochen, die Abendmahlsgeräthe und der Armenstock beseitigt, die Kanzelbibel und andere Kirchenbücher verbrannt, auch die Pfarrer der Gemeinde, Kallmann und Gruter, nebst dem Schullehrer, aus ihren Häusern vertrieben und ihnen alle öffentliche und heimliche Amtshandlungen unter schwerer Strafe verboten. Der Jesuit Boos setzte sich nach diesem von ihm eingeleiteten räuberischen Verfahren roher Soldaten in den Besitz der Kirche und des Pastorats. Es war am 3. Februar. Im August desselben Jahres aber ward von den auf brandenburgischer Seite stehenden, der reformirten Confession zugethanen Holländern die Stadt Wesel erobert. Von dieser aus rückten nun in den nächsten Tagen holländische Trup-

pen auch nach Elverfeld, verjagten den Boos und seinen Anhang, und führten die reformirten Gemeindehäupter wieder in ihre Aemter ein. Seitdem blieben die Reformirten fortwährend im Besitze der Kirche, der ihnen durch den Westphälischen Frieden besiegelt wurde.

Die reformirte Gemeinde bestand aus 3 durch verschiedene Verträge mit einander verbundenen, nicht aber verschmolzenen Theilen, nämlich Stadt, Kirchspiel und Unterbarmen. Die Seelenzahl war lange Zeit hindurch in jedem derselben sich fast gleich. Später jedoch gewann die Stadt ein immer bedeutender werdendes Uebergewicht, wodurch mehrmals Abänderungen in den Verträgen nöthig wurden. Die Schulangelegenheiten hatten einerseits Stadt und Kirchspiel, andererseits Unterbarmen unabhängig für sich. Auch das im Jahre 1665 erbaute Armenhaus war Eigenthum von Stadt und Kirchspiel, ohne Betheiligung von Unterbarmen.

Der dreißigjährige Krieg brachte übrigens die Stadt, die sich vorher ansehnlich gehoben hatte, sehr in ihrem Wohlstande zurück. Freund und Feind trugen dazu bei. Manche Einwohner verarmten gänzlich und Häuser verfielen. Auch standen von den Wällen und Mauern des ehemaligen Schlosses noch immer einige und nicht unbedeutende Ruinen und dienten in diesen wilden Zeiten nicht selten räuberischen Soldatenhorden und anderm Diebsgesindel zu Schlupfwinkeln, bis sie im Jahr 1642 von der dadurch beständig beunruhigt gewesenen Bürgerschaft niedergerissen und beseitigt wurden.

Nach dem Friedensschluß von 1648 aber nahmen Nahrung und Gewerbe wieder auffallend zu. — 1650 zählte man 300 Häuser, und ein paar Jahrzehnte später waren ihrer schon über 400.

Um diese Zeit, namentlich in den siebenziger Jahren, besaß Elverfeld auch einen ausgezeichneten neulateinischen Dichter; wir meinen den Rektor der lateinischen Schule, Hermann Cruse, von dem eine gedruckte, ziemlich starke Sammlung seiner, in lateinischer Sprache geschriebenen „Epigramme" oder eigentlich vermischten kleinen Dichtungen im antik elegischen Versmaße, mit Anmerkungen, und zum Theil auch für die Geschichte unserer Stadt nicht ohne Werth, sich erhalten hat. (Proben daraus, mit Uebersetzung, Biographie und anderm Zugehör, veröffentlichte Dr. Hantschke 1831).

Die Seuchen von 1666—1669 und 1676, wie auch die Kriege von 1672—1680, schadeten unserer Stadt nicht so bedeutend wie anderwärts. — Sogar auch, daß 1678 in der Nähe des alten Marktes 43 Häuser abbrannten, war, wie hart auch für die Betroffenen, für den Gesammt-Aufschwung der Stadt nur eine vorübergehende, sich verhältnißmäßig bald ausgleichende Störung.

Aber am 22. Mai 1687, dem ersten Donnerstage nach Pfingsten, kam ein neues großes, schrecklichstes Brandunglück, wobei es den Anschein hatte, als könne Elverfeld sich davon kaum jemals wieder erholen. Diesmal brach das Feuer in einem der bei der Isländer Brücke erst 1675 neuerbauten Häuser aus. Obgleich gerade wegen einer Aufsehen erregenden Hochzeit eine große Menge Menschen vor dem Rathhause versammelt war und nun sofort nach der Brandstelle strömte, um beim Löschen hülfreiche Hand zu leisten, griffen doch, von einem starken Südwestwinde fortwährend angefacht, die Flammen mit furchtbarer Schnelle um sich. Innerhalb einer Viertelstunde war schon die ganze, von der Isländer Brücke auf Barmen zuführende Straße fast bis zum Thore unrettbar verloren, meist schon in Asche verwandelt! Und nun wandte plötzlich sich der sturmähnliche Wind und trieb das Feuer mit gleicher Raschheit nach den übrigen Theilen der Stadt, sowohl bis an die Morians-, als auch bis an die Feldpforte. An Löschen war nicht mehr zu denken und nur wenigen der Bewohner gelang es, ihre bewegliche Habe, oder auch nur einen Theil davon, zu retten. Auch 10 Menschenleben, nämlich 3 Männer, 1 Frau und 6 Kinder wurden zum Opfer des wüthenden Elements, — zum Theil unter ganz grauenhaften Umständen. Eine hochschwangere Frau namentlich kam aus Schreck über den Brand plötzlich zur Entbindung; der Vater des so geborenen Kindes hüllte dieses in den Zipfel seines Rockes, nahm die ermattete Frau in seinen Arm und suchte nun mit den beiden ihm theuersten Wesen Rettung. Aber Rauch, Flammen und zusammenstürzende Balken versperrten ihm den Weg, — noch wenige Minuten und alle Drei waren vom Feuer verzehrt! — Drei Stunden nach dem Ausbruch lagen Kirche, Schule, Rathhaus und 350 Wohnhäuser in Schutt und Asche.

Innerhalb der Thore blieben nur stehen: in der Burgstraße das Haus des Altbürgermeisters W. von den Scheuren und das

des Färbers Ernst, bei der Moriauspforte das des ehemaligen Richters Esken, an der Feldpforte das der Elisabeth Müller und dann noch eins in der Schönegasse. Ferner blieb die sogenannte auswärtige Bürgerschaft, d. h. die zur Stadt gehörigen Bezirke außerhalb der Thore, fast völlig verschont, namentlich das ganze Island, das Hospital- und Armenhaus, das Pfarrhaus u. s. w. Aber was will das heißen gegen den Verlust? Die eigentliche Stadt war aus ihrer schönen Blüthe geradezu in's Nichts zurückversunken! Fast alle Möbel, Waaren und Lebensmittel Derer, die in ihr gewohnt hatten, waren mit verbrannt! Und bekanntlich gab es damals noch keinerlei Versicherungsgesellschaften!

Für uns, für die Nachwelt, ist besonders noch zu bedauern, daß in der Binnenstadt auch alle städtischen Aufzeichnungen, Acten und Urkunden, so wie alle Privathandschriften, die uns über die frühere Geschichte der Stadt weitere Aufschlüsse hätten geben können, mit verloren gingen.

Das Elend der Abgebrannten war unbeschreiblich, ihr Gejammer herzzerreißend. Aber es erregte auch das Mitleid der ganzen Umgegend: von allen Seiten erfolgten Unterstützungen an Geld, Kleidungsstücken, Brod, Fleisch und anderen Nahrungsmitteln. Ebenso wurde für die vorläufige Beherbergung nach Kräften gesorgt, wiewohl lange nicht ausreichend.

Auch dem churfürstlichen Landesherrn ging das ungeheuere Unglück Elverfelds zu Herzen, und er entschloß sich zu einem Gnadenakt, welcher den Wiederaufbau und demnächst sogar auch die Vergrößerung und Hebung der Stadt ganz außerordentlich beförderte. Unterm 10. Juli nämlich wurde neben verschiedenen andern, die Erleichterung der Noth bezweckenden Maßregeln von ihm beschlossen und erklärt, daß alle Diejenigen, welche in Elverfeld neue Häuser bauen lassen und bewohnen würden auf 20 Jahre, also bis 1707, für sich und ihre Wohnungen von allen Abgaben befreit bleiben sollten.

Bei solcher Aussicht, verbunden mit der Einträglichkeit der ungestört gebliebenen Bleichereien rc., läßt sich begreifen, daß der Wiederaufbau der Stadt sofort und mit großer Freudigkeit in Angriff genommen wurde. Allerdings mußte ein Theil der Abgebrannten aus Mangel an Baukapital auf die Mitwirkung dabei verzichten. Auch faßten mehrere Elverfelder Familien, welche nach der Einäscherung

ihrer Stadtwohnungen sich im Amte Barmen, meist auf ihnen selbst gehörigen Bleichereien, ein Unterkommen verschafft hatten, den Entschluß, ganz daselbst wohnen zu bleiben, um vor ähnlichem Unglück sicherer zu sein. Dagegen wurden durch die Abgabenfreiheit auch Bauliebhaber von auswärts nach Elverfeld gezogen. Ein Haus nach dem andern erhob sich. In wenigen Jahren waren ganze Straßen wieder fertig, und auch solche im Werden, die noch nicht vorhanden gewesen waren.

Der Bau eines neuen Rathhauses kam indeß erst in den Jahren 1707 und 1708 zu Stande; doch ward es diesmal auch brandfest aufgeführt.

Die reformirte Gemeinde legte schon am 6. April 1688 den Grundstein zu ihrer neuen, noch jetzt stehenden Kirche. Von der alten hatte sich beim Brande bloß die Chorkammer erhalten, und diese wurde mitbenutzt und eingebaut. — Am 22. Dezember 1690 hielt im bereits fertigen neuen Gebäude der Pastor Ahlius die erste Predigt. In der Zwischenzeit waren die Gottesdienste im Pastorathause, in der Vikarie abgehalten worden.

Auch ein neuer Kirchhof wurde um diese Zeit von der reformirten Gemeinde gekauft und eingerichtet; es war der jetzige Neumarkt, bis dahin noch eine dem Landesherrn gehörige Wiese, außerhalb der Stadtmauern. Dieser Kirchhof wurde mit einer Mauer eingefaßt und erhielt nach der Wallstraße zu ein schönes Eingangsthor.

Am 1. Mai 1691 fand in der reformirten Kirche, zum ersten Male nach ihrer Herstellung, wieder die übliche Magistratswahl statt.

Im Jahre 1708 war die Einwohnerzahl der Stadt bis auf 3000 gestiegen.

In demselben Jahre wurde der Stadt ein eigenes Stadtgericht verliehen. Dieses bestand aus einem Stadtrichter, wozu in der Regel der Bürgermeister des vorhergegangenen Jahres genommen wurde, 7 Schöffen, einem Gerichtsschreiber, welcher zugleich der Stadtsyndikus, und einem Gerichtsboten, der auch Stadtbote war. Appellationen wurden beim Hofgericht, dem sogenannten Geheimen Hofrath in Düsseldorf eingelegt. Die letzte Instanz war das Oberappellationsgericht daselbst. — Auch über Leben und Tod wurde in Elverfeld gerichtet. Auf dem Kießberge stand ein Amtsgalgen, auf der Haardt am Schindanger ein Stadtgalgen, und von diesem wie von jenem

ward von Zeit zu Zeit Gebrauch gemacht. In Folge der Hinrichtung eines Unschuldigen verlor aber die Stadt späterhin das Halsgericht.

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung scheint in diesen Jahrzehnden ein recht günstiger gewesen zu sein. Denn aus dem Jahre 1719 wissen wir, daß der damals einzige Arzt der Stadt mit seinem Fortzuge drohte, falls nicht der Magistrat ihm ein zu seinem Bestehen nothwendiges „Douceur“ bewilligen werde. Es wurde ihm denn auch wirklich ein solches zuerkannt, nämlich 12 Rthlr. Berg. pro Jahr — und der Herr Doktor, Olimast mit Namen, fand sich dadurch dankbarlichst bewogen, zu bleiben.

In den fürstlichen Rescripten vom Jahre 1720 findet sich das erste Beispiel der jetzigen Schreibweise des Namens unserer Stadt. Es scheint, daß es ursprünglich ein bloßer Schreibfehler war; aber die Stadtbehörde acceptirte diese Form, ohne daß wir irgend einen Grund dafür angegeben finden. Und allmählich schrieb denn auch die Bürgerschaft nicht mehr Elverfeld, sondern Elberfeld.

Inzwischen war auch die lutherische Confession in unserer Stadt wieder zu einer Bedeutung gekommen. Wir haben gesehen, daß bei der Annahme des Heidelberger Katechismus im Jahre 1568 eine Anzahl Familien mit diesem Schritte der Pfarrer und der Majorität der protestantischen Gemeinde keineswegs einverstanden war. Wenn auch vielleicht die Meisten dieser Anzahl später in Ermangelung einer lutherischen sich zur reformirten Gemeinde hielten, auch von Regierungs wegen Alle an dieselbe gewiesen wurden und an deren Pfarrer die Stollgebühren zu entrichten hatten, so steht doch fest, daß die lutherischen Anschauungen sich fortpflanzten und daß auch durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch stets wenigstens Einzelne sich zu keiner Abendmahls- und Gottesdienstgemeinschaft mit den reformirten entschließen konnten, sondern theils in ihren Wohnungen, theils in der lutherischen Kirche eines benachbarten Ortes, namentlich in Lüttringhausen, Remscheid, Hattingen, Schwelm, Sprockhövel, Blankenstein u. s. w. sich erbauten. Wie groß ihre Zahl in diesen Zeiten war, läßt sich nicht bestimmen, da die desfallsigen Angaben höchst oberflächlich und widersprechend sind; jedenfalls war sie aber größer, als wie man neuerdings gewöhnlich annahm. Schon im Jahre 1677 waren die Lutheraner darüber aus, sich die Erlaubniß zur Gründung einer eignen

Gemeinde und zum Bau einer eignen Kirche zu verschaffen, — was aber, wie man sich nachher ausdrückte, „von Widrigen hintertrieben", nämlich in Folge reformirter Gegenvorstellungen verweigert wurde. Sie mußten sich daher meist damit begnügen, sofern ihnen die auswärtigen Kirchen ihrer Confession zu weit waren, an Sonn- und Feiertagen bei dem Einen oder Andern von ihnen in der Stille zusammen zu kommen, ein Lied zu singen und das Evangelium des Tages zu lesen. Mitunter ließen sie jedoch auch einen Pastor von auswärts zu sich kommen und sich von ihm das Abendmahl reichen. Als sie 1685 einen Schritt weiter gingen und durch einen, erst nur auf Tage, dann auf Monate dazu engagirten Candidaten (Polus, nachher Wittheniu s,) sich predigen ließen, wurde auf Betreiben der Reformirten durch ein churfürstliches Rescript vom 17. Dezember 1686 ihnen diese Neuerung bei einer Strafe von 100 Goldgulden untersagt. Nicht nur die Elberfelder reformirte Gemeinde, sondern auf deren Antrag auch die reformirte Generalsynode von Jülich, Cleve, Mark und Berg war gegen sie aufgetreten. Sie mußten daher ihren Candidaten wieder entlassen; doch kam nun wenigstens alle Vierteljahr Pastor Klein aus Lüttringhausen in ihre häusliche Andachtsversammlung, um ihnen eine Predigt zu halten und das Abendmahl zu reichen.

1690, also 3 Jahre nach dem großen Brande, scheinen 7 lutherische Familien in Elberfeld, nämlich J. vom Heydt, H. Wüstenfeld, J. Püttman, J. Bosselmann, C. Sonderhoff, W. Uellenbeck und J. Kleinschmidt, sich enger an einander geschlossen und verbunden zu haben, um nochmals und mit möglichstem Nachdruck die Gründung einer lutherischen Gemeinde zu versuchen. Die oft wiederholte Behauptung, die genannten 7 Familien seien damals die einzigen lutherischen der Stadt gewesen, bestreiten wir. In einer vermuthlich dieser Periode — wenn nicht schon einer früheren — angehörenden Eingabe, worin die Genehmigung zur Bildung einer lutherischen Gemeinde beantragt wird und wovon eine alte, leider datumlose Abschrift noch im Archiv der lutherischen Gemeinde vorhanden ist, heißt es wörtlich: „Mehr denn 1000 Personen, so in lutherischer Religion geboren und erlernt, und auch dabei gern leben und sterben wollen" u. s. w. Mag immerhin diese Zahl absichtlich etwas hoch gegriffen sein, wenigstens wohl die Lutheraner im Elberfelder Kirchspiel, in

Unterbarmen und sonstiger auf Elberfeld angewiesener Nachbarschaft mit umfassen, so bleiben doch ohne Zweifel auch für die Stadt selbst der Lutherischen beträchtlich mehr als 7 Familien oder circa 40 Personen. Bei so geringer Anzahl hätten sie schwerlich schon die Gründung einer eignen Gemeinde versucht, und doch war dies zuerst, wie wir gesehen haben, schon 13 Jahre früher geschehen. Wohl sicher zählten die Lutheraner der Stadt und des Kirchspiels im Jahre 1690 schon längst nach Hunderten. Und gerade um diese Zeit, beim rüstigen Wiederaufbau des abgebrannten Orts, mehrte sich ihre Zahl in Folge der damit verbundenen Einwanderungen weit rascher als bisher. Dadurch mochten auch solche Lutherischgesinnte, die sich bisher noch zur reformirten Gemeinde gehalten hatten, mehr Muth gewinnen, mit ihrem Bekenntniß hervorzutreten. 1694 erlangten die so verstärkten Lutheraner nicht nur eine eigne (Privat-) Schule, sondern schritten auch schon zur Wahl eines eignen Predigers, obgleich die wiederholt nachgesuchte landesherrliche Erlaubniß zu solchen Schritten und zur freien Religionsübung noch nicht erfolgt war. Unterm 10. Februar des nächsten Jahres aber ward diese Erlaubniß ertheilt, jedoch nur sehr bedingt, oder vielmehr ausdrücklich auf die blos private Religionsübung beschränkt. Der gewählte Pastor, J. H. Trippler, ein geborner Elberfelder, wurde nun bald nachher, am 17. März 1695, in sein Amt eingesetzt, der Gottesdienst aber in eine, dem Vater des Pastors gehörende große Scheune verlegt, welche man auf 5 Jahre, für jährlich 10 Rthlr., pachtete und mittelst collectirter Gelder in einfachster Weise mit Fenstern, Altar, Kanzel, Bänken und Emporbühne versah. Der Besuch war so stark, daß dies Lokal, obgleich es gegen 400 Personen fassen konnte, sehr bald als zu klein erschien. Mittelst neu collectirter Gelder kaufte man daher 1696 einen der vom Brande her noch unbebaut gebliebenen Hausplätze, den Stockhauser Platz, für 300 Rthlr. und begann darauf den Bau eines neuen Kirchhauses, welches zugleich die Wohnräume für den Pastor und den Schullehrer enthalten sollte.

Als dasselbe — im Sommer 1697 — bis auf den Giebel und die Dachsparren aufgerichtet dastand, wurde den Lutherischen von Seiten der Regierung plötzlich nicht nur der Weiterbau, sondern sogar auch alles Predigen bei Geldstrafe verboten. Es geschah das in Folge reformirter Denunciationen, welche die Lutheraner beschuldigten, daß sie eine

Kirche mit 3 Thürmen erbauen wollten, wenigstens jedenfalls bei dem angeblichen Kirchhausbau, wie auch beim Gottesdienst, ihre Befugnisse schon weit überschritten und zudem sich Anfeindungen und Bedrückungen anderer Confessionen erlaubt hätten, welches Letztere indeß hauptsächlich nur — merkwürdiger Weise — mit dem Verhalten der Lutheraner in Schwerte gegen die dortigen Katholiken motivirt worden war. Unsere Elberfelder lutherische Gemeinde wandte sich nun in ihrer Noth an den Landesherrn und erlangte denn auch wirklich die Aufhebung des zwiefachen Verbots. Jedoch wurde ihr dabei mit vermehrter Strenge eingeschärft, sich alles dessen zu enthalten, was nur zum öffentlichen Gottesdienste, nicht zum privaten gehöre. Es sollten sogar in dem Versammlungssaal weder Kirchenbänke noch Gallerieen angebracht werden. Auch blieben die Lutherischen verpflichtet, bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens Stollgebühren an die reformirte Gemeinde zu entrichten, — so wie sie namentlich auch nur unter dem bezahlten Geläute reformirter Glocken und nur auf dem reformirten Kichhofe und ohne Gepränge ihre Todten begraben durften.

Das Kirchhaus, welches auf derselben Stelle sich befand, die gegenwärtig unsere größere lutherische Kirche einnimmt, wurde im Jahr 1699 vollendet und vom Pastor und Lehrer bezogen, sowie auch miethweise noch von zwei andern Familien, — denn nach ausdrücklicher und sonderbarer Vorschrift der Regierung hatte man 4 Familienwohnungen in dem Gebäude herstellen müssen. Die Erlaubniß, in dem Kirchsaale desselben predigen zu dürfen, erfolgte erst unterm 22. October dieses Jahres. Seitdem ward darin, wie bisher in der Scheune, jeden Sonntag zweimal und Mittwochs 1mal Gottesdienst gehalten.

Obgleich Trippler vom lutherischen Ministerium längst ordinirt worden war, erhielt er doch das landesherrliche Placitum erst 1705.

Bald darauf brach ein neuer Streit und Prozeß aus, besonders weil behufs besserer Leitung des Gesanges eine zur Gemeinde gehörende Frau eine von ihren Söhnen gefertigte Orgel geschenkt und die Gemeinde dieselbe in Gebrauch genommen, diese auch einmal einen Leuchter im Kirchhause aufgehängt hatte, was beides von den Reformirten als ganz unverschämte Rechtsüberschreitung dargestellt wurde. Vom Ausgange dieses Streits ist nur so viel bekannt, daß die Lutheraner die Orgel nicht abschafften. Das bei dieser Gelegenheit wieder dringend nachgesuchte

Recht der öffentlichen Religionsübung wurde ihnen jedoch noch keineswegs zugestanden.

An den stets sich erneuernden Reibungen mit den Reformirten scheint übrigens Pastor Trippler nicht ohne Schuld gewesen zu sein. Auch gab derselbe, wenn auch nicht in den ersten Jahren seines Amts, der eigenen Gemeinde durch die Art seiner Amts- und Lebensführung Anlaß zu ernstlichen Beschwerden. Namentlich soll er überlange Predigten gehalten, die Seelsorge vernachlässigt, zu sehr den Wein geliebt und überhaupt unsittlich gelebt haben. Vor einer Deputation der Synode gelobte er Besserung, aber er hielt nicht Wort. Es ging bald so weit, daß der Wunsch, ihn loszuwerden, allgemein wurde. Als man damit nicht gleich zum Ziele kommen konnte, scheinen sich Elberfelder und Barmer Lutheraner (auch Oberbarmer) zum Bau eines gemeinschaftlichen Kirchhauses am Osterbaum geeinigt zu haben, um dort sich von einem zu erwählenden andern Pastor predigen zu lassen. Da aber kam am 2. Mai 1721 ein Abfinden mit Trippler zu Stande, wodurch derselbe „freiwillig" sein Amt niederlegte und dagegen auf 8 Jahre eine Pension zugesichert erhielt. In Folge dessen zerfiel, wie es scheint, die Vereinbarung mit den Barmern, und das im Bau begriffene neue Kirchhaus wurde nur als Privatwohnhaus fertig gebaut. Es steht noch jetzt und ist am Osterbaum das erste zu Barmen gehörige Haus an der Nordseite, das steinerne Haus genannt.

An Trippler's Stelle aber wurde am 20. August 1721 A. E. Homeyer gewählt, ein ebenso würdiger als thatkräftiger Mann. Unsere Gemeinde war um diese Zeit schon über 2000 Seelen stark. Aber es sah traurig in ihr aus. Homeyer sagt, er habe mehr als heidnische Blindheit in ihr vorgefunden, — auch seien ihm schon im Voraus die Elberfelder so „erschrecklich abgemalet" worden, daß seinem „schwachen Fleisch und Blute eine nicht geringe Forcht dadurch eingejaget" worden sei und daß er hätte „mit Jona fliehen" mögen! — Seinem treuen Eifer gelang es jedoch allmählich, einen bessern Zustand herzustellen.

Allein der Streit mit den Reformirten erneuerte sich und entbrannte unter ihm noch heftiger als zuvor. Dieselben scheinen ihn auf's eifersüchtigste überwacht und bei jeder, auch der kleinsten Ueberschreitung seiner amtlichen Befugnisse, oft auch bei nur vermeintlichen oder angeblichen, bei den Behörden verklagt zu haben, wogegen das bedeutende

Anwachsen seiner Gemeinde ihm eine vollständigere Religionsübung immer mehr zum unabweislichen Bedürfniß machte.

Wie kleinlich und gehässig die Häkeleien oft waren, läßt sich in etwa schon aus folgendem tragi-komischen Beispiele entnehmen. Ein lutherischer Verbrecher war zum Strange verurtheilt worden, und auf Begehren des Stadtrichters hatte Homeyer, der lutherische Pastor, den unglücklichen Menschen täglich im Gefängniß besucht und nach gesprochenem Urtheil ihn zum Tode vorbereitet. Um so mehr glaubte Homeyer, daß es auch ihm zukäme, den Verurtheilten in üblicher Weise zum Hochgericht zu begleiten. Die Reformirten dagegen waren der Meinung, daß diese — hohe Ehre nur ihrem Geistlichen gebühre, weil solche Begleitung ein Akt öffentlicher Religionsübung sei, wozu in Elberfeld kein Lutherischer das Recht habe! Wirklich brachten sie durch angelegentlichste Vorstellungen es dahin, daß der Stadtrichter, welcher selbst reformirt war, dem lutherischen Pastor das bewußte Vorhaben untersagte. Darüber entrüstet, schickten die Lutherischen am Tage vor der Hinrichtung, am 14. März 1725, einen Eilboten nach Düsseldorf an den Geheimen Rath, mit der schriftlichen und höchst dringlichen wohlmotivirten Bitte, die Begleitung des Delinquenten durch den lutherischen Pastor befehlen zu wollen, und zwar sofort, weil, da der arme Sünder morgen schon aufgehängt werden solle, — große Gefahr im Verzuge sei! Dem Geheimen Rath leuchtete die Sache und die Dringlichkeit ein, und so wurde der Bote selbigen Tages abgefertigt mit wörtlich folgendem Befehle an den Stadtrichter:

„Lieber Diener! Auf die von Seiten der dortigen Evangelisch-Lutherischen eingelegte Klage gegen die Anmaßung der Elberfelder Reformirten, daß sie einen zum Galgen verdammbten lutherischen Delinquenten durch ihren reformirten Prediger zum Gerichtsplatz hinausführen zu lassen sich unterstehen wollen: befehlen wir Dir gnädigst ernsthaft, daß Du den zum Galgen condemnirten lutherischen Missethäter durch dasigen lutherischen Prediger zum Gerichtsplatz ausführen lassen — mithin beklagte Reformirte über die vorgehabte widrige Unternehmung in ihrer Verantwortung coram protocollo constituiren, und das abgehaltene Protokoll binnen 8 Tagen Zeit gehorsamst einschicken sollest."

Damit war diese wichtige (?) Sache zum großen Aerger der Reformirten wie zur vollsten Zufriedenheit der Lutheraner entschieden.

In manchen andern Fällen dagegen war der Geheime Rath den Lutherischen keineswegs günstig. Diese wollten sogar wissen, er sei von den Reformirten mit Gold bestochen worden, — einzelne reformirte Gemeindeglieder hätten es sich viele Pistolen kosten lassen, — und sie wandten sich ihrerseits nun direct an den Churfürsten. Als dieser dann die betreffenden Akten und einen unparteiischen Bericht von dem Geheimen Rath forderte, stellte letzterer, statt zu gehorchen, dem Landesherrn wiederum vor, wie die Römisch-Katholischen zu Schwerte von den Lutheranern daselbst und der königlich preußischen Regierung bedrückt würden, und daß es daher — ganz billig und gerecht wäre, gegen die Lutherischen in Elberfeld Repressalien zu gebrauchen. Fürwahr, eine eigenthümliche Gerechtigkeit!

Auch den Lutherischen, — welche ihrer Vermehrung wegen zugleich genöthigt waren, mit großem Aufwand ihren Kirchsaal zu erweitern, — kostete das ewige Prozessiren, Vertheidigen und Petitioniren (vielleicht auch mit Bestechungen verbunden? —) viel Geld, — „beinahe 2000 Thlr." findet sich einmal in den Akten von Homeyer angegeben; ein anderer ihrer Berichterstatter sagt: „die armen Leute mußten Gut und Blut opfern." Allerdings war oft sogar das Fortbestehen der lutherischen Gemeinde in Frage gestellt. Freilich erlangten sie nach großen Anstrengungen auch Einiges zu ihrem Vortheil, namentlich wurden sie von der Verpflichtung, bei Beerdigungen auch Stollgebühren an die reformirten Geistlichen zu zahlen, entbunden. Aber dagegen boten denn die Gegner wieder um so mehr auf, die Schwestergemeinde zum Untergang zu bringen. So verschlossen sie zur Zeit einer herrschenden Seuche, wie behauptet wird, den Lutherischen förmlich den Kirchhof, während diese doch keinen eigenen hatten und haben durften, — so daß sie nicht wußten, wo sie ihre Todten unterbringen sollten. Alle schriftlichen Vorstellungen bei Regierung und Landesherrn um Abhülfe dieser und anderer Unbilden, auch die flehentlichsten Bitten, zum Theil mit dem Zusatz „fußfällig und mit Thränen", wollten nichts fruchten, — denn die Elberfelder lutherische Gemeinde sollte nun einmal büßen für die angeblichen Sünden der Lutheraner in der preußischen Stadt Schwerte. Die Reformirten jubilirten über das gewonnene Spiel. — Als, wie es heißt, einer von ihnen zu einem lutherischen Mitbürger sagte: „Jetzt ist es doch einmal bald mit Euch Matthäi am Letzten!" antwortete der schriftfeste Lutheraner:

„Nun, Matthäi am Letzten steht das tröstliche Wort: Siehe, ich bin bei Euch alle Tage!" — Aber die Verlegenheiten blieben.

In solcher Noth entschloß sich Pastor Homeyer, den Landesherrn persönlich um Abhülfe anzugehen. Er reiste also nach der Pfalz, und am 22. August 1726 hatte er im Schloßgarten zu Schwetzingen eine Audienz beim Churfürsten. Durch die warmen, eindringlichen Vorstellungen gerührt, bewilligte derselbe wenigstens einen guten Theil des Gesuchs, nämlich die Erlaubniß zum Taufen, Proklamiren und Copuliren, so wie zum Begräbniß der Todten, jedoch sollte das alles nur in der Stille, ohne äußerliches Gepränge und ohne eignes Geläute vorgenommen werden. Wie es heißt, holte der durch diese Concession hocherfreute Pastor, vielleicht eine Zurücknahme oder Beschränkung durch feindlichen Einfluß befürchtend, sofort Papier, Feder und Dinte hervor, die er zu diesem Zwecke mitgebracht, und bat den Churfürsten, ihm auf seinem Rücken die Bewilligung eben gleich niederzuschreiben. Dies soll denn geschehen sein und er das auf seinem Rücken beschriebene Blatt ungesäumt empfangen und mit nach Elberfeld genommen haben. Ist dem so, so müssen diese eigenhändigen Zeilen des Landesherrn für sich allein doch noch nicht rechtskräftig gewesen sein: denn noch fast 3 Monate lang blieben in Elberfeld die betreffenden Zustände fast dieselben und änderten sich erst, nachdem unterm 12. November die Jülich-Bergische Regierung in Düsseldorf sich herbeigelassen hatte, die vom Churfürsten wirklich schon am 22. August ertheilte Concession in vorschriftsmäßiger Form nach Elberfeld zu spediren.

Aber noch suchten die reformirten Gegner dieselbe auf jede mögliche Weise zu umgehen oder neben ihr hin die Lutherischen nach bestem Vermögen zu kränken und zu benachtheiligen. So verschlossen sie diesen jetzt auf's neue den reformirten Kirchhof, und als der Befehl kam, ihn zu öffnen und die lutherischen Beerdigungen darauf zu gestatten, bis ein lutherischer Kirchhof hergestellt sei, wurde es den Lutheranern unmöglich gemacht, die Beerdigungen vorschriftsgemäß in der Stille zu bewerkstelligen, indem, wie es in der betreffenden Beschwerde heißt, „der reformirte Pöbel die Straßen und Zugänge versperrte und durch wildes Gelärm, Pfeifen und Juchheien Aergerniß und Störung veranlaßte."

Diese Begräbnißskandale hörten erst auf, als im Jahre 1727 der von den Lutherischen auf Grund der verlangten Zugeständnisse

gekaufte eigne Kirchhofsplatz eingeweiht und in Gebrauch genommen worden war.

Die bessern und vielleicht meisten Glieder der reformirten Gemeinde waren übrigens doch des Streitens längst überdrüssig, hätten gern die lutherische Schwestergemeinde neben sich geduldet und friedlich sich weiter entwickeln lassen. Die reformirten Geistlichen damaliger Zeit aber scheinen es durchaus nicht haben verschmerzen zu können, daß ihnen die gewohnten Stollgebühren der Lutherischen mehr und mehr entgangen waren. Und der von ihnen fanatisirte Theil der Gemeinde, nachdem alle möglichen Schritte bei der Landesregierung, um die Bewilligungen rückgängig zu machen, sich erfolglos erwiesen hatten, verklagte nunmehr nicht nur die lutherische Gemeinde, sondern auch den Verleiher der Zugeständnisse, den Landesherrn selbst, beim kaiserlich königlichen Reichshofrathe in Wien!

Zur Führung und Betreibung des Prozesses in dieser höchsten Instanz gaben einzelne dieser Fanatiker 100 und mehr Pistolen hin, zum Theil wohl auch wieder zu Bestechungen. Allein sowohl unsere Lutheraner, als der Churfürst, vertheidigten sich wacker, letzterer auch in Berichten an den Kaiser, worin nachgewiesen wurde, daß er zur Verleihung des exercitii religionis auch an Lutherische allerdings vollkommen berechtigt sei, die reformirten Ankläger zu Elberfeld dagegen ganz fuglos seine Landeshoheit zu benachtheiligen und die Lutheraner zu vertilgen trachteten. — Das Endresultat war, daß unsere lutherische Gemeinde in ihren verlangten Rechten verblieb.

Inzwischen war 1728 der wackere, auch durch viele Familienleiden schwer geprüfte Pastor Homeyer gestorben. Aber auch seine Nachfolger, die Pfarrer Hartmann, Garnfeld und Spitzbarth waren tüchtige Männer. Unter dem letztern wurde endlich den Lutheranern, obgleich Reformirte noch immer jeden Fortschritt derselben zu hintertreiben suchten, das Recht zur freien, vollständigen und öffentlichen Ausübung ihrer Religion, so wie zur Erbauung einer förmlichen Kirche gewährt, — nämlich am 28. August 1747 vom Churfürsten Karl Theodor bei seiner Anwesenheit im Wupperthal.

Im folgenden Jahre wurde nun das alte Kirchhaus abgebrochen und auf demselben Platze am 20. Mai der Grundstein zu der noch gegenwärtig benutzten größern lutherischen Kirche gelegt. Pastor Spitz-

barth, der mit fast der Hälfte des Gemeindevorstandes dafür gewesen war, die Kirche vor der Stadt, auf der Vikarie zu erbauen, war wegen des Scheitern dieses Planes so verstimmt, daß er sich gar nicht bei der Feier betheiligen wollte, die Legung des ersten Grundsteins wirklich dem Inspector überließ und, als er dann gezwungen wurde, einen zweiten zu legen, kein einziges Wort dabei sprach.

Mit dem Collectiren für den Kirchenbau war schon in den Jahren vorher der Anfang gemacht worden. Es wurde nicht nur von auswärtigen Lutheranern, sondern namentlich auch von Katholiken und Juden beigesteuert. Ob auch von Reformirten, wissen wir nicht.

Während des Baues fand der Gottesdienst in dem alten Pastorathause auf der Vikarie statt, und wuchs die Seelenzahl der Gemeinde bis auf ungefähr 3000.

Am 5. Juli 1752 wurde die neue Kirche feierlich eingeweiht. Es hätte schon früher geschehen können, wenn nicht zum Weiterbau des Thurmes und zur Anschaffung der Glocken erst neue Gelder hätten collectirt werden müssen, und wenn man nicht befürchtet hätte, für den Fall einer Einweihung ohne Glocken möchte ihnen später das Recht des Läutens abgesprochen werden.

Ungeachtet dieser Vorsicht kam es wegen des Glockengeläutes fast gleich nach der Feier zu neuen Streitigkeiten mit den Reformirten, resp. dem zur reformirten Confession gehörenden Stadtmagistrate, welcher der Meinung war, die Lutheraner hätten, wenn ihnen auch vom Landesherrn freie Religionsübung und die Erbauung einer Kirche mit Thurm und Glocken verstattet worden wäre, deßhalb doch noch keineswegs das Recht, sich der Glocken beliebig zu bedienen. Als also die lutherische Gemeinde damit begann, nach jetziger Weise Morgens um 6, Mittags um 12 und Abends um 9 Uhr läuten zu lassen, verbot ihr der Magistrat dies sofort mit dem Vermerken, daß ihr nur das Läuten zum Gottesdienste verstattet werden könne. Sie fügte sich dem jedoch nicht, sondern setzte bald nachher das Morgengeläute fast eigenmächtig durch, und vor und nach, bis 1753, auch das Mittags- und Abendläuten.

Als vor Weihnachten 1752 das lutherische Consistorium darüber berieth, ob man nicht des Morgens zweimal, nämlich um 4 und 6 Uhr, läuten lassen solle, bemerkte im noch vorhandenen Protokoll

darüber unter Anderm ein Mitglied, es sei ihm ganz einerlei, wenn auch gar nicht geläutet würde, — und ein anderes erklärte sich gegen das Geläute um 4 Uhr Morgens aus dem Grunde, „damit zum frühen Lärm und Saufen keine Gelegenheit gegeben werde.“ Auch eine kleine Hindeutung, daß in der „guten alten Zeit“ nicht alles so war, wie jetzt Viele es sich denken! — Die Majorität setzte für kurze Zeit die doppelte Benutzung des erlangten Rechts zum Morgengeläute durch, und es scheint fast, daß sie damit die Reformirten hat ärgern wollen. Oder hatte es einen andern Zweck?

Zwei Jahre nach der Kirch-Einweihung erfuhr die Gemeinde eine schwere Prüfung. Pastor Spitzbarth hatte nämlich einem von ihm verfaßten Katechismus, betitelt: „Der Rath Gottes von unserer Seligkeit“, ein anderes, von einem clevischen Geistlichen geschriebenes und anonym in Dortmund und Essen gedrucktes Büchlein unter dem Titel „Religionsprobe“ beiheften und das Ganze dann in vielen Exemplaren durch den Buchbinder Bargmann verbreiten lassen. Das letztere Büchlein, welches die confessionellen Unterscheidungslehren behandelte, war aber, vielleicht nicht ganz ohne Grund, den Katholiken ein Aergerniß, und weil sie Spitzbarth für den Verfasser hielten, verklagten sie ihn bei der Regierung in Düsseldorf. Von dieser erhielt denn sowohl der Elberfelder Amtmann, Hofrath Sieger, als auch der Barmer Richter Alhaus den Befehl, bei erster guter Gelegenheit den Pastor Spitzbarth zu verhaften. Sieger meinte es gut mit dem Pastor und rieth ihm angelegentlich, das Büchlein bei Seite zu legen, wozu jedoch Spitzbarth, in der Ueberzeugung, daß es nichts Unrechtes enthalte, sich nicht entschließen konnte. Alhaus aber, ohne erst zu warnen, ersann sich mit List einen Plan, um ohne zu großes Aufsehen den Verhaftsbefehl auszuführen. Am 12. September kam demnach ein Mann aus Barmen zum Pastor und ersuchte diesen dringend, doch mit ihm zu gehen und seiner angeblich todtkranken Frau das Abendmahl zu spenden. Spitzbarth sah kein Arg darin, und machte bald sich auf den Weg. Aber als er eben über die Haspeler Brücke war, sah er sich plötzlich von 25 Schützen umringt, — 2 Amtsboten nahmen ihm den Stock ab und führten ihn wie einen Missethäter gefangen, — bei entstehendem Auflauf zunächst in das von einem Katholiken bewohnte Wirthshaus „zum Roßkamp.“ Hier trat alsbald

der katholische Richter Alhaus vor ihn und nahm ihn in's Verhör, wie es heißt, schon im voraus entschlossen, ihn nach Düsseldorf zu schicken, wo eine dreimonatliche Gefangenschaft auf Wasser und Brod ihm zugedacht gewesen sein soll. Indeß wurde der Auflauf immer größer; wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde des Vorgefallenen durch die Stadt, und sowohl Reformirte als Lutherische strömten herbei, um die Befreiung des Pastors zu veranlassen. Dieser wurde denn auch endlich, nachdem sein Schwiegervater F. Hartmann für ihn Caution gestellt, die Pastorin all ihr Silberzeug und ihre Kleinodien an Alhaus auf dessen Verlangen ausgeliefert und das Volk in den Roßkamp einzustürmen sich angeschickt hatte, wirklich wieder in Freiheit gesetzt. Auf den Rath seiner Freunde, wie auch der reformirten Prediger, flüchtete er sich nun sofort in's Preußische und zwar nach Cleve, wo er die dortige Regierung und brieflich auch den König von Preußen, als den Schirmherrn der Protestanten in Jülich und Berg, um Hülfe anrief. — Sein Schwiegervater, der nach Düsseldorf gereis't war, um Vorstellung zu thun, ward daselbst sofort verhaftet.

Auf Befehl der Regierung mußte von allen Kanzeln von Elberfeld und Barmen verlesen werden, daß jedes Exemplar der erwähnten Schrift, welches sich irgendwo befinde, bei 25 Goldgulden Strafe sofort im Gemarker Rathhause abzuliefern sei. Zugleich rückte von Düsseldorf ein Commando Soldaten, 100 Mann stark, in Elberfeld ein, und unter dem Schutze derselben ließ Alhaus am 16., wie auch am 19. September eine Anzahl Lutheraner verhaften und nach Düsseldorf transportiren. Im Ganzen bestanden die Gefangenen, welche in schärfstem Gewahrsam gehalten wurden, aus sämmtlichen 12 Consistorialen, dem Buchbinder Bargmann, dem lutherischen Schullehrer Langenberg und noch 10 andern Bürgern. Am 25. wurden sie zwar gegen Caution freigelassen; aber die Untersuchung ging in strengster Weise fort, obgleich nichts Wesentliches zu untersuchen war. Die Verhöre fanden einzeln im Roßkamp statt, und weil diese immer neue Aufregung veranlaßten, so sollen wegen dieser Sache im Ganzen 600 Mann Soldaten hier gewesen sein.

Die preußische Regierung zu Cleve, das Ministerium in Berlin und der König von Preußen nahmen sich der verfolgten Protestanten kräftig an, erklärten die Prozedur für durchaus unrechtmäßig und ver-

langten die Einstellung derselben, vor allem auch die sofortige Gestattung gesicherter Rückkehr Spitzbarth's in seine, schon so lange „der behörigen Seelen-Cur entbehrende Gemeinde" und Rückgabe der von Alhaus und der Düsseldorfer Regierung „erpreßten Gelder sammt aufgegangenen Kosten", — widrigenfalls „sich Seine Majestät gemüßigt sehen würden, solche receßmäßige Retorsionsmittel vorzukehren, welche hinlänglich seien, den von der Düsseldorfer Regierung in diesem und in andern Fällen, fast zum Despect, gegen die Protestanten und deren Seelsorger ungescheut ausgeübten Verfolgungen ein Ende zu machen."

Die Düsseldorfer Regierung erwiderte, Preußen habe vor Jahren auch einmal einen Mönch wegen lästerlicher Aeußerungen auf halb Wasser und Brod gesetzt, und daher seien die Verhaftungen in Elberfeld nur gerechte Repressalien gewesen! — Kurz, die Sache setzte sich noch lange fort. Erst nach mehr als einjähriger Abwesenheit wagte Spitzbarth die Rückkehr und hatte auch dann noch keine Ruhe, so daß von 1754 bis 1756 in seiner Gemeinde z. B. gar keine Confirmationen stattfanden. Ohne den preußischen Schutz wäre das Schlimmste zu fürchten gewesen. Erst nachdem Preußen an den Jesuiten zu Emmerich Repressalien begonnen hatte, trat eine Wendung ein.

Unterm 28. April 1757 wurde durch einen Befehl des Churfürsten das Verfahren beendigt und „sämmtliche zur Inquisition gezogenen Elberfelder Unterthanen von dem ihnen angeschuldigt wordenen crimine laeditionis absolvirt und losgesprochen."

Die meisten derselben, des Prozessirens überdrüssig, unterließen es, gegen den Richter Alhaus, wie sie gedurft hätten, Satisfaction zu suchen. Dem Pastor Spitzbarth aber mußte dieser alle gehabten Kosten und Verluste vollständig ersetzen, — und es traf ihn noch eine härtere Strafe, worüber wir in der Geschichte Barmens Näheres erfahren werden.

Auch die Katholiken in Elberfeld mehrten sich allmählich wieder. Im Jahre 1658 z. B. bestanden sie erst aus 6 Familien. Dennoch veranstaltete in diesem Jahre der Pfalzgraf Philipp Wilhelm eine Jesuiten-Mission hierher, die von da an nicht nur bei diesen Elberfeldern, sondern auch in Solingen, so wie späterhin in Barmen, den katholischen Gottesdienst versah. Der erste in Elberfeld durch diese Mission war am Feste des heiligen Laurentius, in der Wohnung des katholischen

Richters Breyer. Im folgenden Jahre wurden in der Stadt 4 Kinder katholisch getauft. Am 21. August 1672 fand in Elberfeld zuerst wieder eine Prozession statt, und von da an wohl jährlich eine. Den Protestanten wurde zum öftern zugemuthet, vor ihren Häusern zu Ehren einer katholischen Prozession Blumen zu streuen und Maien zu setzen, wogegen sich dieselben jedoch so standhaft sträubten, daß endlich die Regierung darauf verzichten mußte. Aber noch 1718 wurde auf Befehl in allen Kirchen durch einen Amtsboten ausgerufen, daß jeder Bürger der Stadt bei Strafe von 10 Goldgulden gelegentlich der Prozession wenigstens vor seiner Thüre kehren lassen solle.

Bei den starken Einwanderungen in den Jahrzehnden nach dem großen Stadtbrande wuchs auch die Zahl der Katholiken schneller als vorher. An Begünstigungen ließ der Staat es nicht fehlen.

Am 23. September 1729 legten Missionare der Gesellschaft Jesu denn auch den Grund zu einer neuen katholischen Kirche. Dieselbe wurde nach ihrer Vollendung ein volles Jahrhundert benutzt, nämlich bis zum Fertigwerden der schönen gegenwärtigen katholischen Kirche, wo jene, von der Stadt einschließlich eines Gartens für 31,221 Thlr. angekaufte bisherige zum Zweck des Rathhausbaues zum Abbruch kam. Von 1658 bis 1788 standen nacheinander und im Ganzen 56 Paters, theils Jesuiten, theils Franziskaner, der Gemeinde vor. 1788 erhielt sie in Joseph Huber ihren ersten wirklichen Pfarrer, auf den 1826 Pastor Oberhe, wie auf diesen 1843 Herr Pastor Friderici folgte.

In der ersten Hälfte und der Mitte des 18. Jahrhunderts spielt auch die psychologisch, kirchen- und ortshistorisch sehr merkwürdige und lehrreiche Geschichte der Ellerianischen Zioniten, der wir hier eine etwas ausführlichere, auf sorgfältigem Studium aller uns bekannten Quellen beruhende Behandlung widmen zu müssen glauben.

Elberfeld strotzte damals von Sectirern und Separatisten verschiedenster Art, als: Universalisten, Originisten, Chiliasten, Anhänger Böhme's, Hochmann's, Dippel's, Tersteegen's u. s. w. Vom übrigen Volk wurden sie allesammt schon damals die „Feinen“ oder Pietisten genannt. — Auch bei der wohlhabenden und frommen Wittwe eines Floretbandfabrikanten und Kaufmanns Bolkhaus fanden kleine, separatistische Versammlungen statt, und zu diesen wurde auch Elias Eller, der Werkmeister der Floretbandfabrik der Frau

Volkhaus, zugelassen. In ihm haben wir den Helden unserer Geschichte. Der Vater desselben war aus Ronsdorf gebürtig gewesen, was damals nur ein aus drei Bauernhöfen bestehender Theil der zum Amt Beienburg gehörenden Honschaft Erbslöhe war; und dessen ältester Sohn Samuel erbte und bewohnte das großelterliche Stammgut daselbst. Unser Elias aber war in Elberfeld 1690, als dritter Sohn geboren, und hatte nur mit Anstrengung und nicht ohne fremde Unterstützung sich bis zu seinem erwähnten bescheidenen Posten emporgeschwungen.

Allein bald setzte er sich höhere Ziele. Und seine Persönlichkeit begünstigte ihn dabei in hohem Maße. Sein späterer Anhänger und noch späterer erbittertster Gegner, Candidat Knevels, drückte sich noch nach Ellers Tode über ihn folgendermaßen aus: „Alles an ihm hatte einen großen Schein der Tugend, alles, was man an ihm sah, vom Haupt bis zu den Füßen; was man von ihm hörte, waren lauter holde und liebreiche Worte; dabei ein ernsthaftes Wesen, und dem Schein nach voll brennenden Eifers für die Ehre Gottes, wodurch er im Anfange die Herzen aller Menschen gestohlen." Wir haben es also offenbar mit einem außerordentlichen Manne zu thun. Daß er, wenigstens späterhin, und der Anlage nach von vorn herein, ein ehrgeiziger, gewinn- und genußsüchtiger, scheinheiliger Betrüger erster Größe war, kann Niemanden mehr zweifelhaft sein, der die gegenwärtig reichlich vorhandenen Acten und Zeugnisse über ihn mit einiger Unbefangenheit prüft. Aber das menschliche Herz ist ein wunderlich Ding: in dem seinigen scheint lange Zeit hindurch wirkliches Interesse am Uebersinnlichen mit sinnlicher Leidenschaft, wirklicher Glaube mit listiger Verstellung, ja etwas von wirklicher Frömmigkeit mit satanischer Bosheit, religiöse Verrücktheit mit fein berechnender Klugheit, verbunden gewesen zu sein. Nachdem er in jenen Versammlungen durch frommes Reden, insbesondere vom Seelenbräutigam und der himmlischen Liebe, sich hervorgethan hatte, machte er im Jahre 1712, also als 22jähriger Jüngling, seiner 42 Jahre zählenden Prinzipalin einen Heirathsantrag, der auch, trotz des ungeheuren Unterschieds im Alter, angenommen wurde. Mit der bald darauf gefeierten Hochzeit war er nun plötzlich von einem armen Werkmeister zu einem wohlhabenden Fabrikherrn und Kaufmann geworden. Es hat offenbar ganz das Ansehen, daß dies der alleinige

Beweggrund seines Schrittes gewesen war, und irren wir hierin nicht, so hat er sich schon dadurch deutlich genug charakterisirt. Die Frau selbst betrachtete er jedenfalls nur zu bald, vielleicht schon vor der Verlobung als eine lästige Beigabe zu diesem irdischen Glück. Seiner eigenen Persönlichkeit entsprechend, jung und schön und geistvoll — verlangte er den Gegenstand seiner wirklichen Liebe. Und ein solcher fand sich in der Person des Nähmädchens Anna von Büchel. Diese nahm, zuvörderst wohl, wenn sie im Eller'schen Hause in Arbeit war, an den erwähnten Versammlungen ebenfalls Theil und sollte bald die Hauptrolle in denselben spielen. Sie war so schön, daß noch in ihrem weit späteren Lebensalter Pastor Wülfing, den wir nachher kennen lernen werden, in sinnlich glühenden Andachtsliedern sie als die schönste unter den Weibern feierte. 1722 war sie 20 Jahre alt! Dabei war sie um diese Zeit wohl jedenfalls aufrichtig fromm, auch außerordentlich in der Bibel bewandert und sehr beredt, so daß jeder in der Versammlung ihre Gaben bewunderte. Was konnte Eller mehr verlangen? Mit vorsichtiger Klugheit scheint er es darauf angelegt zu haben, sie in seine Netze zu ziehen. Seine Persönlichkeit kennen wir. Was Wunder, daß die glühendste Liebe zu Eller in ihr erwachte? Da aber ihrer Liebe, wegen seiner Verheirathung, noch unüberwindlich scheinende Hindernisse im Wege standen, so ist es auch sehr begreiflich, daß diese Leidenschaft, verbunden mit ihrer religiösen Schwärmerei, gewaltig auf ihr Nervensystem wirkte und sie — zu dem machte, was Viele eine Somnambule, Andere eine Inspirirte nennen. Gewöhnlich war es in den frommen Versammlungen, wenn die Krise kam. Diese aber pflegte mit einem Gähnen des Mundes und mit unwillkürlich zuckenden Körperbewegungen zu beginnen, also ähnlich wie in den „Erweckungen" unserer Tage. In den ersten Zeiten sprach sie, wie Jung-Stilling sich ausdrückt, in ihren Entzückungen die erhabensten und herrlichsten Wahrheiten aus, soll auch Verschiedenes vorhergesagt haben, was in Erfüllung ging. Die Prophetin war also fertig. Ihre „Gottes-Aussprachen" nahmen bald die directeste Form der Offenbarung an: dem Wortlaut nach sprach nämlich nicht mehr sie, sondern Gott selbst durch ihren Mund.

In dieser Form wurde 1726 ihr denn auch, wie sie dem Geliebten Eller im Geheimen mittheilte, die Offenbarung, daß er und sie be-

rufen seien, das neue Zion aufzurichten, er als der „Zionsvater“, sie als die „Zionsmutter“, und daß aus ihnen der wiederkommende Messias hervorgehen würde, der Herzog über alles Volk Gottes ꝛc. Nach einer späteren Versicherung Eller's hätte er erst nach längerem Zögern und nur ganz allmählig an diese so specielle und wichtige Offenbarung geglaubt, — welche, falls sie nicht etwa deßungeachtet eigentlich von ihm selbst eingegeben worden war, offenbar zugleich einen Liebesantrag ihrerseits in sich schloß. Dem sei wie ihm wolle, aber nach glaubwürdigster Angabe haben die Beiden am 4. August 1726 sich „ehelich verlobt“, und hat Eller die Anna ohne Weiteres ganz in sein Haus aufgenommen, obgleich seine Frau noch lebte. Daß die letztere, trotz aller ihrer Frömmigkeit, von dieser Offenbarung wenig erbaut war und durchaus nichts davon wissen wollte, läßt sich denken. Dadurch aber fiel sie immer mehr in Ungnade, nicht nur bei Eller, sondern auch in den ferneren göttlichen Inspirationen der Anna, in denen die fromme alte Frau als ein Scheusal, als das Thier aus dem Abgrund, als eine vom Teufel besessene Vasthi, als eine abgesetzte, nur noch gewesene Mutter ihrer Kinder geschildert und förmlichst verflucht wurde.

Auf Grund dieser Thatsache glauben wir annehmen zu müssen, daß wenigstens jetzt auch Anna, diese „Königin Esther in Zion“, wenn auch noch halb unbewußt, die feine Linie wirklich überschritten hatte, an welcher eine schuldlose Schwärmerei in Heuchelei und Betrug übergeht. Als Frau Eller nun vollends außer sich und in Verzweiflung war, ließ ihr Mann sie — natürlich auch auf göttlichen Befehl — in ein abgelegenes Lokal dauernd einsperren. Daß sie dort wahnsinnig wurde, wundert uns nicht.

Fast unbegreiflich aber ist, daß selbst ihre Kinder — von Eller hatte sie keine, sondern nur erwachsene von ihrem früheren Manne — durch den frommen Stiefvater und seine Inspirirte sich von der Nothwendigkeit solchen Verfahrens und von der Reinheit der Beweggründe dazu überzeugen ließen; es beweist, wie kaum etwas Anderes, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther.

Die Offenbarungen vermehrten und vervollständigten sich fortwährend. Es war auch darunter, daß Eller und Anna — vielleicht nur bis zum Auftreten des aus ihnen hervorgehenden Zionskönigs — Macht haben sollten über alles Fleisch und alle Feinde, — daß verflucht

sei, der ihnen fluche, und gesegnet, der sie segne, — daß die Könige der Erde vor ihnen niederfallen würden, — daß Gott ihnen Diejenigen bekannt machen werde, die zu dem neuen Reiche gehörten, — daß diese geschenkten Kinder sie Vater und Mutter nennen und ihnen blindlings gehorchen sollten u. s. w. Alle diese Offenbarungen, sofern sie sich auf das Prophetenpaar bezogen, behielt dieses anfangs ganz für sich.

Vor und nach aber, und zwar immer mit größter Vorsicht und auf specielle Anordnung des inspirirenden Gottes, wurden einzelne und immer mehr Personen in das große Geheimniß hineingezogen; doch mußten diese zuvor einen förmlichen und feierlichsten Eid schwören und unterzeichnen, nie und auf keine Weise irgend etwas davon gegen Nicht-Eingeweihte zu äußern. Dagegen war ihr göttlicher Beruf zur Mittheilnahme am neuen Zion, die Versicherung ihres Gnadenstandes, die Versiegelung ihrer Seligkeit damit verbunden. Von 1729 an wurde die Gnade der Erwählung erst nächsten Verwandten der Anna, dann den Stiefkindern und Brüdern Ellers, dann sonstigen Theilnehmern der bisherigen Versammlungen und endlich auch anderen Freunden und Freundinnen zu Theil. Bald befanden sich dabei auch verschiedene Auswärtswohnende und sogar schon zwei beliebte, an namhaften Gemeinden angestellte Pfarrer. Einer der Letztern war Pastor Jansen in Kaldenkirchen, ein Verwandter des Hauses und als ein wohlmeinender, leutseliger und erbaulicher Seelenhirt nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch weiterhin bekannt und geachtet, — berufen und in den Bund aufgenommen am 15. August 1730. Der zweite aber war Schleyermacher, Pastor der reformirten Gemeinde zu Elberfeld, ein noch begabterer, aber auch mehr schwärmerischer Mann, der die Versammlungen in dem, zu seiner Gemeinde gehörenden Eller'schen Hause seit längerer Zeit öfters und mit Befriedigung besucht hatte; er wurde schon 1730 durch den aus der Anna v. Büchel sprechenden Gott berufen, erklärte aber doch erst nach langem Bedenken, nämlich am 11. Sept. 1732 bei der Genesung von einer schweren Krankheit, seinen Zutritt; seitdem jedoch war er, bis zum Tode der Prophetin ein eifrigster und wichtigster Mitführer der Secte, ein „Engel der Philadelphia." Der Zutritt dieser Theologen, so wie der in späteren Jahren ihnen folgenden, (als Pastor Wülfing in der Landeshauptstadt Düsseldorf 1737, Pastor Rudenhaus in Ratingen, Candidat Knevels u. A.)

gab natürlich der Secte einen bedeutenderen Halt. Daß sie den neuen Offenbarungen nicht geradezu auf ihre dermaligen Kanzeln brachten, versteht sich bei dem ihnen abgenommenem Eide von selbst, aber auch ebenso, daß sie in ihren Predigten und ihrer Seelsorge durch stetes Hinweisen auf die nahe Zukunft des Herrn rc. der Sache, für die sie schwärmten, Bahn zu brechen suchten.

Die Berufung jedes Auserwählten, mit Jahreszahl und Datum und dem bisherigen und einem gottgegebenen neuen Namen, wurde von Eller in ein Buch eingetragen; die wesentlichsten und allgemeineren, auf das neue Zion sich beziehenden Inspirationen der künftigen Zionsmutter aber in ein anderes Buch, welches den Namen „Hirtentasche“ erhielt. Beide Bücher wurden natürlich für hochheilig gehalten. — Die Aufgenommenen wurden die (ihrer geistigen Mutter) „Geschenkten“, die „Versiegelten“ u. s. w. genannt, die Gesammtheit der Eingeweihten aber jetzt die Philadelphische Societät, d. i. die Gesellschaft brüderlicher Liebe. Ihr Ziel war, die in der Offenbarung Johannis geweissagte philadelphische Gemeinde zu gründen und in enger Gemeinschaft, abgesondert von den Ungläubigen oder Nichterwählten, die Wiederkunft Christi, das neue Zion, das 1000jährige Reich zu erwarten. Solche Philadelphische oder Chiliastische Richtung, verbunden mit einer practisch gemachten Gnadenwahllehre, war keineswegs etwas ganz Ungewöhnliches und ist es auch jetzt noch nicht. Ihre achtungswertheste, reinste, schönste Blüthe ist wohl die Zinzendorf'sche Brüdergemeinde, ihr neuester bedenklichster Auswuchs das Mormonenthum. Die Verwandtschaft der Ellerianer mit diesen beiden und noch andern Erscheinungen ist für uns ebenso unverkennbar, als die allerdings auch sehr bedeutende unterscheidende Eigenthümlichkeit. — Charakteristisch erscheint uns auch, daß bei der besonders feierlich inspirirten Berufung des 20jährigen Stiefsohns Johannes Bolkhaus diesem zur Bedingung gemacht wurde, nicht zu heirathen. Als Grund wurde angegeben, daß sonst der auf seiner Mutter lastende Fluch sich auf seine Kinder vererben würde. Vielleicht aber leuchtet dem Leser ein anderer Beweggrund ein, wenn wir ihm mittheilen, daß zwar Fabrik, Handlung, Mobiliar rc. des verstorbenen Vaters auf Eller, die eigentlichen Capitalien aber auf die Kinder, auf diesen Johannes und seine zwei Brüder gesetzlich übergegangen waren.

Am 26. Januar 1733 heirathete Elias Eller die Prophetin Anna von Büchel, nachdem er zuvor rechtskräftig sich von seiner — wohl gewiß durch seine Schuld — dem Wahnsinn verfallenen alten Frau hatte scheiden lassen, welche letztere darauf am 17. August desselben Jahres verschied. Ihren Sterbetag feierte die ganze Secte als ein Freudenfest; Pastor Schleyermacher wählte zum Text der Leichenrede die Stelle Jes. 5, 16.

Nun ging es mit vollen Segeln dem 1000jährigen Reiche zu. Die Inspirationen der jungen Frau Eller beschränkten sich nicht mehr auf einzelne Anfälle, sondern währten mehr oder minder Tag vor Tag durch alle Stunden des Wachens und waren ganz voll von der Wiederkunft Christi im Fleisch, von der nahe bevorstehenden Geburt eines wunderbar und ohne Sünden gezeugten Kindes, des Königs in Zion, der auch über alle Heiden, d. i. über alle übrigen Christengemeinden, herrschen werde. Und wirklich genaß die Prophetin am 4. Juli 1734 eines Knäbleins, das von dem inspirirenden Gotte den Namen Benjamin erhielt. Nun kannte die Freude der Auserwählten, der Jubel in Zion, keine Gränzen mehr. Umgedichtete Weihnachtslieder und neue Hymnen auf ihn wurden gesungen; auf jede nur mögliche Weise wurde dem Kinde göttliche Ehre erwiesen. Als nach einiger Zeit der Knabe anfing zu gähnen und Bewegungen zu machen, ähnlich wie seine Mutter in ihren Verzückungen, zweifelte man nicht, daß damit schon die Gabe der Weissagung sich bemerklich mache. Aber ach, es waren Krankheitsäußerungen, Krämpfe, — denen das zarte Kind nicht allzulange zu widerstehen vermochte; es starb am 21. November 1735, zum größten Schrecken seiner Anbeter. Aber ihr Glaube, selbst der des Pastors Schleyermacher, wankte kaum einen Augenblick. Die Berufung auf Offb. 12 V. 5 und die inspirirte Verheißung einer baldigen Wiedergeburt dieses Benjamin beruhigten vollkommen.

Inzwischen mehrte sich die Philadelphische Societät noch stets. Von Anfang aber wurde bei jeder Aufnahme, wie auch bei andern Gelegenheiten, ein „Liebesmahl" gehalten, wobei Eller oder die Prophetin namentlich auch „gemeinsames Brod" (Butterbrod) und in Gläsern reichlichen Wein austheilte, was beides für viel heiliger gehalten wurde, als selbst das kirchliche Abendmahl. Solche Festessen, die meist auf Kosten der Aufgenommenen und bald hier bald dort stattfanden,

konnten natürlich nicht unbemerkt bleiben. So kam es, daß von den Weltkindern die Ellerianer die „Freßfeinen“ genannt wurden, während die mehr auf Enthaltsamkeit angewiesenen Anhänger des edlen Tersteegen den Namen „Schmachtfeinen“ erhielten. Die Ellerianer selbst aber nannten die Tersteegianer oft „Johannisjünger“, denen das Fasten nicht unschicklich sein möge, — sich dagegen „Jünger Christi“ und „Hochzeitleute“, bei denen der Bräutigam sei, so daß es sich für sie gebühre, fröhlich zu sein und Feste zu feiern.

Vielen Andeutungen zufolge kamen auch schon damals bei einzelnen Mitgliedern der Societät weniger unschuldige Genüsse anderer Art vor, — vermuthlich weil man annahm, daß ein Auserwählter und Versiegelter nicht mehr sündigen, nicht mehr aus der Gnade fallen könne. Sowohl in Jung-Stillings als auch in Tersteegens Schriften finden sich Andeutungen auf diesen Umstand, der Aussagen erbitterter Gegner nicht zu gedenken. In einem Briefe des frommen Grafen von Castell von 1737 aber heißt es wörtlich: „Auch in Elberfeld soll der „weiße Teufel“ wohl unter den besten Seelen sich einschleichen, die durch evangelische Freiheit ihrem Fleische Raum geben und, was sie im Geiste angefangen, im Fleisch vollenden wollen. O des erschrecklichen Gerichts, so auf dergleichen Seelen wartet!“

Ungeachtet des tiefen Geheimnisses, in welchem dergleichen eben so gut, wie die religiöse Tendenz der Gemeinschaft, gehalten wurde, verbreiteten sich doch bald Gerüchte darüber dergestalt, daß die amtlichen Organe der Kirche, die Presbyterien und Synoden, so wie die weltlichen Behörden, aufmerksam wurden und Untersuchungen einleiteten. Obgleich nun diese, bei der großen eidesgemäßen Schweigsamkeit aller Mitglieder kein bestimmtes, zur Bestrafung geeignetes Resultat lieferten, so wurde doch durch die Untersuchungen der Verdacht der Behörden eher vermehrt als vermindert, und die Augen der Welt richteten sich immer steter und schärfer auf die Zionskinder, so daß es deren Häupter nicht mehr recht geheuer in Elberfeld dünkte.

Ende Juli 1736 wurde dem Prophetenpaar ein zweites Kind geboren. Leider war es aber kein Benjamin, sondern ein Mädchen! und starb schon nach 6 Wochen. Wieder wußte die Inspiration zu erklären und zu trösten, — und der Glaube Schleyermacher's und der meisten Versiegelten blieb unerschüttert.

Eller wurde zwar immer vorsichtiger, so daß er 1737 sogar bei Strafe verbot, ihn Zionsvater, seine Frau Zionsmutter zu nennen; aber er war weit entfernt, auf seine Pläne und auf seine Würde zu verzichten, vielmehr hielt er die Zeit für gekommen, auf Grundlage der Societät nun eine förmliche Kirchengemeinde, die Philadelphische Gemeinde, ins Leben zu rufen. Weil ihm Elberfeld nicht mehr sicher genug und nicht für sein Vorhaben geeignet erschien, so entschloß er sich, seinen Wohnsitz nach dem älterlichen Stammgut Ronsdorf zu verlegen und dort mit seinen Anhängern — eine neue Stadt zu gründen. Ein göttlicher Befehl dazu war leicht erwirkt; dabei wurde in den Inspirationen Elberfeld als ein neues Sodom und Gomorrha bezeichnet, Ronsdorf aber als das wahrhafte neue Zion. Demgemäß kaufte er von seinem Bruder $1/5$ des Ronsdorfer Guts, ließ den dazu gehörigen „Klosterbusch" ausroden und bot von dem so gewonnenen „neuen Lande" seinen Anhängern Hausplätze zum Kauf an, während er auch für sich, seine Familie und seine Fabrik ein Haus bauen ließ. Manche gingen sogleich, Andere später und vor und nach auf die Einladung ein, und Eller machte dabei schon in pecuniärer Beziehung — ein gutes Geschäft.

Während der ersten Ronsdorfer Baujahre hatte Eller meist schon dort, theils aber noch in Elberfeld seinen Aufenthalt. — Seine Frau schenkte ihm in dieser Zeit noch zwei Kinder, nämlich eins am 1. Januar 1738 und das andere am 6. Dezember 1739. Leider waren beide wieder — weiblichen Geschlechts! Sie erhielten auf Grund der Inspiration die Namen Sarah und Rahel, und dazu die göttliche Verheißung, daß sie, obgleich Mädchen, „männliche Thaten thun" würden. Damit beruhigte die Masse der Gläubigen sich abermals, auch Schleyermacher und die übrigen versiegelten Theologen! — Zogen auch einige Familien sich nach so vielen Täuschungen jetzt von der Societät und werdenden Gemeinde beschämt zurück, so wurden doch um so mehr neue angeworben und die Hoffnung aller auf das so flott im Bau begriffene neue Zion gelenkt.

Es liegt eigentlich nicht in der Aufgabe dieses Buches, unsern Heiligen nach Ronsdorf zu folgen. Aber wir können doch auch nicht ohne Weiteres den Faden abbrechen und wollen daher wenigstens das Wesentlichste der ferneren, erst in Ronsdorf sich recht entwickelnden Geschichte mittheilen.

Schon innerhalb der ersten drei oder vier Jahre wurden nun zu Ronsdorf 40 neue Häuser gebaut. Die Stellung derselben war absichtlich so, daß man aus jedem von ihnen die „Stiftshütte", das Eller'sche Haus, sehen konnte; die meisten hatten diesem ihre Morgenseite zugekehrt.

Die Einwanderer kamen nicht blos von Elberfeld, sondern auch von Düsseldorf, Cöln, Ratingen, Homberg, Wülfrath, Neviges, Mettmann, Linnich u. s. w. In allen diesen Orten war man von zionitischen Predigern oder Sendboten aufgeschreckt worden, dem nahen Untergange „Babels" zu entrinnen und das neue Zion bauen zu helfen. — Eller klassifizirte weislich seine Leute in Wissende und Nichtwissende, — Erstere wieder in „Geschenkte" und „Fremdlinge." Als nun die Gemeinde sich mehrte, brachte er mit großer Klugheit durch erschlichene Collectenscheine und andere Mittel das erforderliche Geld zum Bau einer Kirche und zur Besoldung eines Pfarrers zusammen. Ebenso gelang es ihm 1741 die Genehmigung der Landesregierung zur Gründung einer förmlichen kirchlichen Gemeinde zu erwirken, indem er diese fälschlich für eine reformirte ausgab. So oft die Regierung Schwierigkeiten machte, wußte er sich die Verwendung Preußens zu verschaffen, welchem bekanntlich die Protection der bergischen Protestanten zustand.

Wo er einen Zweck auf geraden Wegen nicht zu erreichen vermochte, versuchte er es auf krummen, — mit Bestechungen, Lügen und falschen Zeugen. Bei der Einwirkung auf die preußische Regierung war namentlich sein Stiefsohn Arnold Volkhaus, welcher damals als Regiments-Chirurg in Berlin lebte und sich ungewöhnlichen Einfluß auf das Ministerium zu verschaffen wußte, die wichtigste Zwischenperson.

Zum Pastor der neuen kirchlichen Gemeinde wurde auf Ellers Geheiß Schleyermacher gewählt, und wirklich nahm dieser die Wahl an, indem er seiner zionitischen Glaubensbegeisterung uneigennützig seine offenbar viel einträglichere Pfarrstelle an der schon so großen Elberfelder reformirten Gemeinde zum Opfer brachte. Auf Weihnachten 1741 hielt er seine Antrittspredigt in der inzwischen fertig gewordenen Ronsdorfer Kirche.

So war nun die philadelphische Gemeinde wirklich constituirt, — nur daß sie einstweilen äußerlich sich noch den Anschein einer gewöhnlichen

reformirten Gemeinde bewahrte. — Mit der neuen Fleischwerdung des Messias wollte es jedoch nicht gelingen. Es wurden dem heiligen Paare zwar noch manche Kinder „geschenkt", allein keine eigenen weiter geboren. Dagegen wiesen die Inspiration und die zionitische Theologie um so nachdrücklicher auf die hohe Bedeutung der Zionseltern selbst und ihrer im Leben gebliebenen Töchter hin. Erstere wurden z. B. „die beiden Zeugen Gottes, in denen Zion seinen unbeweglichen Grund empfangen", — mit Anspielung auf die Eller'sche Floretfabrik oft auch das „Flor-Fürstenpaar" genannt. Ferner meinte man, das Himmelreich sei jetzt in Wahrheit einem Kaufmanne gleich, der eine schöne Perle gefunden. Die zwei Mädchen aber hießen nach Zach. 4, 14: „die beiden Oelkinder (oder „Oel-Palm-Zionskinder"), die bei dem Herrscher des ganzen Landes stehen."

Und Herrscher war Eller in der That, und er wurde es immer mehr. Schon jetzt geschah in Ronsdorf fast nichts ohne seine Anordnung oder Genehmigung. Insbesondere wurde ohne diese kein Brautpaar getraut; manches brachte er allein zusammen, und für jedes Kind, das getauft wurde, wählte Eller den Namen, — in der Regel einen biblischen. Auch in die Behandlung der Kranken, in die Medizin mischte er sich. Bei dem Meisten aber, was er that, stützte er sich auf die Inspiration. — In der Kirche hatte er für sich und seine Familie einen abgesonderten, schier fürstlichen Sitz.

Aber ach! Gegen Ende 1743, auf einem Gastmahle im Bosselmann'schen Hause starb plötzlich seine Frau, — die Zionsmutter, die schöne Perle, das Weib mit der Sonne und wie sie sonst noch heißen mochte. Und der verheißene Benjamin war noch nicht da!

Nun hatte es den Anschein, als ob das ganze Gebäude Eller'schen Truges zusammenbrechen wolle. Wirklich wankte der Glaube Schleyermacher's und mancher anderen Versiegelten sehr bedeutend, und befestigte sich zum Theil auch nicht wieder. Allein die übrigen Theologen und die große Masse der Gläubigen zu halten, verstand Eller dennoch auch diesmal. Wenn auch die Mutter der Gemeinde abberufen sei, so lebe doch noch der Vater, sagte er, und nahm nun die ganze hohe Würde der Verstorbenen für sich mit in Anspruch. Bei den Gläubigen stieg also sogar sein Ansehen. Und auch noch neue Anhänger wurden gewonnen und herbeigezogen. Die ferneren Inspirationen vertheilten

sich indeß auf ihn, seine Tochter Sahrah und später besonders mit auf eine Frau Bosselmann.

Am 13. September 1745 wurde Ronsdorf zur Stadt erhoben — und Eller, welcher natürlich auch dies betrieben hatte, zu deren Bürgermeister ernannt! So war nun vollends die weltliche und die geistliche Macht des Orts in seiner Person vereinigt. Wie die Kirchenbeamten, so wurden auch die Magistratsmitglieder nur nach seinem Einfluß gewählt; er regierte fast unumschränkt. — Weil Pastor Schleyermacher ihm nicht gläubig genug mehr war, so wurde diesem der fanatisch entschiedene Ellerianer Pastor Wülfing als zweiter Pfarrer der Gemeinde zur Seite gestellt.

Ueber diesen merkwürdigen Seelenhirten urtheilt Jung-Stilling: er habe „so herrlich und hinreißend gepredigt, daß seine Zuhörer in Thränen zerflossen", und dennoch sei er „einer der größten Verbrecher gewesen, die je gelebt!" „nicht etwa ein leichtsinniger Mensch, sondern ein bedächtlicher Sünder, der alles mit Ueberlegung that, um seine teuflischen Pläne recht gescheidt auszuführen!" bei seiner „unbeschreiblichen Vorsicht" habe man ihm nicht beikommen können, „obgleich ihm kein Laster zu groß gewesen" sei, und er — „das Schaffot zu besteigen, mehr als einmal verdient" habe! — Er war auch der Haupt-Liederdichter des Neuen Zions; in Poesie wie in Prosa feierte er den Zionsvater und die beiden Töchter, früherhin besonders die nun verstorbene Zionsmutter. — Und dieser Mann — es ist unbegreiflich — wurde durch Eller's wunderbaren Einfluß im folgenden Jahre (1746) zum Königlich Preußischen Consistorialrath ernannt, obgleich er nicht etwa nur außerhalb Preußens, sondern auch außerhalb jeder anerkannten Confession stand!

Schon seit 1743 bestanden lebhafte Streitigkeiten zwischen der Gemeinde Ronsdorf und der reformirten Synode von Jülich, Cleve, Mark und Berg, weil jene ja nur scheinbar sich zur reformirten Kirche hielt, wirklich aber ganz anderer Art war, und die Synode daher deren Umwandlung oder Ausscheidung verlangte. Mit feiner List und grober Lüge wußten Eller und sein Anhang dabei immer von neuem zu bewirken, daß die Pfälzische Landesregierung und noch entschiedener die Schutzregierung Preußen sich auf die Ronsdorfer Seite stellten und die Synode in ihren Rechten und Gefühlen tief verletzten. — Noch mehr!

unter'm 3. April 1749 ernannte Friedrich II. unsern Ronsdorfer Zionsvater zum Königlichen Geheimenrath, zum Preußischen Agenten und Residenten, ja zum Vorsteher aller Protestanten in Jülich, Cleve, Mark und Berg!!! Alles Protestiren der Synode dagegen und gegen jene Erhöhung Wülfings war viele Jahre hindurch erfolglos. So war der größte und klarsehendste Monarch des Jahrhunderts in dieser Angelegenheit von unsern Zioniten umgarnt, belogen und verblendet worden! Niemand würde es glauben, wenn nicht die unwiderleglichsten Beweise vorlägen.

Bei so großer Ehre mochte Eller auch in seinem Hause nicht länger allein stehen: im September 1749 heirathete er die schon genannte und ihm längst vertraute, inzwischen plötzlich Wittwe gewordene und reiche Frau Bosselmann. Sie wurde damit auch für die Gemeinde zur neuen Zionsmutter erhoben und von Wülfing und Andern als solche hoch gefeiert. — Die früher erwähnten Liebesmahle standen um diese Zeit recht in ihrem Glanze; oft arteten sie in förmliche Schwelgereien und Trinkgelage aus, bei denen Pastor Wülfing nichts weniger als der Nüchternste zu bleiben pflegte.

Schleyermacher dagegen hatte sich schon längst seiner Theilnahme an dem Unsinn geschämt, sogar dagegen mit einiger Vorsicht gepredigt und einen großen Theil der Gemeinde für sich gewonnen. Obgleich die Eller'sche Partei die herrschende blieb, so wollte es dieser trotz aller Anstrengungen doch lange nicht gelingen, den Abgefallenen zu beseitigen. Erst in diesem Jahre, 1749, als er immer kühner geworden war und von der Kanzel herab Eller geradezu Betrüger und Widerchrist genannt hatte, sah er sich genöthigt, aus der Stadt zu flüchten, und der Ellerianer Pastor Rudenhaus von Ratingen wurde an seine Stelle berufen. Dieser wetteiferte dann mit Wülfing, das Ansehen des Propheten herzustellen und zu erhöhen. Doch wurde durch die vermittelnde Regierung die Gemeinde veranlaßt, dem vertriebenen Schleyermacher eine Entschädigungssumme von 5200 Rthlr. zu zahlen.

Schleyermacher war nach Elberfeld zurückgekehrt. Aber Eller, Wülfing und Anhänger verfolgten ihn mit unversöhnlicher Rache, verläumdeten ihn, wo und wie sie konnten, und klagten ihn, unterstützt von gedungenen Zeugen, selbst bei den höchsten Behörden und selbst der größten Verbrechen, namentlich auch des Mordes, der Majestätsbeleidigung und der Zauberei an.

In Folge dessen kam es wirklich zu einer Kriminaluntersuchung, und am 24. April 1750 rückte ein Commando von 160 Mann Soldaten in Elberfeld ein, um ihn, sowie Knevels und andere abgefallene und verklagte Zioniten, zu verhaften. Doch war er so glücklich, in's Ausland, nach Holland zu entkommen. — Wir unsererseits wollen ihm auch nicht den kleinsten Stein nachwerfen. Wir halten ihn weder für einen Zauberer, noch für einen Verbrecher, sondern für einen aufrichtigen und frommen Mann. Er hatte nun einmal, auch schon vor seinem Anschluß an Eller, aus theologischen Gründen die Zukunft Christi für nahe, jeden Zweifel daran für sündlich und die Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben für Pflicht gehalten. Und die Worte aus den Zionseltern klangen so göttlich! Trotz so vieler laut sprechenden Thatsachen und Vernunftgründe war er daher allerdings fast 20 Jahre lang einer auf Heuchelei und Betrug begründeten Sekte treu geblieben. Aber sobald er endlich seinen Irrthum erkannt hatte, zerriß er auch muthig den Schleier, den er mit hatte machen helfen.

Elias Eller starb am 16. Mai 1750 an der Wassersucht. — Eine sichtliche Strafe seiner Heuchelei und ganzen Schändlichkeit ist ihm anders hienieden nicht zu Theil geworden. Wülfing feierte ihn noch fortwährend auf der Kanzel und erklärte geradezu, Elias sei gen Himmel gefahren, — habe aber seinen Mantel fallen lassen.

Der Mantel Ellers wurde von seinem Stiefsohn Johannes Bolkhaus aufgenommen. Dieser trat nämlich, so viel möglich, in allen Beziehungen an Ellers Stelle und wurde in den geistlichen Angelegenheiten dabei von beiden Pfarrern energisch unterstützt. Der Spuk wurde noch immer toller, zerfiel aber endlich — theils durch Zwiespalt, theils durch Enthüllungen — in sich selbst. Der Zwiespalt entstand zunächst durch hierarchische Eifersucht zwischen dem neuen Zionsvater und der Wittwe und den Töchtern des verstorbenen. Besonders wurde er noch dadurch vergrößert, daß Ersterer im Jahre 1764 die bei seiner ersten Berufung ihm speziell auferlegte und von ihm beschworene Verpflichtung, nicht zu heirathen, übertrat, indem er eine Wittwe Schüller zu seiner Gattin und zur neuen Zionsmutter machte. In einem Theile seiner Anhänger wurde dadurch die so oft getäuschte Hoffnung auf die Neugeburt des göttlichen Benjamin angeregt, ohne jedoch — auch nur einen Anschein von Erfüllung zu finden; ein bedeutender anderer Theil

dagegen sah darin Abfall von Gott und stellte sich auf die Seite der Wittwe und Töchter Ellers; noch ein anderer wurde des ganzen Unsinns überdrüssig und zog so viel wie möglich sich von Ronsdorf nach den früheren Heimathen zurück. — Die Enthüllungen geschahen erstlich durch Schleyermacher, sowohl mündlich und brieflich als auch in seiner gedruckten „Apologie", sodann durch Pastor Rubenhaus, der 1762 von der Sekte zurücktrat, und endlich besonders schonungslos, vielleicht auch nicht ohne grobe Uebertreibung, durch den ebenfalls zurückgetretenen Candidaten Knevels, so wie mehr unabsichtlich durch Bolkhaus, Wülfing und andere Betheiligte selbst. In Folge davon wurde 1764 endlich Bolkhaus in seiner Eigenschaft als königlich preußischer Agent und Vorsteher der Jülich-Bergischen Protestanten, und ebenso Wülfing als preußischer Consistorialrath förmlich und schimpflich abgesetzt. Dadurch gerieth Letzterer so in Erbitterung, daß er, dem Bolkhaus alle Schuld beimessend, diesen (— als den Sohn der in Elberfeld so freventlich verstoßenen „Kröte Vasthi", —) ein „verruchtes Krötenkind", desgleichen „Windhans", „Großhans", „Widerchrist" u. s. w. schimpfte, in diesem Sinne auch gegen ihn predigte und eine Menge giftiger Schmähschriften schrieb, die seine eigene Schande natürlich mit enthüllten. Dabei bewies er durchaus nichts von wirklicher Reue, sondern suchte noch immer sich einen heimlichen großen zionitischen Anhang zu erhalten, wiewohl er zum Schein aufs Neue sich den Anordnungen der Synoden und Behörden unterwarf. 1766 wurde er von der Düsseldorfer Regierung denn auch seines Pfarramts entsetzt, zugleich verhaftet und dann in Düsseldorf eine Zeitlang im Gefängniß gehalten. Nach seiner Befreiung kam er dergestalt in Armuth und Noth, daß er nebst seinen Töchtern spinnen mußte, um nicht zu verhungern. Dennoch blieb er bis zu seinem Tode ein höchst verschmitzter und verstockter Sünder, der selbst mit der Buße frevelhaften Spott trieb.

Der seiner geistlichen wie weltlichen Würden entkleidete Bolkhaus scheint sich mit mehr Ruhe in das Unabwendbare gefügt und als reichster Mann des Orts trotz aller Enthüllungen ein äußerliches Ansehen bewahrt zu haben. Die zionitischen Geheimschriften, die als Beweismittel gegen ihn und die Sekte hätten dienen können, hatte er auf's Sorgfältigste eingefordert und vernichtet.

Einiges davon, selbst Bruchstücke der Hirtentasche, Wülfing's Musikschule rc. ward nichts desto weniger in Abschriften erhalten.

Auch der Katechismus und das öffentliche Gesangbuch der Ronsdorfer Gemeinde, letzteres unter dem Titel „Ronsdorfs silberne Trompeten", mit dem Anhang „das jubilirende Ronsdorf", enthielten natürlich, wenn auch versteckter und verblümter, des Sectirerischen sehr viel und wurden daher auf Anordnung der Synode 1768 abgeschafft, die Gemeinde selbst aber, mit ihrer Zustimmung, nach den Grundsätzen der reformirten Kirche reorganisirt. — So hatte nun als Gemeinde die merkwürdige Sekte aufgehört; und unter dem Einfluß kirchlich gläubiger und nüchternerer Pfarrer schmolzen ihre Ueberbleibsel immer mehr zusammen. Doch sollen sogar bis zu unsern Tagen noch einzelne geheime Nachzügler der Zioniten Wülfing'scher Färbung in Ronsdorf sich erhalten haben. — Die Stadt selbst besteht als werthvolles Erzeugniß und Denkmal einer beklagenswerthen Erscheinung fort.

Die ganze Geschichte aber, von der wir vieles schon deßhalb unberührt ließen, um uns nicht zu beschmutzen, kommt uns vor wie eine gewaltige Thatsachen-Predigt, — etwa über den Text: „Haltet die Augen offen und klar, und prüfet die Geister, ob sie von Gott sind!" — — —

Die Reformirten und Lutheraner in Elberfeld lebten jetzt endlich wenigstens äußerlich in Frieden, hielten sich aber scharf getrennt. Das ging noch immer so weit, daß im Jahre 1769 die lutherische Gemeinde für alte Zukunft oder wie sie sich ausdrückte „ein für alle Mal" den Beschluß faßte: „Zu Kirchmeistern und Provisoren sollen keine Männer gewählt werden, welche reformirte Frauen haben." Wegen Ueberhandnahme der lutherisch und reformirt gemischten Ehen war aber doch dieser Beschluß nicht sehr lange durchzuführen und wurde daher 1787, wo auch die confessionelle Halsstarrigkeit im Allgemeinen sich schon etwas gemildert hatte, wieder aufgehoben. —

Am 19. April 1761 gab es außerordentliche Feierlichkeiten in Elberfeld, und zwar wegen des hoffnungsreichen Zustandes der Landesmutter, der Gemahlin des Churfürsten Carl Theodor. Dies Fest und die freudige Theilnahme der Bürgerschaft daran wird um so begreiflicher, wenn wir uns erinnern, wie oft in der bergischen Geschichte ein Landesherr ohne directe Erben verstarb. Schon Abends vorher wurde durch

Glockengeläut und Geschützdonner die Feier angekündigt und begonnen. Beides wiederholte sich Morgens um 6 Uhr, Vormittags bei Beginn und bei Beendigung des Gottesdienstes, so wie Mittags, Nachmittags und Abends. Sämmtliche Magistratsglieder und gewesene Bürgermeister zogen vom Rathhause in feierlicher Ordnung, die Junggesellencompagnie mit fliegender Fahne und Musik vorauf, nach den drei Kirchen, in welchen das Tedeum laudamus gesungen wurde. Aus der katholischen Kirche wurde der Amtmann, Freiherr v. Schirp, durch eine Deputation des Raths und die Junggesellencompagnie abgeholt. Um 4 Uhr hatten die Behörden und Geistlichen im Rathhause ein Festessen, wobei unter erneutem Donner des großen und kleinen Geschützes und „entsetzlichem Vivatgeschrei" der draußen stehenden Menge „die Gesundheit der Landesmutter abgetrunken" wurde. Zu gleichem Zwecke versammelten sich die Kaufmannschaft und mehrere Zünfte in besonderen Lokalen. Abends war großes Feuerwerk, und das Rathhaus und andere Gebäude mit den Namenszügen der Churfürstin und sonstigen auf die Feier des Tages sich beziehenden Inschriften und bildlichen Darstellungen illuminirt. Besonders glänzten in dieser Weise an und neben dem Rathhause sechs große Tafeln, deren amtliche Beschreibung noch vorhanden ist, uns hier aber zu viel Raum kosten würde. Sodann zeigte sich ein offener Wagen, woran zwei Tauben gespannt, die sich schnäbelten; vorn auf dem Wagen saß Cupido mit abgezogenem Bogen, auf der Seite einen Köcher mit Pfeilen, in der Hand das von ihm mit einem Pfeil durchschossene Herz der Venus; mitten im Wagen war diese selbst, von Cupido überwunden, zu sehen. Weiter erschien Merkurius, in der einen Hand einen Brief haltend, welcher der Elberfelder Kaufmannschaft die so erfreuliche Botschaft vom Hohen Churhause überbrachte, daß Hochdasselbe mit der guten Hoffnung gekrönt sei, die Jülich-Bergischen Lande bald mit einem Erben beschenken zu können.

Die Inschriften waren meist ziemlich naiv, wenn auch nicht gerade sehr poetisch. Die der Weberzunft z. B. lautete:

„Herr, erhöre heut' der Weberzunft ihr Wünschen:
Erfreue das Churhaus mit einem jungen Prinzen!"

Die meisten andern sprachen dasselbe, nur etwas verblümter aus. Dieser Wunsch der ganzen Bürgerschaft ging denn auch seiner Zeit in

Erfüllung; aber leider starb der junge Prinz bald nach der Geburt, und ein anderer kam nicht. —

Das der Bürgerschaft unliebsamste Gewerbe scheint das des „Fesselboten" oder Stadt-Executors gewesen zu sein. 1764 zeigte nämlich der Fesselbote Vincenz Meyer beim Magistrat an, daß ihm „wegen seiner Bedienung" kein Mensch in der Stadt eine Wohnung verpachten wolle, und der Magistrat war daher genöthigt, eigens für ihn ein Häuschen zu kaufen.

Von 1770 an erblühete in Elberfeld namentlich auch die Seidenmanufactur.

In den Jahren 1772 — 78 wohnte der berühmte J. H. Jung, genannt Stilling, als praktischer Arzt und angehender ascetischer, belletristischer, ökonomischer und technologischer Schriftsteller in Elberfeld. Schon in den sechsziger Jahren, als er in verschiedenen Orten der Umgegend bald als Schneidergeselle, bald als Handlungslehrling, bald als Hauslehrer 2c. sich aufhielt hatte er zum öftern und mit großer Vorliebe unsere Stadt besucht. Er nennt sie in seiner Lebensgeschichte „die unvergleichliche Stadt mit dem paradiesischen Thale". Ferner heißt es darin: „die prächtigen Paläste der Kaufleute, die zierlichen Häuser der Bürger und Handwerksleute, nebst der überaus großen Reinlichkeit, 2c. entzückten ihn ganz." — In Elberfeld besuchten ihn im Jahre 1772 einmal gleichzeitig seine Universitätsfreunde Göthe und Lavater; der Tersteegianer Caspary und der Rektor Hasenkamp fanden sich auch noch dazu; — eine Zusammenkunft, welche durch die Bedeutung und große Ungleichartigkeit der freundschaftlich vereinigten Männer zu einer Berühmtheit in der Literatur- und Culturgeschichte gelangt ist. Als Göthe in seiner gemüthlich übermüthigen Weise zwischen Stilling und Lavater saß, würde er sich genau ebenso vorkommen, wie in jener ähnlichen Zusammenkunft in Koblenz, von der er singt:

Prophete rechts, Prophete links, —
Das Weltkind in der Mitten!

Abends führte Stilling den großen, schon damals hochberühmten Dichter in eine Versammlung angesehener Kaufleute und stellte ihn diesen in üblicher Weise vor; — da traf es sich, wie es heißt, daß keiner der Herren sich erinnern konnte, schon etwas von einem Dichter dieses Namens gehört zu haben!!

Vielleicht war diese charakteristische Unkunde eine Veranlassung mit dazu, daß im zweiten Jahre nachher in Elberfeld die sogenannte „Erste Gesellschaft" gegründet wurde, wozu außer Kaufleuten auch hervorragendste Beamte, Lehrer 2c. gehörten, und in welcher in der Regel jede Woche das eine oder andere Mitglied einen belehrenden Vortrag hielt. Stilling war einer der 8 Stifter dieser ältesten geschlossenen Gesellschaft der Stadt. — Uebrigens ging es dem Dr. Jung, obgleich ihm namentlich seine vielen glücklichen Staaroperationen großen ärztlichen Ruf verschafften, gar nicht besonders nach Wunsch in Elberfeld. Theils befaßte er sich mit zu vielerlei, theils verstand er sammt seiner Frau das Haushalten nicht so recht, und theils hatte er es seit seinem Straßburger Studium vielfach mit den hiesigen religiösen Parteien verdorben, war dagegen den Weltkindern immerhin viel zu fromm. Seine unerwartete Berufung nach der Universität Kaiserslautern, als Professor der Landwirthschaft, Technologie, Handlung und Vieharzneikunde nahm er daher (1778) um so lieber an.

Der oben erwähnte Caspary, ein wohlhabender Kaufmann, war um diese Zeit der bedeutendste unter den Elberfelder Anhängern des frommen und edlen Tersteegen, — ebenso wie einige Zeit vorher der schon 1720 erweckte Peter Kohl (auch Kuhls genannt,) und späterhin der erst 1836 verstorbene „alte Diedrichs", welcher noch im hohen Greisenalter Tersteegianische Versammlungen in Tersteegen's und Evertsen's Weise hielt.

In dem größten Theile des 18. Jahrhunderts war die vornehmste Gastwirthschaft von Elberfeld die „im Thurmhofe", der besuchteste Spielplatz der Jugend die „Heubahn" in der Kluse. — Am „Kluser Kopp" waren auch für Erwachsene zierliche, mit Bäumchen besetzte Wege zum Spazierengehen und Bänke zum Ausruhen.

Am 5. Februar 1783 fand in Elberfeld ein Aufstand der Leinweber statt. Der Fabrikherr G. Brügelmann war nämlich mit mehreren Leinwebermeistern in einen Prozeß gerathen und hatte ein ihm günstiges Urtheil erlangt, welches von den Leinwebern für unbillig und ungerecht gehalten wurde. Daher zogen ihrer Hunderte in großer Entrüstung vor das Rathhaus, forderten drohend ein ganz entgegengesetzt lautendes Urtheil, beschimpften den Magistrat, zerrissen die Akten des Stadtsyndikus und trieben es überhaupt so toll, daß der Magistrat sich genöthigt

sah, das Rathhaus zu verlassen. Auf seine Requisition kam nächsten Tages von Düsseldorf ein Militärcommando von 300 Mann Infanterie und 80 Dragonern. Dieses stellte die Ruhe wieder her und führte 50 Webermeister mit sich nach Düsseldorf. Nach ihrer Entlassung aus der Haft hatten die Schuldigen auch noch die sehr bedeutenden Kosten des Militär- und Gerichtsverfahrens zu ersetzen.

Um etwa 1786 kam die Türkisch-Roth-Färberei in Elberfeld auf.

So wurde die Industrie der Stadt immer mannichfaltiger und bedeutender, und immer erfreulicher blühte der Wohlstand. Daneben aber nahm, wie in Fabrikstädten gewöhnlich, in einem Theile der Bevölkerung auch die Armuth zu.

Auch von den Fabrikanten und Kaufleuten hatte begreiflicher Weise nicht jeder Glück und Geschick. Nach den Erinnerungen eines Greises (— vergl. Elberfelder Kreisblatt 1855 Nr. 42 —) brach um diese Zeit, in den achtziger oder neunziger Jahren, der erste Bankerott in Elberfeld aus. „Das war" — sagt unser Gewährsmann wörtlich — „damals etwas ganz Unerhörtes. Die Verluste blieben meist im Thal. Die reicheren Gläubiger traten zusammen und strichen die fehlenden Summen, damit nur ja nicht lang und viel darüber geredet werde und das ehrenhafte Wupperthal nur keinen bösen Leumund bekomme. Nicht lange darnach kam der zweite Bankerott; das war aber ein betrügerischer, von einem Franzosen, der hatte sich heimlich durchgemacht, und man war allgemein froh, daß er kein Einheimischer und kein Deutscher war. Nachdem blieb es eine Zeit lang ruhig; darnach aber, in der Kriegszeit, fielen mehrere vor, und seitdem, — wer kann sie auch im Wupperthale alle zählen?"

Bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde für die Armen in Elberfeld seitens der bürgerlichen Behörde nur durch die Erlaubniß, Organisation und Duldung des Bettlerwesens gesorgt. Die vom Magistrat als zum Betteln berechtigt Erklärten trugen ein ihnen als Legitimationszeichen verliehenes Schild auf der Brust, das mit dem städtischen Wappen geziert war. Der Umzug dieser dabei in Lumpen gehüllten Gestalten, der Bettelvogt an der Spitze, mochte einen eigenthümlichen Anblick gewähren. Aber das Geschäft war einträglich genug. Wer in Besitz des Bettelschildes gelangte, konnte sich als einen geborgenen Mann betrachten: sein und seiner Familie Lebensunterhalt war

gesichert, und sie hatten es, ohne zu arbeiten, meist viel besser, als manche von Denen, die sich mit saurer Arbeit ihr Brod verdienen mußten. Die Anzahl dieser privilegirten Bettler belief sich gewöhnlich auf ungefähr 100. Neben ihnen aber gab es eine große Menge unprivilegirter Bettler, oft über 400, ungerechnet die vielen, die von auswärts kamen. So wurden die Thüren der Bürger an gewissen Tagen der Woche fast nicht leer.

Im Uebrigen war die Armenpflege der Stadt ganz in der Hand der Vorstände der Kirchengemeinden. Doch kamen dabei gar schöne Züge hochherziger Mildtthätigkeit vor. Hören wir darüber den schon vorhin citirten Greis:

„Ich war damals auch Provisor. In einem Monat, es war im April, hatten wir allein aus dem Klingelbeutel 500 Rthlr. im Armenstock. — Von den Herren A. und G. F. war einer der Brüder ein Junggesell und gab jeden Sonntag einen Kronenthaler in den Klingelbeutel. Der war mal ein viertel Jahr krank; als er darnach wieder in die Kirche kam, da gab er mir ein solches Gewicht in den Klingelbeutel, daß ich fast erschrack, und als ich's später in der Gerkammer nachsah, waren's 13 Kronthaler, für jeden Sonntag, den er nicht hatte kommen können, einen. Und wenn die kirchlichen Gemeindebücher um Neujahr abgeschlossen wurden, dann schickten die Herren A. und G. F. gewöhnlich „eine kleine Summe zum besseren Abschluß", — als ich Provisor war, gerade 100 Kronthaler. — So ähnlich that auch Herr W.; der gab jeden Sonntag seinen Dukaten, und wenn er einen Sonntag oder zwei draus bleiben mußte, dann richtig den folgenden Sonntag seine d r e i" u. s. w.

Am 24. Februar 1800 fand zum ersten Male von Seiten der bürgerlichen Gemeinde eine ordentliche Vertheilung von ihr aufgebrachter Gaben unter die Armen statt, wogegen die öffentliche Bettelei verboten wurde. — Die Art der Aufbringung und Vertheilung der Armenbedürfnisse hat seitdem mehrfach gewechselt.

Im Jahr 1804 kam es in Elberfeld zu einem Gesellen- und Pöbel-Aufstand, der sogenannten Laternenrevolte. Es war nämlich ein aus anderer Gegend hereingewanderter Webergesell Nachts, weil er sich ungebührlich betragen, von einem Wachtmann wund geschlagen worden, und der Geschlagene, ein durchtriebener Bursche, hatte dann in Hand-

werkerherbergen und Innungsversammlungen die Sache mit Beredtsamkeit so dargestellt oder darstellen lassen, als wenn ihm das schreiendste Unrecht geschehen und in ihm der ganze Handwerkerstand schwer beleidigt sei. In Folge dessen rottete sich eine große Menge, meist aus Gesellen und Lehrlingen bestehend, zusammen, warf Laternen und Fensterscheiben ein, stürmte in's Rathhaus, verjagte die Magistratsversammlung, zertrümmerte Stühle, Tische und Bänke, warf sogar den Ofen sammt dem Feuer auf die Straße und was des Unfugs mehr war. Doch bald wurde von Bürgern, die sich schnell zusammengeschaart hatten und unter der Führung von W. Volkmann und J. Uellenberg von hinten in's Rathhaus drangen, dieses von den Wüthenden gesäubert. Um die Ordnung in der Stadt vollständig herzustellen und zu erhalten, bildete sich eine förmliche Sicherheitswache. Rittmeister derselben war C. Nieland, sein Hauptquartier im Zweibrückerhof. Die Rebellen wurden überall, wo sie sich noch zeigten, zersprengt und ihrer viele ergriffen und festgesetzt.

Als ein Zeichen zunehmender religiöser Duldsamkeit haben wir zu berichten, daß im Jahre 1805 der reformirte Pastor Benzenberg aus Schöler die Erlaubniß erhielt und auch wirklich, wie es in einem damaligen Bericht darüber heißt, die „Künheit“ hatte, auf der Elberfelder lutherischen Kanzel zu predigen, — was in unserer Stadt das erste Beispiel dieser Art war.

Während der Continentalsperre in der Franzosenzeit hatte in Elberfeld wenigstens die Fabrikation der feineren Baumwollenzeuge ihren Glanz- und Höhepunkt.

Am 1. Mai 1809 wurde mit ausdrücklicher Genehmigung Napoleons der alte reformirte Kirchhof für 4400 Rthlr. an die Stadtgemeinde verkauft. Bald nachher erwarb dieselbe auch den danebenliegenden katholischen Friedhof und ließ aus beiden dann den jetzigen Neumarkt herstellen.

Von Alters her waren in Elberfeld 2 Jahrmärkte jährlich, nämlich auf Aschermittwoch und auf Laurentius. Diese fielen weg und traten dagegen die jetzigen Messen in's Leben.

Obgleich am Klüppelrussenaufstand vom Januar 1813 Elberfeld, wie wir gesehen haben, sich so gut wie gar nicht betheiligt hatte, wurde

dennoch hier, kraft eines Decrets des zürnenden Kaisers, bald darauf zur Strafe eine nicht unbedeutende Waarenconfiscation vorgenommen.

Durch Abzug der französischen Beamten und Militairs erreichte die Fremdherrschaft für Elberfeld am 9. November 1813 ihr Ende. Einige Hundert Väter und Mütter, welche, als Garanten für ihre flüchtiggewordnen conscriptionspflichtigen Söhne von den Franzosen auf Kosten der Stadt eingesperrt gehalten worden waren, erhielten damit auch ihre Freiheit wieder. Eine Sicherheitsbürgerwehr unter P. Wilemsen sorgte für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung.

Am 11. desselben Monats war Elberfeld bereits Sitz einer russischen Kommandantur. Oberst von Chaniekoff war Kommandant für Elberfeld und Barmen, Karl Brögelmann Unterkommandant für Elberfeld.

Bei der Volkserhebung von 1814 wurde der wackere Gerhard Siebel, auch als Gründer der Freimaurerloge und des Museums oder jetzigen Casinos bekannt, Oberbannerherr des Landsturms. Die noch jetzt bestehende, am Brill zusammenkommende Schützengilde datirt ihren Ursprung von diesem Landsturm her.

Während des Jahres 1814 wurden nicht weniger als 65 Generale, 770 Stabsoffiziere, 7766 Subalternoffiziere, 7370 Unteroffiziere, 109360 Gemeine und 30977 Pferde in Elberfeld einquartiert! Zudem befand sich in den ersten 6 Monaten vor der Stadt ein russisches Lazareth mit 500 Kranken. Auch den Fürsten Blücher, den Kronprinzen von Schweden und viele andere hohe Personen sah Elberfeld damals in seiner Mitte.

Am 1. Januar desselben Jahres wurde auf Anordnung der städtischen Behörde die Errettung des deutschen Gesammtvaterlandes glänzend gefeiert, und am 9. November auf dem Neumarkt eine noch heute wohlgedeihende junge Eiche zum Andenken der Befreiung gepflanzt.

Bei der ersten preußischen Volkszählung ergab sich für Elberfeld eine Einwohnerzahl von 21574.

Obgleich wir im Allgemeinen die Geschichte der preußischen Periode uns für später aufsparen, wollen wir doch hier zunächst noch ein bis zur Gegenwart reichendes vollständiges Verzeichniß der Pfarrer der evangelischen Gemeinden der Stadt folgen lassen, nachdem wir die wenigen der katholischen Gemeinde bereits oben bis zur Jetztzeit genannt haben.

An der reformirten Gemeinde wirkten:

1) und 2) bei Annahme des Heidelberger Katechismus 1568 W. Heimbach und J. Vollmar, unter Mitwirkung des Reformators P. von Lohe.

3) H. Fabricius, trat ein 1581 nach dem Tode der beiden letztgenannten; ging ab 1584.

4) H. Hogel 1584, ging ab 1586.

5) Th. von Horn 1586, starb 1596.

6) J. Kallmann (der ältere) 1589 an Heimbach's Stelle, starb 1613.

7) S. Buddäus (Budde) 1590, ging ab 1615.

8) P. Körten 1607, starb 1618.

9) W. Teschemacher 1614, ging ab 1617.

10) J. Alexius 1618, starb 1628.

11) J. Kallmann (der jüngere) 1619, starb 1629.

12) G. Grüter 1629, starb 1651.

13) J. Knebel 1630, starb 1642.

14) J. Löffler 1643, starb 1658.

15) P. Teschemacher, 1652, starb 1688.

16) A. Hüls 1658, starb 1688.

17) Dr. J. H. Hugenpoth 1662, später Professor in Duisburg.

18) J. Lehnhoff 1667, ging später nach Wesel.

19) J. Ahlius 1676, starb 1695.

20) A. Austen 1691, starb 1703.

21) P. Türk 1696, starb 1703.

22) J. Grüter 1704, starb 1716.

23) B. Meyer 1706, starb 1730.

24) H. Ahasverus 1718, ging später nach Bremen.

25) J. H. Schmucker 1721, ging nach Wesel.

26) D. Schleyermacher 1730, ging ab 1741 nach Ronsdorf.

27) J. A. Meyer 1731, starb 1742.

28) J. R. Druschell 1742, starb 1755.

29) J. Achenbach 1742, dankte ab 1770, starb 1771.

30) J. P. Weyermann 1750, war der erste dritte Pastor, dankte ab 1786, starb 1795.

31) D. Eikel 1756, starb 1788.

32) F. Merken 1770, dankte ab 1801, starb 1802.
33) C. G. Wever 1787, dankte ab 1816, starb 1820.
34) D. Kamp, 1789, starb 1822.
35) A. H. Nourney 1802, starb 1834.
36) D. G. Krummacher 1816, starb 1837.
37) J. Wichelhaus 1823, ging ab nach Bonn 1834.
38) A. Kohl 1831, — der erste vierte Pastor.
39) Dr. F. W. Krummacher 1835, ging ab nach Berlin als Hofprediger 1847.
40) R. Hermann 1836, starb 1839.
41) H. Ball 1838, starb 1860.
42) F. Künzel 1841.
43) F. W. J. Schröder 1848.
44) C. J. F. W. Krafft 1856, — der erste fünfte Pastor.
45) Dr. F. W. Hasenkamp 1857, — der erste sechste Pastor. (Am 26. März wurde die zweite reformirte Kirche eingeweiht.)
46) P. Geyser 1861.

Der Pfarrer an der lutherischen Gemeinde waren folgende:

1) J. H. Trippler 1695, dankte ab 1720.
2) A. Ch. Homeyer 1721, starb 1728.
3) Th. Hartmann 1729, ging ab 1735.
4) Th. Garenfeld 1736, starb 1741.
5) St. Spitzbart 1741, ging ab 1758.
6) F. W. Heusler 1759, starb 1790.
7) F. W. Gelshorn 1767, der erste zweite Pastor, starb 1776.
8) J. C. Böddinghaus 1777, starb 1813.
9) H. C. Rauschenbusch 1790, starb 1815.
10) F. Strauß 1814, ging ab 1824 nach Berlin als Hofprediger.
11) K. A. Döring 1816, starb 1844.
12) A. Hülsmann 1822, ging ab 1846 nach Düsseldorf als Consistorial- und Schulrath.
13) J. F. Sander 1838, erster dritter Pastor, ging ab 1854 nach Wittenberg als Director des theol. Seminars.
14) A. S. Jaspis 1845, ging ab 1855 nach Stettin als Generalsuperintendent.

15) L. Feldner 1847, dankte ab und trat aus der Landeskirche 1858.

16) C. Kunsemüller 1850, erster vierter Pastor, ging ab 1852. (Am 15. Mai 1850 wurde die zweite luth. Kirche eingeweiht.)

17) Dr. C. Scheele 1853, ging ab 1853.

18) A. Lichtenstein 1855.

19) H. W. Rinck 1855.

20) G. Barner 1855. (1857 wurde das neue luth. Gesangbuch eingeführt.)

21) R. Köllner 1859.

Von den, Elberfeld angehörigen Predigern und Vorstehern der von der Landeskirche sich getrennt haltenden (sogenannten Dissidenten- oder Independenten-) Gemeinden nennen wir noch:

1) Dr. H. F. Kohlbrügge, erster und bis jetzt einziger Pfarrer der 1847 von ihm gegründeten „Niederländisch-reformirten Gemeinde." (Kirche in der Dewerthstraße.)

2) Die beiden Aeltesten der seit 1854 bestehenden (gläubig-) „freien evangelischen Gemeinde von Elberfeld und Barmen": H. H. Gräfe, Gründer, und F. H. Neviandt, Prediger der Gemeinde. (Die Versammlungen in Elberfeld in gemiethetem Saale, in Barmen in dafür erbautem Hause.)

3) L. Feldner, erster und bis jetzt einziger Pfarrer der 1858 von ihm gegründeten (alt-) „lutherischen St. Petri-Gemeinde." (Gotteshaus auf der Wilhelmshöhe.)

Die Häupter der bürgerlichen Gemeinde Elberfeld wechselten wie wir schon wissen, bis zum Jahre 1806 jährlich. Der letzte dieser durch Bürgerwahl ernannten Jahres-Bürgermeister war Rüttger Brüning. Ihm folgten während der Fremdherrschaft als Bürgermeister: Abr. Frowein, als Stadtdirector Karl Brögelmann, Frowein, Schleicher, als Maire: F. W. de Landas, Abr. Siebel, Abr. Troost, R. Brüning, J. M. Bredt und wieder R. Brüning. Unter der preußischen Regierung fungirten:

1) R. Brüning, zu Anfang des Jahres 1814 in seinem Amte vom Könige bestätigt, unter Verleihung des Titels Oberbürgermeister.

2) Ad. von Carnap, 1837 unter gleichem Titel. Vom 26. Juni — 17. Dezbr. 1849 war derselbe suspendirt, während welcher Zeit Regierungs-Assessor Dittmer, dermalen Landrath in Duisburg, das Amt provisorisch verwaltete. Von Carnap, von da an wieder in Wirksamkeit, legte im Januar 1851 sein Amt nieder.

3) Regierungsrath — jetzt Geheimer Regierungsrath — Emil Lischke ward am 22. Januar 1851 als Oberbürgermeister eingeführt, erhielt im Februar 1854 das Recht zum Tragen der goldnen Amtskette, und wurde, da seine erste 12jährige Amtsdauer am 22. Januar 1863 abläuft, in der Stadtverordneten-Sitzung vom 5. September 1862 einstimmig auf weitere 12 Jahre wiedergewählt.

VI.

Geschichte Barmens.

Nur aus unbestimmten alten Gränzbezeichnungen, unterstützt durch die noch jetzt auffallend große Dialektverschiedenheit, haben wir den Schluß gezogen, daß auch das Barmer Stückchen Erde wol schon beim Entstehen der Grafschaft Berg zu dieser, und vorher schon zum Keldachgau, zum Tenkterer- und Ubiergebiete gehörte. Vieles spricht dafür, daß auch auf ihm die ersten Ansiedelungen schon in grauer Heidenzeit stattfanden, — nicht im feuchten Grunde des Flußthales, sondern etwa in der Gegend von Wichlinghausen und der Leimbach. Feste geschichtliche Nachrichten über dies alles fehlen jedoch gänzlich.

Die älteste auf uns gekommene Erwähnung und Nennung Barmens, und gleich eine ortsgeschichtlich wichtige, ist vom Jahre 1244. Damals hat nämlich der erste Graf von Berg Limburger Dynastie, Heinrich, „das Barmen" oder „die Güter von Barmen" von dem Grafen Ludwig von Ravensberg käuflich erworben. Worin diese Güter bestanden und was der Kaufpreis war, läßt sich nicht ersehen, weil der betreffende Theil der Urkunden fehlt. Die Güter müssen aber von Belang gewesen sein, da mehrere hohe Anverwandte des Verkäufers in noch vorhandenen Dokumenten den Verkauf förmlichst genehmigten und auf ihre etwaigen betreffenden Erbansprüche Verzicht leisteten. Vermuthen möchten wir, daß es sich dabei ziemlich um dieselbe Grundfläche handelte, welche gegenwärtig die Gemeinde Barmen einnimmt, und daß auch schon ziemlich dieselben Bauernhöfe darauf standen, die wir sogleich aus einer spätern Zeit kennen lernen werden. Jedenfalls aber tritt Barmen mit diesem Verkauf vom Jahre 1244 für uns in die Geschichte ein und erscheint wenigstens von hier an als ein integrirender Theil des Bergischen Landes.

Ungleich mehr Licht fällt auf den Zustand Barmens im fünfzehnten Jahrhundert. Es bestand damals, wie uns aus noch etwas späterer Zeit gemeldet wird, aus 36 Bauernhöfen oder Kothen. Der Haupthof war Eigenthum des Landesherrn, des Herzogs von Berg, und hieß das Haus Barmen, später der Dörner Hof. Er umfaßte alle Ländereien von dem jetzigen Alten Markt bis zum Loh, auch bis an den Carnaper und Leimbacher Hof. Das Hofgebäude, eine Art adeliches Haus oder Edelhof, jedoch nicht befestigt, stand da, wo jetzt der Clever'sche Garten in den Dörnen ist. Die übrigen Bauerngüter waren Lehngüter des Dörner Hofes, und sie hießen: 2) der Westerhof, 3) der Clauserhof, 4) der Loherhof, 5) die Schönnenbeck, 6) der Carnapshof, 7) die Lehmbeck, 8) Rieſcheid, 9) Dikten, 10) Klingelholl, 11) der Westkothen, 12) das Grafengut zu Wichlinghausen, 13) Rittershaus, 14) die Kimnah, 15) der Wülfingerhof, 16) der Wuppermannshof, 17) die Brette, 18) der Wehrterhof, 19) die Bockmühl, 20) der Heckenhauserhof, 21) der Hof am Heid, 22) der Grefenclev, 23) der Sehlhof, 24) das Breuenclev, 25) der Winkelshof, 26) der Bruchrhof, 27) die Sprenge, 28) der Hof am Brögel, 29) die oberste Aue, 30) die unterste Aue, 31) das Fingstscheid, 32) das Bärenthal, 33) die Kapelle, 34) die Gokelsheid, 35) das Lichtenscheid und 36) die Marpen. Die Lage und Größe der meisten dieser Höfe wird man ziemlich erkennen können, wenn man die Namen mit den gleich- und ähnlichklingenden noch jetzt gebräuchlichen Namen zusammenhält und deren Begriff beachtet. Die Pflichten und Rechte dieser Höfe waren in einer noch vorhandenen, in Sonderlands Geschichte von Barmen vollständig und buchstäblich genau mitgetheilten Urkunde festgestellt, welche die „Bärmer Hofsrolle" genannt wurde. Ein vom Amtmann zu Beyenburg aus den Hofsleuten auf Lebenszeit gewählter „Schultheiß" hatte zunächst die Verwaltung; das „Hofsgericht" bestand aus dem Schultheiß und den „Hofsgeschwornen". Die Inhaber der 35 Lehnsgüter bekamen aus dem Barmer Walde und andern „Gemarkungen" nach bestimmten Vorschriften Brenn- und Bauholz zum eigenen Bedarf und dagegen mußten sie auch unentgeldlich die Schleusen der herrschaftlichen Mühle herstellen, die erforderlichen Mühlensteine vom Rheine herbeifahren, die Umzäunung auf dem Dörner Herrenhofe in Ordnung halten und in bestimmter Art und zu bestimmten Zeiten Ackerarbeiten daselbst verrichten, so wie

Schuldhaber, Schuldhühner und Eier liefern. Während der Pflichtarbeit mußte aber auch der Verwalter des Herrenhofs sie in vorgeschriebener Weise mit Trank und Speise versehen. Vormittags namentlich erhielt jeder von ihnen einen „Pickelhäring", den der Elberfelder Küster ihnen schälen und darreichen mußte, wogegen diesem ein Grundstück unter dem Klingelholl, das Eierland, zur Bewirthschaftung eingeräumt war. Wurde den Pflichtarbeitern nicht zur festgesetzten Stunde der Trank gereicht, so hatten sie das Recht, die Arbeit zu verlassen und ganz gemüthlich nach einem bestimmten Wasserbrunnen, nämlich an der Kapelle hinter Bendahl, zu spazieren, auch sich auf dem Hin- und Herwege dreimal auszuruhen; die damit verbrachte Zeit, wenn's auch darüber Abend wurde, mußte ihnen als geleistete Arbeit gut gerechnet werden. — Die Schuld-Eier hatte der Schultheiß einzufordern und er mußte zu dem Ende mit einem Korb und einem Krug in der Gemeinde herumgehen. Der Korb war selbstverständlich für die ganzen Eier bestimmt. Aber manche Kötter hatten blos ein halbes Ei zu liefern, und dabei diente der Krug: da eine genaue Halbirung nicht wohl möglich war, so mußte die Frau des Hauses auf dem Rande des Kruges das Ei in der Mitte entzwei schlagen; fiel dann das Dotter in den Krug, so gehörte dieses der Herrschaft, — blieb es dagegen in der Schale, so behielt es die Frau; die Herrschaft mußte sich mit dem begnügen, was in den Krug fiel. Eine geschickte Frau wird dabei oft in ihr Fäustchen gelacht haben. — Ferner stand in der Hofsrolle, daß auf den Aufruf des Fürsten alle wehrhafte Barmer ihm zu Hülfe eilen mußten, jedoch keine Heerwagen zu stellen brauchten; — daß gewisse Brüchten (Geldstrafen), für Todtschlag, Verwundung u. s. w., aus Unterbarmen an das Haus Elverfeld, aus Oberbarmen an das Haus Wetter zu zahlen seien, aber durch Vermittlung des Amtmanns zu Beyenburg; — daß Verbrecher von auswärts, die sich nach Barmen flüchteten, nach Umständen sich unangetastet hier aufhalten durften, nach Umständen mit freiem Geleit nach Beyenburg gebracht werden sollten; — daß, wenn ein Eigenthümer starb, die Hälfte seines Mobilars (oder des Taxwerthes desselben) dem Herzog gehöre; — endlich, daß das Brod 8 Pfund wiegen und die Kanne Bier 3 Rader Heller (ca. 1½ Pf.) kosten solle, u. s. w. Weigerte sich der Wirth, für genannten Preis zu schenken, so war der Barmer Gast berechtigt, sich sein Maß Bier selbst

zu zapfen, — nur mußte er zuvor die drei Heller auf das Faß gelegt haben.

Man sieht, der Gesetzgeber dieser Rolle hat vielerlei durch einander gemengt, — Wichtiges und Unwichtiges, Ernstes und Spaßhaftes!

Barmen war jetzt eine sogenannte „Freiheit" (vergl. S. 128). Vermuthlich hatte eben diese Hofsrolle ihm diesen Charakter gegeben. Jedoch hat Wichlinghausen oder das „Grafengut" daselbst schon viel früher eine Hofsrolle gehabt und auf Grund derselben hatten Schwelmer Richter in etwa 14tägigen Fristen dort auch Hofsgericht gehalten. Von wann an und wie lange diese Einrichtung bestand, wie viele und welche Höfe dabei betheiligt waren, und was für Bestimmungen diese ältere Rolle hatte, haben wir nicht zu ermitteln vermocht. Sicher ist aber, daß in den folgenden Jahrhunderten Wichlinghausen mit dem übrigen Barmen eine Einheit bildete.

Barmen hatte jetzt, obgleich eine Freiheit oder Gemeinde für sich, mit der Gemeinde Beyenburg einen und denselben Amtmann, der von der herzoglichen Regierung ernannt wurde und meist zu Beyenburg wohnte. Mit diesem „Amt" (und also nicht mit Schwelm,) war auch für Barmen das Gerichtswesen verbunden, so weit es dem Hofsgericht nicht zustand. Die geeigneten Sachen wurden durch den Hofschultheiß an das Amt gebracht, und in den wichtigsten Fällen erfolgte die endgültige Entscheidung erst in Düsseldorf.

Seinen ersten Aufschwung verdankte Barmen der Garnbleicherei. Wegen dieses Gewerbes, des ihm ertheilten Privilegiums und der darauf gegründeten „Garnnahrung" verweisen wir auch hier auf unsern Abschnitt „Gemeinsam Geschichtliches" und auf den Industrie-Abschnitt.

Im 16. Jahrhundert wurde das Amt Beyenburg und Barmen von dem Herzoge an den Grafen Franz von Waldeck verpfändet. Derselbe wohnte meist wohl zu Beyenburg, oft aber auch auf dem Dörner Hofe, und ließ die Verwaltung und Rechtspflege, so weit sie ihm oblag, durch seinen Rentmeister und einen Richter besorgen. — Nach seinem Tode trat seine Wittwe in seine Rechte. Dieser Gräfin von Waldeck ist Barmen zu besonderm Dank verpflichtet. In Folge eines Gesuchs ertheilte sie nämlich im August 1579 der Gemeinde (resp. den Oberbarmer Lutherischen und den Unterbarmer Reformirten) die Erlaubniß, sich eine Schule zu bauen, und schenkte ihr zu diesem Zwecke

ein im Mittelpunkte, neben dem wüsten Gemarkeplatz gelegenes, bisher meist mit Strauchwerk bewachsenes und wenig benutztes Grundstück, groß genug, daß der spätere Schulmeister darauf eine Kuh halten konnte. Auf diesem Grundstück, welches fortan das Schulkämpchen hieß, ward nun ohne viel Verzug ein 30 Fuß langes und 20 Fuß breites Haus erbaut, mittelst eines weitern Geschenks der Gräfin auch mit einem Thürmchen, einer Glocke und einem Uhrwerk versehen. Da die Gräfin eine eifrige Anhängerin der reformirten Confession war, so machte sie bei ihren Geschenken zur Bedingung, daß nur reformirte Schullehrer an dieser Schule angestellt werden dürften. Jedoch sollten Kinder aus ganz Barmen, ohne Unterschied der Confession darin aufgenommen werden, was auch geschah. Das Gebäude stand an der Stelle des jetzigen und früheren reformirten Pastorats und wurde nicht bloß als Schule, sondern auch zur Abhaltung der Gerichtssitzungen benutzt. Der Unterricht umfaßte anfangs nur die Elementarfächer, später jedoch auch sogar die lateinische und die griechische Sprache. Bisher hatte man die Kinder theils nach Schwelm, theils nach Elberfeld in die Schule schicken müssen.

In kirchlicher Beziehung gehörten die Barmer gleichfalls von Alters her nach den eben genannten beiden Orten, nämlich Oberbarmen, — wozu auch das jetzige Mittelbarmen, beides im weitern Sinne genommen, gerechnet wurde, — nach Schwelm, und Unterbarmen nach Elberfeld. Auch die Reformation hatte zunächst wenig oder nichts an diesem Verhältniß geändert. Nur wurde, wie wir schon wissen, bis zum Jahre 1560 der Gottesdienst der Elberfelder und Unterbarmer Protestanten, weil die Elberfelder Kirche noch in katholischem Besitz war, meist in Barmen abgehalten und zwar in einem Hause am Loh, welches bis in neuerer Zeit das Kirchengut genannt wurde. — Bei der Spaltung der protestantischen Kirche, hauptsächlich im Jahre 1568, wurden die Unterbarmer mit den Elberfeldern reformirt, die Oberbarmer mit den Schwelmern lutherisch.

In den nächsten Jahrzehnten indeß standen in Elberfeld ausgezeichnete Prediger, namentlich im Vergleich mit den lutherischen Pfarrern von Schwelm. Das hatte zur Folge, daß 1589 fast alle bisher lutherischen Oberbarmer, jedoch mit Ausnahme der in Wichlinghausen, Westkotten und Heckinghausen wohnenden, reformirt wurden und darum

einkamen, sich der reformirten Gemeinde in Elberfeld anschließen zu dürfen. Letzteres wurde ihnen aber lange von Seiten der weltlichen Behörde verwehrt und kam später nur theilweise und vorübergehend zur Ausführung, zumal von 1600—1609 die Elberfelder Kirche oft den Reformirten versperrt war und späterhin sich auch in Schwelm eine kleine reformirte Gemeinde zusammenfand, bei der man sich dann einpfarrte.

Die Gräfin von Waldeck war inzwischen 1593 gestorben. Mit dem Jahre 1597 ging das Amt Beyenburg und Barmen in den Pfandbesitz des Grafen Simon zur Lippe über, welcher zugleich Reichshofrath und niederrheinisch-westphälischer Kreisoberst war.

Aus der nun eintretenden, in der gemeinsamen Geschichte bereits erwähnten Periode der großen Drangsale haben wir hier zunächst einige Räuberscenen zu schildern.

Im nahen Dönberger Walde hauf'te nämlich eine höchst unverschämte und mächtige Räuberhorde, die Buschknebler genannt. Diese Leute kamen oft bei Nachtzeit den Hatzfelder Berg herunter in's Thal. Hier besetzten sie dann in militairischer Ordnung die vornehmsten Häuser, drangen darauf theilweise in dieselben hinein und plünderten, oder rissen einzelne der Bewohner aus ihren Betten oder Verstecken hervor, banden und knebelten sie und schleppten sie mit nach dem Dönberg, wo sie unter fortwährenden Mißhandlungen aller Art so lange festgehalten wurden, bis ihre Angehörigen und Freunde sie mit großen, von den Räubern vorgeschriebenen Summen Geldes loskauften.

Das ging lange so fort, und man wußte sich gar nicht zu helfen. Auf vieles Bitten sandte endlich im Dezember 1624 der Landesherr, Herzog Wolfgang Wilhelm, eine Compagnie Soldaten zur Ausrottung dieses so gefährlichen Gesindels. Die Soldaten sahen aber bald, daß es mit solchem Auftrage seine Schwierigkeit habe, und beschränkten sich auf Vertheidigung und Schutz des Orts. Sie stellten an den Bergen Wachtposten aus, die bei Ansicht der Räuber ins Horn blasen sollten, damit man unten sich gefaßt machen und mit den werthvollsten Sachen in's Schul- und Gerichtshaus flüchten könnte. Um letzteres herum wurde aber eine Schanze geworfen und um diese her ein tiefer, mit Wasser sich füllender Graben angelegt, dann auch oberhalb des Schlipper Hofes, zum ersten Empfang der Räuber, noch eine zweite Schanze errichtet.

Diese Maßregeln sicherten allerdings einstweilen die Ruhe. Als aber 8 Tage vor Pfingsten 1625 die bereits vorher gewechselte Schutzmannschaft auf erhaltenen Befehl wieder abzog, da machten die Buschknebler, von denen einige ergriffen und zur Bestrafung nach Düsseldorf geschickt worden waren, es aus Rache noch viel ärger als vorher. Am Pfingstsonntage Abends stürzten sie wieder den Berg herunter und drangen geraden Weges in das Haus des Bürgers Wilhelm im Werth. Diesem gelang es noch eben, zu entspringen; seinen Sohn Heinrich aber banden sie in ihrer gewohnten Weise. Mit ihm begaben sie sich dann in's Schul- und Gerichtshaus, und legten nun an dieses, wie auch an die es umgebende Schanze, Feuer an. Den gefangenen jungen Mann und jeden sich nur zeigenden Bürger mit ihren geladenen Gewehren bedrohend, blieben sie keck, in Reih und Glied geordnet, dabei stehen, bis das Gebäude gänzlich in Asche lag. Dann zogen sie jubilirend ab und nahmen ihren Gefangenen mit sich. Durch ein hohes Lösegeld gelang es erst nach einiger Zeit seinem Vater, den gräulich mißhandelten Sohn zurückzubekommen. — Die Gefühle der Barmer, als sie auf so schändliche Weise ihres einzigen öffentlichen Gebäudes, ihres Schul- und Gerichtshauses sich beraubt sahen, wird man auch ohne Schilderung sich in etwa vorstellen können. Nach noch mehreren weitern Erpressungen und Gewaltthaten wurde man endlich der unverschämten Bande Herr. Ihrer viele starben auf dem Schaffot. — Die erwähnte Familie „im Werth" lebt in ihren Nachkommen noch heute unter uns, hat aber, seitdem sie außerhalb des Werthes wohnt, das „im" von ihrem Namen fortgelassen.

Ende Juni 1634 rückten schwedische Truppen in Barmen ein, nahmen plündernd den Bürgern ab, so viel sie konnten, und schlugen dann auch noch ihr Winterquartier hier auf.

Um diese große Einquartierungslast regelmäßiger vertheilen zu können, wurde die Gemeinde Barmen damals zuerst in Rotten eingetheilt, und zwar in 12. — Bei einer im Jahr 1642 vorgenommenen Zählung, deren Resultat uns aufbewahrt blieb, ergab sich, daß diese 12 Rotten zusammen und in allem 239 Häuser enthielten. Die Seelenzahl wird uns dabei nicht angegeben. Da aber Krieg und Pest so zahlreiche Opfer gefordert hatten, so dürfte sie damals nur zwischen 1600 und 1900 betragen haben.

Gegen Ende September desselben Jahres 1642 unternahmen 2000 Mann Kaiserliche eine förmliche Plünderung Barmens.

Das so ruchlos niedergebrannte Schul- und Gerichtshaus wurde von der bürgerlichen Gemeinde Barmens nicht wieder aufgebaut, weil es in den betrübten Zeiten ihr an eigenen Mitteln dazu fehlte, auf dem Dörner Hof aber keine wohlthätige Gräfin mehr wohnte und die Düsseldorfer Regierung jede Beisteuer versagte. Man mußte für beide Zwecke sich lange mit gemietheten Lokalen behelfen. Erst 1661, durch eine Collecte in der Gemeinde dazu in den Stand gesetzt, kaufte man, und zwar für geringes Geld, ein schon älteres Haus an einer andern Stelle und richtete es zur Amtsschule ein. Es wollte aber doch mit der früher blühend gewesenen Anstalt mitunter so recht nicht mehr fort, wenigstens wurde von 1672 an nur deutsch, nur in den Elementarfächern darin unterrichtet. Dies Schulhaus stand bis 1781, wo ein neues an derselben Stelle erbaut wurde, — das jetzt Hühnerbein'sche Haus in der Schuchardstraße, damals Schulstraße genannt.

Die schon erwähnte Gründung der Schwelmer reformirten Gemeinde, welcher sich unsere Oberbarmer Reformirten anschlossen, fand im Jahr 1655 statt. Es wurde ihr vom Churfürsten von Brandenburg nicht nur das obere Stockwerk des Renteigebäudes in Schwelm unentgeltlich zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen eingeräumt, sondern auch ein jährlicher Zuschuß von 50 Rthlrn. zur Unterhaltung des Geistlichen bewilligt. Von November 1655 bis März 1656 verwaltete der Elberfelder Pfarrer W. Teschemacher diese Stelle mit. Dann rückte E. Lüdger in dieselbe ein, und dieser fing auf Verlangen vieler Oberbarmer, denen der Kirchweg nach Schwelm, wie nach Elberfeld zu lang dünkte, auch an, auf der Gemarke Katechisationen zu halten. Ein Recht dazu war noch nicht erlangt, es mußte daher heimlich geschehen und oft traten dabei Unterbrechungen ein. Auch ohnehin war diese Sache für das vorliegende Bedürfniß nicht genügend. Unsere Oberbarmer Reformirten begannen daher schon jetzt, um die Erlaubniß, eine kleine Kirchen- und Schulgemeinde für sich bilden zu dürfen, eifrig und oft wiederholt an die Behörden zu petitioniren, allein nicht nur damals, sondern noch lange Zeit hindurch ohne Erfolg. 1666 wagten sie es offener und regelmäßiger, sich wenigstens jeden Sonntagnachmittag durch den Schwelmer Pastor eine Katechisationspredigt in einem Privathause

halten zu lassen. Allein der Amtmann von Beyenburg, unter dessen Verwaltung Barmen noch fortwährend stand, untersagte dies auf höhern Befehl sofort. Und als dennoch der Versuch wiederholt wurde, ertheilte er seinem Amtsführer den Auftrag, dem Pastor auf seinem Rückwege nach Schwelm aufzulauern und ihn zu verhaften. Zur Ausführung dieses Befehls kam es zwar nicht; aber aus Furcht davor wurden doch die Nachmittagsgottesdienste vorläufig wieder eingestellt. Als auch erneuerte Vorstellungen bei der Regierung nichts fruchteten, suchten diese Barmer in anderer Weise ihren Zweck wenigstens annähernd zu erreichen. Sie entschlossen sich, außerhalb des Landes, aber dicht an ihrer Gränze, nämlich in der Gemeinde Langerfeld, also auf märkischem, damals churbrandenburgischem Boden sich eine eigene Kirche zu bauen. Die Erlaubniß von Berlin war bald eingeholt, und trotz lebhafter Protestation der reformirten Schwelmer, welche aus pecuniären Gründen die bei ihnen eingepfarrten Barmer nicht loslassen wollten, wurde mit dem Kirchbau Ernst gemacht, der bereits gekaufte Platz abgestochen und Material angefahren. Es war dies 1671. Allein der plötzliche Tod des sich für das Unternehmen ganz besonders interessirenden Barmers Caspar Bredt und der Ausbruch des brandenburgisch-holländischen Krieges mit Frankreich, wobei die ganze Gegend bald wieder mit Kriegstruppen förmlich überschwemmt wurde, brachten die so emsig ergriffene Sache in's Stocken und zum Scheitern.

Dagegen fing 1678 der reformirte Sonntagsnachmittagsgottesdienst in Barmen im Stillen wieder an, und 1679 flüchtete sogar der Schwelmer Pastor, weil französische Soldaten seine Wohnung eingenommen und ihre Pferde in die Kirche gestellt hatten, ganz nach Barmen und setzte hier bis zum nächsten Jahre nicht nur die Nachmittagskatechisation fort, sondern hielt auch sogar Vormittags Gottesdienst, zwar ohne Erlaubniß, aber ungehindert. 1681 jedoch, als die Schwelmer Gemeinde ohne Pastor war, ließen die Oberbarmer Reformirten von mehrern Elberfelder Candidaten, 1682—87 allein durch den dortigen Regens Carnap sich Sonntagnachmittags eine Katechisationspredigt halten. Hinsichtlich der Hauptpredigt, sowie sonstiger kirchlicher Amtshandlungen, sahen sie sich nach wie vor auf Schwelm angewiesen. Am 29. November 1687 wagten sie es durch einen dazu engagirten Elberfelder Pastor sich auch eine Vormittagspredigt in Barmen halten zu lassen. Allein auf Denunciation

katholischer Missionare wurde ihnen sofort die Wiederholung aufs strengste untersagt. — Die Schwelmer aber waren darüber, daß die Barmer sich theilweise von ihnen abwandten und überhaupt Neigung zum Anschluß an Elberfeld zeigten, nicht wenig verdrießlich und erlaubten sich in dieser Stimmung allerlei Eigenmächtigkeiten. Darüber kam es zu großen Reibungen. Endlich, Ende Dezember 1689, wurden diese glücklich beseitigt, indem man sich über die gegenseitigen Rechte und Pflichten verständigte und die Barmer ihren Verkehr mit den Elberfelder Geistlichen aufgaben. Allein dieser Friede sollte nicht lange dauern, sondern nur der Vorläufer sein eines gänzlichen Bruchs. Es war nämlich unter anderm auch festgesetzt worden, daß der Armenstock nicht anders als im Beisein einer gehörigen Barmer Vertretung geleert und sein Inhalt theilweise auch zum Besten der Barmer Armen vertheilt werden solle. Als nun am 19. Februar 1692 beim Gottesdienst der Barmer Provisor Melchior vom Clefe den von ihm herumgereichten Klingelbeutel in den neben dem Altar stehenden Armenstock ausschüttete, erkannte er am Klange des fallenden Geldes, daß derselbe den noch nicht vertragsmäßig vertheilten Ertrag der vorigen Collecten nicht mehr enthielt. Obgleich während der Predigt, rief er nun sofort in seinem heiligen oder unheiligen Zorn und mit lauter, in der ganzen Kirche vernehmbaren Stimme: „Et is druht! Et is druht!" Und dieser Ausruf fand in allen reformirten Herzen Oberbarmens einen gar mächtigen Wiederhall, und brachte sie zu dem hinfort unerschütterlichen Entschluß, nicht nur ohne Weiteres und für immer mit Schwelm zu brechen, sondern auch nicht eher zu rasten und zu ruhen, als bis sie ein eigenes Kirchsystem und eine eigene Kirche sich errungen haben würden.

Zusätzlich sei noch bemerkt, daß der betreffende Armenstock aus Schwelm als eine kirchenhistorische Reliquie von unserm Mitbürger Herrn Joh. Wilh. Werth noch jetzt aufbewahrt wird.

Aber bis zum erwähnten Ziele unserer Reformirten waren noch viele Schritte. Und als sie unter Berufung auf die Vertragsverletzung mit ziemlicher Leichtigkeit ihr Verhältniß zur Schwelmer reformirten Gemeinde gelöst, fanden sie zu nicht geringem Schrecken, daß sie sich, wie man wohl sagt, — zwischen zwei Stühle gesetzt hatten. Denn nun wollte die reformirte Gemeinde in Elberfeld, schmollend darüber, daß diese Oberbarmer früher ihr den Rücken gekehrt und Schwelm

vorgezogen hatten, sie schlechterdings nicht wieder annehmen. Und einen eigenen Stuhl hatten sie noch nicht! Als sie in dieser Noth um so eifriger und dringender ihr Suppliziren um Gestattung eines vollständigen freien Religionsexercitiums fortsetzten, ward ihnen von der Regierung sogar der Bescheid, das sie sich fernerhin dessen bei einer Strafe von 10 Gulden enthalten sollten. — Ohne Betheiligung an Gottesdiensten und ohne pfarramtliche Bedienung zu bleiben, war bei ihrem kirchlichen Sinne rein unmöglich. Aber wie nun dazu gelangen? Es schien in der That nach allen Seiten schier unerreichbar.

Inzwischen besaßen sie allerdings schon seit 1687 einen Theologen als Rektor einer von ihnen gegründeten neuen Schulanstalt, und dieser hatte auch die Verpflichtung übernommen, ihnen Katechisations- und, falls es gestattet werde ,auch andere Predigten zu halten. Letzteres war aber noch verboten und Ersteres wenigstens noch nicht ausdrücklich erlaubt.

Für diese Rektoratschule ließen sie eben jetzt auf dem Platze des abgebrannten Schul- und Gerichtshauses ein neues Schulhaus bauen, in welchem sie auch die ihnen erlaubt werdenden Gottesdienste bis auf Weiteres abzuhalten gedachten. Aber auch wegen dieses Baues kamen sie in sehr große Unannehmlichkeiten. Schon bald nach dem Beginn dieses Baues im Jahr 1687 war ihnen bei Strafe von 500 Gulden der Weiterbau untersagt worden, weil es nicht bloß Schul-, sondern auch Kirchenhaus werden sollte, wozu ihnen jede Berechtigung abgesprochen wurde. Schon bei diesem Verbote, dessen Zurücknahme sie jedoch noch in demselben Jahre erwirkten, sollen ihre lutherischen Mitbürger die Hand im Spiele gehabt haben. Aber nun, 1692 bis 1695, machten diese — und zwar im Wege des Prozesses — ernstlichst Anspruch auf das Miteigenthumsrecht an dem „Schulkämpchen", also an dem Bauplatz und somit auch an dem Baue selbst. Und es scheint, daß dieser Anspruch manches für sich hatte. Das Schulkämpchen war ja, wie wir gesehen haben, nicht den Reformirten allein, sondern den Barmern überhaupt geschenkt, auch von letzteren das nun schon längst abgebrannte Schul- und Gerichthaus darauf erbaut worden, und zwar zu einer Zeit, als ganz Oberbarmen noch lutherisch war. Seitdem aber, 10 Jahre später, die meisten Oberbarmer, — die in der Nachbarschaft der Schule sogar sämmtlich, — zur reformirten Confession übertraten, war aller-

dings die Schule, als solche, in den faktischen Allein-Besitz der Reformirten gekommen und bis zum Abbrande geblieben, weil die lutherisch gebliebenen Oberbarmer nun vorzogen, ihre Kinder nach lutherischen Lehrern in Schwelm, Wichlinghausen und Heckinghausen zu schicken. Allein die in demselben Hause abgehaltenen Gerichtssitzungen hatten natürlich keineswegs die Reformirten allein betroffen. Das ausschließliche Eigenthumsrecht der Reformirten war also wohl mindestens sehr zweifelhaft, und doch hatten sie auf dem Platze ein neues Gebäude errichtet, das seiner Vollendung nahe war. In der That eine bedenkliche Situation!

Indeß — sie verloren den Muth nicht, bauten trotz des von den Lutheranern eifrig betriebenen Prozesses ruhig an ihrem Schulhause fort und wiederholten auch trotz des betreffenden Verbots immer — und immer dringender — ihre Gesuche um das Recht freier Religionsübung. Der emsigste, unermüdlichste und muthigste von ihnen in allen diesen Angelegenheiten war Peter Wichelhausen. Ihm hauptsächlich hat die Gemeinde es zu danken, daß endlich, vor und nach, alle Schwierigkeiten überwunden wurden.

1695 ward den Reformirten ein vollständiger Nachmittags- und 1697 auch ein vollständiger Vormittags-Gottesdienst zugestanden. Im vorletzt genannten Jahre erhielt auch der Schulprozeß eine ihnen günstige Entscheidung, jedoch nicht eigentlich durch richterliches Urtheil, sondern durch ein „gnädiges" churfürstliches Rescript vom 21. April 1695. — Das Schulgebäude war fertig; der obere Stock wurde zu den gottesdienstlichen Versammlungen eingerichtet, und diese nahmen Nachmittags am 4. Mai 1695 (oder nach einer andern Angabe am 4. Mai 1696), Vormittags am 1. Dezember 1697 ihren Anfang.

Dagegen waren hinsichtlich der Communionen, Trauungen und Taufen unsere Reformirten an die Elberfelder Prediger verwiesen worden. Diese aber verweigerten ihnen solche Dienstleistungen meist hartnäckig. — Als nun die Regierung den reformirten Oberbarmern aufgab, sich wieder nach Schwelm zu wenden, stellten sie vor, daß der Weg dahin gar zu weit und zu schlecht sei, und einen Kommissarius, der darauf gesandt wurde, sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Angabe zu überzeugen, führten sie auf so weiten und beschwerlichen Umwegen nach Schwelm und zurück, daß ein ganzer Tag über dieser Reise verging. Der Urheber dieser List war wohl ohne Zweifel wieder

P. Wichelhausen, und in Gemeinschaft mit Joh. Wynand Pann machte er auch den Führer auf der gewaltigen Reise.

Endlich, unterm 8. August 1702, wurde ihnen vom Churfürsten Johann Wilhelm, in Folge einer neuen, dringenden und durch den Hofrath Fabricius in Düsseldorf unterstützten Bittschrift ein freies und vollständiges Religions-Exercitium in einer förmlichen Urkunde bewilligt.

Am 12. Dezember desselben Jahres wurde nun das erste Consistorium der neuen Gemeinde gewählt und am 13. Februar des nächsten C. Gülicher zum ersten Pfarrer derselben ordinirt, nachdem zuvor ein aus der Pfalz vertriebener Prediger Lange interimistisch die Gemeinde geistlich bedient hatte. Nach so großen Erfolgen dachte man nun noch um so ernstlicher an den Bau einer eigentlichen Kirche. Allein die Gemeinde war erst 100 Familien stark, darunter viele Wenigbemittelte. Sie konnte aus sich selbst die Baukosten nicht aufbringen und ein Gesuch beim Könige von Preußen um Unterstützung wurde ebenso wie eine Bitte beim Landesherrn um ein Collectenpatent abgelehnt. Was thun? Echte Barmer kommen nicht so leicht in Verlegenheit. Was sie in Deutschland nicht zu erlangen vermochten, beschlossen sie im Auslande zu suchen. Durch Vermittelung eines englischen Generals Dopfs, welchen Pastor Gülicher im Haag aufsuchte, wurde der berühmte Herzog von Malborough bewogen, bei der Königin Anna von England ein Collectengesuch der Gemeinde zu befürworten. Und siehe da, es gelang! Unterm 10. November 1707 unterzeichnete die Königin ein Patent, wonach in ganz England durch eigne Commissarien für unsere reformirte Gemeinde collectirt werden durfte. Pastor Gülicher, der auch selbst nach London gereist war, brachte von dort ein Collectenbüchlein, worin die Glieder der hochdeutschen Gemeinde in London in Summa 500 Pfund Sterling gezeichnet hatten, gleich mit zurück. Der Ertrag der Gesammtcollecte in England war aber 11,348 Rthlr. oder nach Abzug der allerdings beträchtlichen Kosten immerhin noch 8485 Rthlr. Berg.

Durch diese schöne Gabe aufgemuntert, machten auch die Wohlhabenderen in der Gemeinde selbst, zum Theil wiederholt, ansehnliche Geschenke für denselben Zweck. So konnte man nun getrost zur Ausführung des Vorhabens schreiten. 1714 stand die Kirche fertig da; —

der Thurm jedoch, weil er 1712 während des Baues einstürzte und von Grund an zum zweiten Male gebaut werden mußte, erst 1719.

Außerdem hatte man noch von den collectirten Geldern eine Pfarrwohnung und einen neuen Kirchhof gekauft. Und als das alles bezahlt war, fand sich, daß noch 1167 Rthlr. baar übrig waren, als Grundlage eines seitdem bedeutend angewachsenen Kirchenvermögens. — Klingt das nicht, wie eine Art natürlichen Seitenstücks zu den wunderbaren Speisungen in der Wüste?

Der Kirchhof, an der Nordseite der Kirche, wurde 1815 in Gebrauch genommen, und zwar verpflanzte man die im bisherigen Begräbnißplatze, dem Garten des Pfarrhauses, beerdigten Leichen in diesen neuen, jetzt ältesten Kirchhof.

Von 1709, nach Gülicher's Abgange, verwaltete Glöving das Pfarramt. Derselbe predigte bis 1714 noch in der Schule, von da an in der Kirche.

Merkwürdiger Weise wäre eine andere Confession, und zwar die der Zahl nach allerschwächste in Barmen, nämlich die katholische, mit ihrem Kirchbau den Reformirten doch noch beinahe vorgekommen. Auf Betreiben der schon 1682 von Jesuiten, aus Elberfeld kommend, gegründeten, seit 1700 von Franziskanern verwalteten katholischen Mission schenkte nämlich der Landesherr, Churfürst Johann Wilhelm, zum Bau einer katholischen Kirche in Barmen nicht nur das erforderliche Baumaterial, sondern auch noch einige Hundert Thaler baares Geld. 1710 ward diese Kirche — sie stand am jetzigen alten Markt nordwestlich, — schon so weit fertig, daß nur noch die Dachziegel, die Fenster und die Thüren daran fehlten. In diesem Zustande aber blieb sie 11 Jahre lang stehen, weil das Geld verbaut und eigentlich gar kein Bedürfniß zur Vollendung und Benutzung vorhanden war. Es befanden sich nämlich in ganz Barmen damals nur 8 katholische Seelen: J. Wülfing, J. v. Hagen und J. Acker, nebst 4 Söhnen und 1 Tochter, — die natürlich ganz bequem in einem Privathause ihren Gottesdienst abhalten konnten. Es wurde dazu das Rübel'sche am Mühlengraben benutzt. Im Jahre 1721, wo ihre Anzahl gestiegen war, wurde jedoch mittelst einer durch den Franziskaner Degner abgehaltenen kleinen Collecte diese Kirche vollends fertig gestellt, am 24. März desselben Jahres eingeweiht und seitdem von der wachsenden Gemeinde fortwährend benutzt bis zum

Jahre 1826, wo die neue jetzige katholische Kirche im Unterdörnen vollendet war. Bis 1804 wurde die Pfarre durch Missionare aus dem Franziskanerkloster zu Hardenberg versehen. Am 21. Dezember 1805 erhielt J. Waldhausen seine kanonische Einsetzung als erster wirklicher Pfarrer der Gemeinde. — —

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu Ereignissen anderer Art zurückwenden. Wir meinen zuförderst die Theilung der umfangreichen sogenannten „Gemarken" oder Gemarkungen, d. i. Gemeindewaldungen und sonstigen Gemeindegründe. Dieselben waren ursprünglich wohl im alleinigen Besitz des Landesherrn gewesen und noch jetzt hatte der Dörner Hof ein viel größeres Miteigenthum daran, als jeder der übrigen berechtigten Höfe. Allen aber brachte der gemeinsame Besitz im Ganzen blutwenig ein, weßhalb von ihnen die Theilung beantragt und von der Regierung endlich genehmigt wurde.

Unter der Leitung einer theils vom Churfürsten, theils von den Barmern ernannten Commission wurden zunächst die Waldungen vermessen, taxirt und zweckentsprechend eingetheilt. Es ergaben sich 2316 Morgen 97¼ Ruthen, im Gesammt-Taxwerth von 5350 Rthlr. 47 Stbr. Den durchschnittlichen Werth eines Morgens schätzte man also zu blos 2 Rthlr. 25 Albus!

Diejenigen Gründe, welche schon urbar und bisher verpachtet gewesen waren, wurden nun „in die Kerze gestellt" und versteigert, wodurch man die Deckung der Theilungskosten erlangte. Ein bebautes Grundstück, „die Bieren-Eick", behielt jedoch der Churfürst sich vor und überließ dagegen der Gemeinde die im engern Sinne sogenannte „Gemarke". Dies war aber ein im Mittelpunkte Barmens, neben dem erwähnten „Schulkämpchen" gelegener, zum Theil mit Sträuchern bewachsener, fast ganz unbenutzt gebliebener sumpfiger Raum, welcher der Lage wegen sich vorzugsweise zu Neubauten eignete.

Die 51 Berechtigten ließen sodann von dieser Gemarke 19 Hausplätze (— nicht, wie es in den andern Geschichten von Barmen heißt, blos 13—) abstechen und taxiren: 9 an der Westseite der Brücken- oder Mühlenstraße, 6 an der Ostseite derselben und 4 an der Westseite des Finkscheidts. — Der Taxwerth war je nach Größe und Lage 9—25 Rthlr. für den Platz. Von den vier kleinsten je zwei wie Einen behandelnd, ließ man nun 17 Loose ziehen, jedes Loos für drei ein-

ander nahe gelegene Höfe. Die Unterschiede im Taxwerth wurden dabei durch Geld ausgeglichen. So waren dann also je 3 Höfe in Besitz Eines Hausplatzes und hatten sich unter einander über denselben zu verständigen. Meist ging das nicht anders als durch öffentliche Versteigerung, — wobei 10—13 Rthlr. für je einen Hausplatz herauskam. Diese Theilungen fanden im Jahre 1706 statt.

Mit ihnen aber bereitete vollends die mehrmals angedeutete Periode sich vor, die wir als die eigentliche Gründungszeit des Ortes Gemarke und somit auch der spätern Stadt Barmen zu betrachten haben.

Daher wird es geeignet sein, nun zuvörderst einen Blick zu werfen auf den äußerlichen Zustand Barmens vor dieser Periode und beim Beginn derselben.

Von 1642 bis 1707 hat sich die nicht genau bekannte Einwohnerzahl von ganz Barmen wohl nur um einige Hundert, die Zahl der Häuser aber noch weniger als verhältnißmäßig vermehrt. Aus dem Jahre 1709, als die Neubauten auf Gemarke schon begonnen hatten, wird uns mit Bestimmtheit angegeben, daß in ganz Barmen, also auf einer halben Quadratmeile, 476 Familien gelebt haben. Die Familie zu 5 Personen gerechnet, giebt das 2380 Seelen. Es befanden sich darunter: 55 Ackersleute, 8 Tagelöhner, 15 Kauf- und Handelsleute, 41 Lohnbleicher, 21 Bleicherknechte, 4 Leinenweber, 48 Lindweber, 2 Zwirner, 3 Schuhmacher, 3 Bäcker, 3 Schmiede, 3 Fingerhutmacher, 6 Schreiner, 9 Schenkwirthe, 6 Krämer, 3 Schweinehändler, 3 Faßbinder, 1 Strohdecker, 1 Wassermüller und 40 arme, keine Gewerbesteuer zahlende Familien. — Die Zahl der Bauernhöfe war (bis 1706) wie schon erwähnt, durch Abspliſſe oder Theilungen auf 51 gestiegen; sie waren durch die ganze Gemeinde verstreut. Die meist noch unansehnlicheren übrigen Wohnhäuser vertheilten sich so, daß in der Regel ihrer etliche in der Nähe eines Hofes oder einiger Höfe standen. Innerhalb des jetzigen Stadtbezirks fand aber ein Zusammenstehen ungleich weniger statt als an mehreren Stellen des jetzigen Landbezirks. Die nähere Vertheilung aller Häuser kennen wir nicht, wohl aber von 1642. Damals standen in den zwei Gemarker Rotten zusammen 13, in der Werther 6, in der Scheuriger 6, in den Dörnen bloß der Dörner Hof, in der Rittersclefer Rotte 12, in der Brucher 22, in

der Auer und Haspeler zusammen 20, in der Höchster 23, in der Oberclefer 14, in der Heckinghauser 20, in der Wülfinger 7, in der Rittershauser 5, in der Bockmühler 3, in der Wichlinghauser 19, in der Westkotter 23, in der Leimbecker und Hatzfelder 16, in der Loher 13 und in der Wester Rotte 12 Häuser, die Höfe mitgerechnet. Ungefähr so war es ohne Zweifel auch noch 1707; nur hier und da mochte ein Haus hinzugekommen sein. Eine Stelle, die man für den Anfang einer künftigen Stadt hätte halten können, war nirgend vorhanden, zumal nicht auf Gemarke.

Vor allem aber haben wir, wenn wir uns den damaligen Zustand vorstellen wollen, von modernen Straßen und Chausseen ganz und gar abzusehen. Der Hauptverbindungsweg mit der übrigen Welt ging nicht, wie jetzt, in der Nähe der Wupper her, sondern von Schwelm über Wichlinghausen, Westkotten, Leimbach, an Karnap und Schönebeck vorbei nach Elberfeld und weiter. Wie er beschaffen war, davon können wir an noch vorhandenen Strecken desselben durch den Augenschein uns überzeugen.

Es war eine Haupt-Heerstraße, durch langen Gebrauch meist tief ausgehöhlt. Mit ihr hatten sich die meisten der Barmer Höfe, zum Theil sehr indirekt, durch ähnliche oder noch einfachere Wege in Verbindung gesetzt, und ebenso auch einigermaßen unter einander. Der Fahrweg von Oberbarmen nach Elberfeld ging von Alters her von der Pfalz ab (ohne Brücke) durch den Mühlengraben nach dem Schellenberg, dann an der Mühle und dem Loh vorbei nach der Schönebeck in jenen Hauptweg. Neuerdings war aber da, wo jetzt die Rathhauser Brücke ist, schon eine einfache steinerne Brücke über die Wupper gebaut, und seitdem ging auch von dort einerseits dicht am linken Wupperufer ein nach damaligen Begriffen fahrbarer Weg nach Elberfeld, und andererseits in der Richtung der jetzigen Höhne, darauf eine Strecke durch das Wupperbett und dann hinter dem jetzigen Bredt'schen Garten her nach der Pfalz. Bei irgend angewachsenem Wasserstande war die Fahrt durch die Wupper natürlich nicht thunlich, und konnte man dann von der Brücke aus nach Oberbarmen nur mit Benutzung des Oberbarmen-Elberfelder Wegs gelangen; um diesen zu erreichen, fuhr man nach Belieben entweder rechts oder links am Rande jenes sumpfigen Gemarkeplatzes her und dann bei der Mühle durch den Mühlengraben. Wo

jetzt die Mittel- und Werther-Straße sind, war ein bloßer Privatweg des Werther Hofes, für Nichtberechtigte versperrt. — Auf der linken Wupperseite führte auch ein Weg über den Clef nach Heckinghausen, und oben auf dem südlichen Gebirge, am Lichtenplatz ꝛc., zog sich ein zweiter alter Hauptweg vorbei, häufig der churfürstliche Weg genannt, weil die Churfürsten von Cöln, wenn sie ihre Besitzungen in Westphalen besuchten, ihn zu benutzen pflegten.

An der Wupper und zum Theil am Mühlengraben waren außer Ackerland und Wiesen auch die Bleichen. — Die paar Häuser in der Nähe des Gemarkeplatzes standen hauptsächlich da, wo jetzt die Eingänge der Höhne und der Wupperstraße sind.

Nach diesem Rück- und Umblick fahren wir nun in der Geschichte fort.

Da die erwähnten 19 Hausplätze der Gemarke so schnell Käufer gefunden hatten, die auch zum Theil schon bald darauf ihre Bauten beginnen ließen, so fand sich die reformirte Gemeinde veranlaßt, den ihr entbehrlichen Theil des ihr zugesprochenen Schulkämpchens, um weiteres Geld zu ihren Gemeindebedürfnissen zu bekommen, gleichfalls zu Hausplätzen zu verkaufen. Und auch noch andere Besitzer anschießender Grundstücke verkauften einzelne Plätze.

Daß aber auf einmal so viele Kauf- und Bauliebhaber sich fanden, hatte seinen Grund theils in dem Flor des Bleichereigeschäfts und der besonders erst in letzt vorhergegangenen Jahrzehnten aufgekommenen Bänder- und Nähzwirn-Fabrikation, theils in der Lage der Gemarke an der Brücke und im Mittelpunkte der Gemeinde, theils in dem Umstand, daß aus der preußischen Grafschaft Mark vor und nach zahlreiche junge Männer, um nicht in die Armee gesteckt zu werden, in Barmen einwanderten. Die bemittelteren unter ihnen errichteten über kurz oder lang hier eigne Geschäfte; die übrigen nahmen, um nur bleiben zu können, für meist geringen Lohn Dienste, wodurch dann wieder Andern die Errichtung und Erweiterung von Geschäften erleichtert wurde. Besonders die bekannte Liebhaberei Friedrich Wilhelm's I. an vielen und möglichst großen Soldaten kam ohne seine Absicht Barmen sehr wesentlich zu Gute.

Wo aber Menschen, Gewerbe und Wohlstand sich vermehren, müssen auch neue Wohnungen beschafft werden. So begann nun eine,

in solchem Maße hier noch nicht erlebte, noch nicht geahnte Bauthätigkeit und allgemeine Regsamkeit. Was vom Gemarkeplatz unverkauft geblieben, wurde trocken gelegt und zum künftigen Marktplatz bestimmt, — der jetzige Alte Markt. Die ersten zwei Häuser an der Brücken- oder Mühlenstraße, wurden noch im Jahre 1706 fertig, die 13 Häuser auf dem Markte und die Häuserreihen von der jetzigen Paulke'schen Apotheke bis zum Mühlengraben vor und nach bis 1710, die übrigen Häuser in der Brückenstraße meist 1717, die meisten der Mittelstraße in den Jahren 1715 bis 1725.

Die uns erhaltene Steuerrolle von 1721 nennt in ganz Barmen schon 25 Kaufleute, 100 Lindweber, 15 Zwirner, 56 Lohnbleicher, 30 Bleicherknechte, 20 Schneider, 12 Schreiner, 20 Schuhmacher, 30 Krämer. Gewiß eine bedeutende Vermehrung in den 12 Jahren seit 1709! Die Zahl der Armen war dagegen von 40 Familien auf 21 gesunken.

Man bringe nun mit Vorstehendem den schon oben erzählten Bau der reformirten, wie auch der katholischen Kirche in Verbindung, — und man wird den Anfang einer künftigen Stadt nicht wohl mehr verkennen können.

Wo aber Gott seine Kirchen hat, da hat auch bald der Teufel seine Kapellen. Im Jahre 1724 wurden die ersten zwei Branntweinbrennereien in Barmen angelegt.

Zur weitern Entwicklung der Verhältnisse trug besonders auch der Unternehmungsgeist des noch zu Beyenburg wohnenden Richters und Rentmeisters W. Alhaus vieles bei. Auf sein Betreiben wurde auf Gemarke 1728 schon ein Rathhaus gebaut, nämlich das im Jahre 1816 zur Erweiterung der Passage wieder abgebrochene, welches an die Südseite des jetzt Albert Fischer'schen Hauses sich anlehnte. Es kostete der Gemeinde blos 1500 Rthlr. Berg.

Da auf den Bleichen zahlreiche Diebstähle vorgekommen waren, so ließ Alhaus 1729 auf dem Hatzfeld einen Galgen bauen; und drei Garndiebe, welche sich nicht dadurch hatten abschrecken lassen, mußten bald an diesem Galgen zu Tode baumeln.

Im Jahre 1749, wo der Markt, die Brückenstraße und die Mittelstraße vollständig und die (ref.) Kirchstraße großentheils bebaut war, wurde nach Anordnung des an Thätigkeit seinen Vater noch übertreffen-

den jüngeren Richters Alhaus, welcher im Jahre 1735 seinen Wohnsitz von Beienburg nach Barmen verlegt hatte, später versetzt worden und 1748 hierher zurückgekehrt war, auch die Schulstraße (jetzt Schuchardstraße), die Wupper- und Heubruchstraße abgestochen und von da an rasch bebaut; an den beiden letzten erhob sich jedoch einstweilen nur die westliche Häuserreihe.

Die so vergrößerte Gemarke, bisher Dorf oder Flecken, fing nun allmählig an, sich eine Stadt zu nennen. Da sie aber weder Mauern und Thore, noch auch wesentlich andere Rechte hatte, als die übrigen Theile von Barmen, die mit ihr zu Einem Amt vereinigt blieben, so wurde ihr Stadtname nie so allgemein respectirt und anerkannt als der von Elberfeld, und es konnte daher späterhin der Name „Stadt Gemarke" um so leichter vor der ebenfalls nur allmählig aufkommenden umfassenderen Bezeichnung „Stadt Barmen" zurücktreten.

In geringerem Maße war auch auf Wichlinghausen, Rittershausen, Heckinghausen u. s. w. gebaut worden. Auf Heckinghausen namentlich entstand 1723 eine hölzerne Brücke über die Wupper und 1730 ein lutherisches Schulhaus, — welches jedoch im folgenden Jahre wegen mangelnder Berechtigung vom Richter Alhaus, welcher als Katholik an protestantischen Anstalten wenig Gefallen fand, im Namen des Gesetzes geschlossen und erst, nachdem man in langwierigen Verhandlungen und durch Zeugnisse alter Leute der Regierung dargethan, daß schon vor dem in solchen Dingen entscheidenden Jahre 1672 auf Heckinghausen von lutherischem Lehrer Schule gehalten worden sei, durch churfürstliches Mandat vom 6. September 1734 wieder geöffnet wurde. — Die reformirten Unterbarmer gründeten für ihre Kinder im Jahre 1748 eine Schule, jedoch bis 1792 in gemiethetem Lokale.

Die Gesammtbevölkerung des nun für sich bestehenden Amts Barmen war in der Mitte des Jahrhunderts 4500 Seelen. Die Vermehrung derselben und die Bauthätigkeit würden noch größer gewesen sein, wenn nicht so viele Umstände hemmend eingewirkt hätten, als: mancherlei Kriegsunruhen, Kriegssteuern, Contributionen und Handelsstockungen, — die große Ueberschwemmung von 1729, wobei die Brücken auf Gemarke und am Haspel einstürzten, die ganz außerordentliche Kälte von 1740, bei der mehrere Menschen und viel Vieh erfroren, — die wegen Erfrierung der Wintersaat darauf folgende Theuerung und Hun-

gersnoth, — eine sich dazu gesellende sehr schlimme Viehseuche u. a. m. — Die Gesammtsumme aller Steuern in Barmen, also für den Staat und für die Gemeindebedürfnisse, betrug im Jahre 1709, einschließlich von fast 6000 Rthlr. „für Militärbedürfnisse", 8480 Rthlr., im Jahre 1718 nur 3680 Rthlr., von 1721 bis 1743 durchschnittlich zwischen 5000 und 6000 Rthlr.

Im Jahre 1747 beehrte der Landesherr, Churfürst Karl Theodor, nebst seiner Gemahlin und einem französischen Gesandten, auch Barmen mit seinem Besuche, und wurde glänzend empfangen. Auf dem Markte war ein 60 Fuß hoher und 30 Fuß breiter Ehrenbogen errichtet; das Fußgestell von 28 Fuß Höhe war mit grünem Tuche ausgefuttert und mit 4 großen Bildern geschmückt, welche die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, das Glück und die Weisheit vorstellten. Außerdem prangten auf der Brücke noch zwei 20 Fuß hohe Bogen mit Krone und Namenszügen. Die festlich gekleideten Barmer Jünglinge und Jungfrauen, zwischen der Brücke und dem Ehrenbogen aufgestellt, bewillkommten das hohe Paar mit Ueberreichung eines auf Seide gedruckten Gedichts, unter Glockengeläute, Trompeten- und Paukenschall. Am Hause der Gebrüder Wichelhausen am Markt wurde abgestiegen, die Barmer Fabrikate in Augenschein genommen und in einem großen Zelte hinter dem Hause Audienz ertheilt. Hundert weißgekleidete Bleicher, mit rothen Gießschaufeln, und geführt von den Kaufleuten, defilirten an dem Zelte vorbei und ergötzten dann ganz besonders durch ein an der Wupper mit militärischem Anstande ausgeführtes Gegeneinandergießen des Wassers.

In demselben Jahre und mehrmals später, mitunter auf längere Zeit, hatte Barmen einen Gast ganz anderer Art, welcher, obgleich die Anspruchlosigkeit selbst, in den Augen Gottes und vieler Barmer dem Landesherrn schwerlich nachstand. Wir meinen den Seidenband-Weber Gerhard Tersteegen, den frommen, edlen, gemüthstiefen und geistvollen Mystiker, — der dann bei seinen Freunden Evertsen im Werth wohnte. Er hatte schon vorher durch seine Schriften und Briefe hier zahlreiche Anhänger und Nachfolger gefunden, die nun durch seinen persönlichen Einfluß sich noch vermehrten. Dieselben wurden wegen ihres in jeder Beziehung sehr enthaltsamen Lebens auch hier von den Weltkindern gewöhnlich die „Schmachtfeinen" genannt, im Gegensatz zu den „Freßfeinen", die wir in der Geschichte Elberfelds genugsam kennen

gelernt haben. Es ist damit, wenn auch etwas derb, ein Gegensatz bezeichnet, der wirklich vorhanden war. Mit den Ellerianern verglichen, erschienen uns Tersteegen und die damaligen Tersteegianer fast wie Engel der Demuth. Allerdings hat man sogar von durchaus unparteiischer Seite unter Nachweisungen behauptet, daß selbst das schöne Demuthskleid Tersteegens auch Nähte der Eitelkeit gehabt habe. Aber darf uns das befremden? Eine absolute Vollkommenheit giebt es bei Menschen nun einmal nicht; „nur das Kleid Christi war ohne Naht"! — Die durch die damals höchst einträgliche Bandfabrikation sehr reich gewordene Familie Evertsen war für die Sache des Christenthums und Tersteegens vorzugsweise begeistert, besonders aber einer der beiden Söhne, der damals 25jährige Engelbert Evertsen, wohl der treueste und zugleich der begabteste aller Anhänger Tersteegens. Allsonntäglich, auch wenn Tersteegen nicht anwesend, war in diesem Hause, zwischen den gleichfalls treu besuchten kirchlichen Gottesdiensten, tersteegianische Versammlung und Uebung, wobei, besonders in späterer Zeit, oft auch der treffliche Engelbert selbst, und zwar meist in seinem gemüthlichen Barmer Platt, überaus innige Ansprachen hielt. Schon Tags vorher pflegten sich Freunde von auswärts dazu einzufinden, die dann in einem der Evertsen'schen Häuser, dem jetzt Bockmühl'schen im Werth, liebreich einfach bewirthet und beherbergt wurden. So ward dieses nicht nur zu einer der sogenannten Tersteegianischen „Pilgerhütten", sondern allmählig geradezu zu der bedeutendsten. Es waren ihrer im Ganzen drei; die beiden andern waren das Hoffmann-Tersteegen'sche Wohnhaus in Mülheim an der Ruhr und ein Haus an der Otterbach. Diese letztere Pilgerhütte, älter als die Barmer, wurde späterhin fast ausschließlich ebenfalls von unserm Evertsen unterhalten. Ueberhaupt hatte seine Wohlthätigkeit, besonders auch den Nothleidenden jeder Confession gegenüber, fast keine Grenzen. Wir kommen darauf noch zurück. —

Wichlinghausen hatte schon früher als Gemarke ein einigermaßen dorfähnliches Ansehen gewonnen.

Den Wichlinghausern und den übrigen nach der Reformation lutherisch gewordenen und auch lutherisch gebliebenen Oberbarmern stand an der lutherischen Kirche in Schwelm und deren Gütern der elfte Theil zu, wogegen sie auch den elften Theil der kirchlichen Gemeindekosten zu tragen hatten. — Auch hatten sie sich an der

Schwelmer Kirche eine eigene Kapelle erbaut und diese mit Einkünften versehen. — In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und vielleicht schon früher, besaß Wichlinghausen auch bereits eine Schule, die von lutherischen Kindern aus ganz Oberbarmen besucht wurde. Als nun im Jahre 1634 eine schwedische Reiterschwadron in Barmen lag, hielt der Feldprediger derselben in der Schule seine Predigten, die, da sie in deutscher Sprache waren, auch von Einwohnern des Orts besucht wurden. Dadurch, wenn wir sagen dürfen, verwöhnt, ließen nach dem Abmarsch der Truppen die Wichlinghauser, sofern ihnen der Weg nach Schwelm zu weit dünkte, sich Sonntags von ihrem Schullehrer eine Predigt vorlesen. Und in der Folge wählten sie zum Schullehrer stets einen Candidaten der Theologie, der ihnen dann Sonntags förmlich eine Predigt halten mußte. So fungirte um 1682 Anton Friderici als Privatprediger und Lehrer. — Namentlich seit 1684, wo das Schulhaus mit Rücksicht darauf verbessert und mit einer Glocke versehen ward, fand auf diese Weise ein regelmäßiger Privat-Gottesdienst statt, wobei auch z. B. ebenso wie in andern Kirchen, die Regierungsverordnungen vorgelesen wurden. Dagegen wurden die Parochialia nach wie vor von den Schwelmer Pfarrern besorgt. Um auch hiervon befreit zu werden und eine eigene Gemeinde bilden zu dürfen, bemühten die Wichlinghauser sich mehrfach mit Vorstellungen und Bittschriften. Ernstlicher wurde dies von 1734 ab betrieben, als sie mit dem Schwelmer Pfarramt, welches nämlich wegen einer von dem Wichlinghauser Candidaten Berger gewagten Kindertaufe sich höchlich verletzt fühlte, in offene Mißhelligkeiten gerathen waren. Es war auch vorgekommen, daß junge Männer aus Wichlinghausen und dem übrigen Oberbarmen, zumal wenn sie körperlich groß und stark waren, auf dem Kirchwege nach Schwelm, der besonders von Wichlinghausen aus fast ganz durch Wälder und Gebüsche ging, von preußischen Werbern aufgegriffen und in die preußische Armee geschickt wurden, was mit der bekannten Vorliebe des damaligen Königs Friedrich Wilhelm I. für große Soldaten zusammenhing. Und die Lutheraner von ganz Oberbarmen waren bereits so zahlreich, daß z. B. im Jahre 1737 bei ihnen 57 Taufen, 36 Leichen, 10 Copulationen vorkamen und ihrer 500 in Schwelm zum Abendmahl gingen. Das alles schien die Gründung einer eignen Gemeinde allerdings nöthig zu machen, und veran-

laßte 1738 sogar den katholischen Richter Alhaus, das Unternehmen zu befürworten.

Leider aber spalteten sich jetzt die lutherischen Oberbarmer in zwei Parteien: die Wichlinghauser nebst den Westkottern und andern Nachbarn wollten die zu bauende Kirche auf Wichlinghausen, die im Hauptthale der Wupper Wohnenden dagegen in ihrer Mitte auf Wülfing, haben. Jede dieser Parteien supplizirte für sich und suchte den Plan der andern zu vereiteln. Kein Wunder daher, daß einstweilen keine von beiden die gewünschte Erlaubniß erhielt. Der den Wichlinghausern entgegen wirkende Theil der Oberbarmer wurde von jetzt an und im ganzen ferneren Verlauf des Kirchenstreites „die Wupperströmer" genannt. Ein köstlicher, vermuthlich von den aufgebrachten Wichlinghausern aufgebrachter Name! Sofern darin die Wupper als „Strom" erscheint, glauben wir das weder mit der Unterstellung eines beschränkten Gesichtskreises noch mit der eben so wenig zu beweisenden Annahme, daß die Wupper dazumal viel größer gewesen sei als jetzt, erklären zu dürfen. Vielmehr erblicken wir darin eine fein ironische Anspielung darauf, daß diese Bewohner des Flußthales sich an und mit ihrem Flüßchen auf einmal so groß und breit machen und gar die Kirche für Oberbarmen in ihrer Mitte haben wollten. Die Wupperströmer! Sehen wir das Wort noch etwas genauer an, so erscheinen darin sogar die Leute selbst als das strömende Element. Durch diese Zweideutigkeit aber wird der Ausdruck vollends unbezahlbar — für den Liebhaber.

Aber nun weiter in der Geschichte! Die eben so klugen als frommen Wichlinghauser begriffen, daß sie auf dem bisherigen Wege die gewünschte Concession zur Gründung einer Oberbarmer Gemeinde nicht erlangen würden. Sie luden daher schnell ihre Sache auf eine andere Achse und setzten sich zunächst ein bescheideneres Ziel: sie stellten nämlich der Landesbehörde vor, daß ihre „bisherige Kirche" — es konnte damit natürlich nur ihr Schulhaus gemeint sein — ihren jetzigen kirchlichen Bedürfnissen durchaus nicht mehr genüge, und baten deßwegen um die Erlaubniß zum unbedingt nothwendig gewordenen „Neubau ihrer Kirche" und zugleich, weil ihre eigenen Mittel dazu nicht ausreichend seien, um ein Collectenpatent. Und beides wurde ihnen bewilligt. — Nun machte sich ihr Privatprediger, Candidat Wülfing, sofort an's Collectiren, zunächst in der Gemeinde und Umgegend, und

im folgenden Jahre 1743 begann schon der Bau einer wirklichen Kirche, der jetzigen, — in der Hoffnung, daß die Genehmigung zur Gründung einer Oberbarmer Gemeinde in ihrem Sinne nun auch nicht ausbleiben werde. Die „Wupperströmer“ aber und noch mehr die Schwelmer Gegner des Unternehmens ruhten noch nicht, sondern strengten sich nur um so mehr an und erlangten endlich wirklich, daß 1744 den Wichlinghausern sogar das schon so lange üblich gewesene Predigen im Schulhause untersagt wurde.

Nun reiste Wülfing, um die Aufhebung dieses Verbots und die Erfüllung der Wichlinghauser Wünsche zu erwirken, zunächst nach Cleve und dann nach Berlin. — Von seinem Eifer, das Wichlinghauser Interesse zu fördern, zeugt unter andern auch die große Schnelligkeit, mit der er reiste. Von Wichlinghausen bis Berlin brauchte er nämlich nur — sechs Tage! Man übersehe dabei nicht, daß damals nicht nur noch keine Eisenbahnen, sondern auch noch keine Chausseen in unserm Sinne, nach Berlin führten. Er überreichte seine Bittschrift dem großen Preußenkönige, und dessen gern gewährte Fürsprache hatte zur Folge, daß am 11. Juni desselben Jahres der Churfürst von der Pfalz den Wichlinghausern ein Patent zur Gründung einer von Schwelm unabhängigen Oberbarmer lutherischen Gemeinde gewährte. Im September 1744 wurde darauf Candidat Wülfing zum wirklichen Pastor ordinirt, wozu die Gemeinde ihn schon am 11. Februar 1743 erwählt hatte. — Um das Baucapital vollständig zu machen, setzte er seine Collectenreisen fort und dehnte sie auf Süddeutschland und Holland aus, bis endlich auch dieser Zweck erreicht war.

Das Kirchengebäude an sich wurde 1744 fertig, — Bänke, Altar, Orgel, Gallerieen und Glocken aber erst vor und nach, innerhalb der nächstfolgenden 9 Jahre. Die Gottesdienste in der neuen Kirche begannen mit einigem Behelfen wahrscheinlich schon 1745, hatten aber wohl erst nach Vollendung der innern Einrichtung ihren ganz geregelten Fortgang. Die Wupperströmer mitgerechnet, zählte die Gemeinde 1745 schon 3000 Seelen.

Indeß — weder die Schwelmer noch die „Wupperströmer“ konnten sofort sich beruhigen. Die letzteren hielten sogar jetzt mehr als früher sich zur Schwelmer Kirche, und beide suchten dies bei ihren Regierungen zu rechtfertigen. Der Churfürst befahl jedoch unterm 29. April 1745

den sämmtlichen lutherischen Oberbarmern, „wie früher beim Privat- so auch jetzt beim öffentlichen Gottesdienst sich zur Wichlinghauser Kirche zu halten", und der Schwelmer Kirchenvorstand empfing von Friedrich II. den Bescheid, „keine evangelischen Oberbärmer mehr an sich zu ziehen, sondern dieselben zur Pfarrei nach Wichlinghausen zu verweisen." — Am 6. Mai 1746 erließ der Churfürst sogar ein Rescript, wonach die lutherischen Oberbarmer, als in die Kirche zu Wichlinghausen gebannt, bei Strafe von 50 Rthlr. weder in Schwelm noch in Elberfeld acta parochiales verrichten lassen und bei 100 Rthlr. Strafe ihn in dieser Sache nicht weiter behelligen durften.

Nichtsdestoweniger erneuerten in folgenden Jahren die Wupperströmer durch die nachgesuchte Vermittelung des Königs von Preußen ihr Gesuch. Es erfolgte aber trotzdem unterm 12. September 1763 nochmals eine entschiedenste Ablehnung.

So mußten denn unsere Wupperströmer einstweilen der Nothwendigkeit sich fügen und in Wichlinghausen eingepfarrt bleiben. — —

Kehren wir zurück zur bürgerlichen Entwickelung! — Im März 1735 verlegte der junge Richter J. E. F. Alhaus seinen Wohnsitz von Beyenburg nach Barmen. Von da an bis 1810 wohnte der jedesmalige Richter beider Aemter in Barmen und hielt von hier aus alle 14 Tage in Beyenburg Gericht. — Das Verhältniß war also umgekehrt!

Noch waren die ganzen Dörnen bloß vom Dörner Hof und seinen Grundstücken ausgefüllt. Auch der jetzige ganze Werth bestand noch aus Hof, Ackerland und Bleichen. Der „Wehrter Hof", wozu beträchtlich mehr als der jetzige Werth gehörte, war jedoch 1741 nach dem Tode der Besitzerin Wittwe P. Wichelhausen unter mehrere Erben vertheilt und dadurch die schon erwähnte Anlage der Wupper- und Heubrucherstraße und der Ausbau des östlichsten Theils der Mittelstraße möglich geworden. Durch den Werth ging noch immer nur ein Privatfuhrweg, welcher beim Ausgang an der Mittelstraße durch einen Schlagbaum gesperrt war. Dem thätigen Richter J. E. F. Alhaus gelang es aber 1749 von dem neuen Besitzer die Erlaubniß zur Anlage einer Landstraße durch den Werth zu erwirken, und faßte nun den Plan, mit dem Bau derselben die Verbesserung des ganzen Weges vom Werth nach Rittershausen und von der Gemarke nach Elberfeld zu verbinden. Zu dem Ende nahm er für Rechnung des Amtes ein Capital von 7630 Rthlr.

auf, ließ die Arbeit mit Hülfe beurlaubter Soldaten sofort beginnen und dergestalt betreiben, daß im Jahre 1751 auf der ganzen Strecke von der Haspeler Brücke bis zur Grenze auf Rittershausen eine 18 Fuß breite und gut mit Steinen befahrene Straße dem Verkehr eröffnet war. — Bald entstanden denn auch hier und da an neuen und verbesserten Theilen dieser Straße wieder einzelne Häuser; er selbst baute sich eins am Neuenwege.

1752 stiftete er eine Armenversorgungsanstalt, verbot dann die Thürenbettelei und ließ dagegen wöchentlich viermal zur Einsammlung milder Gaben eine Armenbüchse herumgehen.

1753 erhielten durch ihn die Katholiken einen besondern Schullehrer, wie auch das Recht, jährlich eine Prozession durch die Straßen zu halten.

Ein neuer Weg für die Kohlenfuhren von Wichlinghausen nach Wülfing wurde angelegt, die Durchfahrt durch den Mühlengraben bei der Pfalz verbessert und eine Botenpost nach Elberfeld eingerichtet.

Eine der wichtigsten Alhaus'schen Unternehmungen aber war auch die auf seinen Vorschlag von der Regierung genehmigte Parzellirung des Dörner Hofes. Von 1753 bis 1757 wurden die Straßen in den Dörnen abgestochen, die Gründe in Parzellen abgetheilt, numerirt und nach der Nummer an den Meistbietenden vererbpachtet. Bisher hatte der Dörner Hof dem Aerar nur 39 Rthlr. reinen Jahresgewinn geliefert. Durch die Parzellirung und Vererbpachtung flossen der herrschaftlichen Kasse allein an Vorheuer 10,182 Rthlr und seitdem jährlich 749 Rthlr. an Erbpacht zu. — Gleich nach der Versteigerung begannen auch in den Dörnen die Häuserbauten, lebhafter jedoch erst von 1760 ab. Die erste Fahrbrücke an den Dörnen wurde 1754 erbaut.

Schade nur, daß dieser damalige Richter Alhaus, wie auch einigermaßen schon sein Vater und Vorgänger, als strenger Katholik, den Protestantismus haßte und diesen Haß bei verschiedenen Gelegenheiten thatsächlich werden ließ! Das auffallendste Beispiel davon, die Behandlung des Pastors Spitzbarth und der Freunde desselben, haben wir in der Geschichte Elberfelds bereits kennen gelernt. Die Schuld in dieser unglückseligen Sache haftet indeß doch offenbar nicht an ihm allein, sondern eben so sehr an seinen vorgesetzten Behörden. Aber er mußte allein, wenigstens vorzugsweise und sehr schwer dafür büßen. Als er, wie wir gehört haben, dem genannten Elberfelder Pastor alle durch die

Sache erlittenen Benachtheiligungen zu ersetzen hatte, reichten seine disponiblen Mittel nicht aus; — es wurde ihm daher alles verkauft, so daß er mit einem Male ein armer Mann war. Und sogleich werden wir hören, daß ihn eine noch empfindlichere Strafe traf.

Im siebenjährigen Kriege, wo Jülich-Berg mit der Pfalz auf Seite der Oesterreicher und Franzosen stand, hatte Barmen besonders viel zu leiden, auch abgesehen von der fast beständigen Einquartierungslast. Einmal nahm eine Schaar Preußen und Hannoveraner, als sie von hier wieder abzog, den Richter Alhaus und eine Anzahl der angesehensten Barmer Bürger als Geißeln mit sich nach Hameln, um sie so lange festzuhalten, bis Barmen eine ihm auferlegte Contribution von 15,000 Rthlr. bezahlt haben würde. Bei der Ergreifung dieser Geißeln erging es am schlimmsten eben dem Richter Alhaus. Er hatte sich im Hause des Paters der katholischen Gemeinde auf dem Boden versteckt; preußische schwarze Husaren fanden ihn, und weil sie von seinem Verhalten in der Spitzbarth'schen Sache gehört hatten, so warfen sie ihn unter dem Zurufe: „Du Protestantenschinder!" die Treppe hinab, und schlugen ihn so, „daß die Striemen durch den rothen Rock bis auf die Haut gedrungen waren." — In Hameln angekommen, versprach einer der Geißeln, Johann Bredt, daß er, falls man ihn nach Hause gehen ließe, für die Bezahlung der genannten Summe sorgen wolle. Man ging darauf ein; aber er vermochte doch nicht, das Geld zusammen zu bringen, und darüber grämte er sich so, daß er bald darauf starb. — Die Preußen aber kehrten selbst hierher zurück und holten sich die 15,000 Rthlr. — Obgleich diese Summe später von der Landesregierung ersetzt ward, verblieben der Gemeinde doch große Verluste aus diesem Kriege.

Um so schöner blühten bald nach dem Friedensschluß ihre Gewerbe und ihr Wohlstand wieder auf. — Besonders die Bandfabrikation vermehrte sich in erfreulicher Weise, so daß sie selbst die Garnbleicherei an Wichtigkeit überflügelte. Dazu kamen die Erfindung der Zwirnspitzen- und Langetten-Fabrikation, die Verbesserung und Ausdehnung der Färberei, die Verfertigung der Bonten (gestreifter Leinenzeuge) und Siamosen (halbbaumwollener Zeuge). Mit der Industrie erweiterte sich von selbst der Handel.

Bei diesem Aufschwung ließen sich einzelne Calamitäten, wie die außerordentliche Schwarzbach-Ueberschwemmung von 1771 und die große Rindviehseuche von 1772 schon allenfalls ertragen.

An Verbrechen fehlte es indeß auch nicht; abgesehen von den sich häufig wiederholenden Garndiebstählen, wurde z. B. 1765 bei Wuppermann auf der Diekerstraße eingebrochen und der Hausherr ermordet.

1775 erbaute man zu Heckinghausen die steinerne Wupperbrücke.

Wir kommen nun zur Gründungsgeschichte der lutherischen Gemeinde Wupperfeld. — Die lutherischen „Wupperströmer" konnten es nicht verschmerzen, daß sie wider ihren Willen in Wichlinghausen eingepfarrt worden waren, und in demselben Maße, als sie an Zahl zunahmen, faßten sie schärfer das Ziel in's Auge, für sich selbst eine Kirche zu erlangen. Doch sollte auch jetzt noch gar mancher Wassertropfen den Wupperstrom hinunterfließen, bevor unsere Wupperströmer dies Ziel zu erreichen vermochten.

1747 hatte die churfürstliche Regierung die Genehmigung zur Gründung einer zweiten lutherischen Gemeinde in Oberbarmen für den Fall in Aussicht gestellt, daß es ihnen gelingen würde, zu bewirken, daß dagegen im Preußischen eine neue katholische Gemeinde concessionirt und gegründet werde. Dies griffen die Lutheraner auf Gemarke auf, erwirkten im Jahre 1772 den Katholiken in Hattingen die Erlaubniß des Königs, sich zu einer Gemeinde zu constituiren, und erbaten und empfingen dagegen von ihrem Churfürsten dann auch wirklich die Concession zur Erbauung einer lutherischen Kirche auf Gemarke.

Mit diesem Plane waren jedoch die oberen lutherischen Wupperströmer keineswegs einverstanden. Vielmehr kamen diese auf die frühere Idee zurück, die Kirche in der Mitte von Oberbarmen, auf einem an der Wupper liegenden Felde zu bauen, und setzten nun der pfälzischen wie der preußischen Regierung auseinander, daß die den Gemarkern gewährte Concession den gesammten Wupperströmern in Bezug auf den letztgenannten Plan verheißen gewesen wäre, weshalb es nöthig und billig sei, sie demgemäß zu modifiziren. Das führte zunächst zu jahrelangen Verhandlungen und neuen Zwistigkeiten.

Die Gemarker, von jenen verlassen, boten den lutherischen Bewohnern der Dörnen rc. an, daß, wenn sie sich mit ihnen vereinigen wollten, die Kirche in den Dörnen erbaut werden solle. Die Landes-

regierung erklärte jedoch diesen Bauplatz für unpassend, — ob auf Veranlassung der obern Wupperströmer, wie diesen vorgeworfen wurde, lassen wir dahingestellt sein. Letztere aber machten nun den Wichlinghausern den Vorschlag, ihre Kirche nach dem Wupperfelde zu verlegen, damit die Oberbarmer Gemeinde ungetrennt zusammenbleiben könne. Als Wichlinghausen dies entschieden verwarf und dabei doch wiederholt gegen jede Trennung protestirte, suchten sie 1776 in einer Druckschrift zu beweisen, daß entweder ihre Trennung von Wichlinghausen oder die Verlegung der Kirche schlechterdings unerläßlich sei.

Unter anderm wurde darin gesagt: Wichlinghausen, welches an einem äußersten Theile Oberbarmens zwischen Gebüsch und Felsen liege, und wohin nur schlechte und nach Umständen gefährliche Wege führten, bestehe nur aus Handwerkern, Bauern und Arbeitsleuten und sei zu wichtigeren Geschäften gänzlich ungeeignet, wogegen am Wupperstrom Fabriken und Handlung beinahe bis zum Unnachahmlichen gestiegen seien; auch der Kopfzahl nach sei Wichlinghausen der geringere Theil; der seiner Zeit von den Wichlinghausern förmlich „erschlichene" Bann der Wupperströmer nach Wichlinghausen sei daher durchaus unnatürlich und abscheulich; einige Wirthe, Branntweinbrenner und Bäcker hätten allerdings Vortheile von der Kirche und seien daher auch hauptsächlich die, welche so hartnäckig gegen die Verlegung föchten, — könnten aber ja leicht mit der Kirche nach dem Wupperfelde ziehen, wo sie dann noch mehr verdienen würden, u. s. w.

So waren also nun die obern Wupperströmer nicht nur mit ihren untern Brüdern, sondern auch wieder mit den Wichlinghausern im heftigsten Streit.

Die untern Wupperströmer oder die Gemarker fügten sich jedoch allmählich, weil sie sich mit den Dörnern nicht einigen konnten und für sich allein sich zu einem Kirchenbau zu schwach fühlten, dem Verlangen der obern Brüder.

Die Wichlinghauser aber veröffentlichten im folgenden Jahre eine ausführliche Gegenschrift und thaten auch sowohl beim Könige von Preußen als beim Churfürsten wiederholt die ernstlichsten Schritte, um die Wupperströmer, zum wenigsten die obern, zu zwingen, bei ihnen eingepfarrt zu bleiben, ganz ähnlich wie die Schwelmer es früherhin mit ihnen selbst gemacht hatten.

Die preußische Staatsregierung trat wirklich auf die Seite der Wichlinghauser und machte Jahrelang bei der churpfälzischen Regierung alle möglichen und zum Theil sehr energische Vorstellungen, um das Wupperfelder Vorhaben zu hintertreiben. Indeß, wie aus einem durch freundliche Mittheilung uns vorliegenden Schreiben der Minister Finkenstein und Herzberg an das preußische Generaldirectorium deutlich hervorgeht, geschah dies keineswegs aus kirchlichen Gründen, sondern lediglich aus politischen Interessen und im zwar diplomatisch entschieden verleugneten, aber vollen Bewußtsein, daß sie eigentlich zur Einmischung in diese Sache gar nicht berechtigt sei. Allerdings stand nach unbestrittenen Recessen der Schutz des protestantischen Religionswesens im Bergischen den Königen von Preußen rechtmäßigst zu, jedoch war dies nur für Conflicte protestantischer mit katholischen Interessen gemeint gewesen, und im vorliegenden Falle handelte es sich ja bloß um eine lokale Streitigkeit zwischen zweien Theilen einer protestantischen Gemeinde, — wobei der katholische Landesherr sogar geneigt war, die protestantischen Kirchen seines Landes um eine zu vermehren. Gegen eine Verminderung derselben hätte Preußen auftreten dürfen, es trat aber gegen die Vermehrung auf, weil es fürchtete, daß diese die Entwickelung des Wupperthals und damit die schon längst unangenehme märkische Auswanderung dahin nur noch mehr befördern werde. Natürlich wurden kirchliche Gründe vorgeschützt. — Nichtsdestoweniger erlangten die Wupperströmer noch im selben Jahre die vorläufige Erlaubniß, sich einen eignen öffentlichen Gottesdienst einzurichten.

Darauf hin wurde nun sofort auf dem Wupperfelde einstweilen ein hölzernes Kirchenhaus erbaut, worin Pastor Glaser aus Essen im Juli 1777 den Gottesdienst eröffnete. — Als die Wichlinghauser fortfuhren zu opponiren, sandten im November desselben Jahres 234 Wupperströmer, worunter auch die Gemarker waren, — an den Churfürsten eine Deputation mit der schriftlichen und von ihnen allen unterschriebenen energischen Erklärung, daß keineswegs, wie die Wichlinghauser vorgespiegelt, „bloß einige ausgeartete Kinder am Wupperstrom" sich losgesagt hätten, sondern daß „die ganze Gegend des Wupperstroms sammt der Gemarke weit entfernt sei, sich jemals wieder freiwillig nach Wichlinghausen bannen zu lassen." Außerdem gaben sie Anfangs 1778 eine 7 Bogen starke neue Druckschrift zur Widerlegung der Wichling-

hauser heraus. — Darauf erfolgte dann unterm 31. März 1778 die Concessionsurkunde, welche bestimmte, daß die Kirche auf dem Wupperfelde ausgeführt werden solle.

Nochmals versuchte das preußische Ministerium, diese Concession rückgängig zu machen, und protestirte noch unterm 16. Dezember 1779, als es keinen Erfolg mehr erwartete, feierlichst, indem es sogar erklärte, „Zeit und Umstände abwarten" zu wollen, um „diesem Unrecht (!) abhelfliche Maße zu verschaffen." Es war aber alles vergeblich.

Das Geschäft der Separation und Abgränzung der neuen Gemeinde leitete der dazu aus Düsseldorf gesandte Vicekanzler Knap. Die Gemarker traten bei, die Dörner nicht und vom übrigen Unterbarmer Gebiet bloß der Winkeler Hof (jetzt Gebrüder Fischer).

Die erste Predigerwahl der neuen Gemeinde fiel auf J. B. Bartels, der bald eine große und gesegnete Thätigkeit entwickelte.

Zu der Kirche auf dem Wupperfelde wurde am 21. März 1779 der Grundstein gelegt, und am 30. August 1781 wurde sie, obgleich erst halb fertig, schon in Gebrauch genommen, weil bei einem Sturme das hölzerne Kirchhaus eingestürzt war.

Da um diese Zeit die Industrie florirte und namentlich die Bandfabrikation ihren Glanz- und Höhepunkt hatte, so ist um so begreiflicher, daß der Bau dieser Kirche die Veranlassung gab zur Erbauung vieler Wohnhäuser in ihrer Nähe, dergestalt, daß um die Kirche herum rasch ein förmlicher Ort, ein Flecken entstand, welcher nach dem Felde, worauf er erbaut ward, den Namen Wupperfeld erhielt. — Bei Vollendung des Kirchbaues im Jahre 1785 standen daselbst schon über 40 Wohnhäuser, denen seitdem jedes Jahr neue angereihet wurden.

Die neue Gemeinde erbaute in rascher Aufeinanderfolge auch Pastorat, Schulhaus, Lehrerwohnung und Armenhaus. — Bei ihrer Entstehung zählte sie 2500, gegenwärtig an 15,350 Seelen.

Auch an andern Stellen von Barmen ging es mit der Entwickelung vorwärts. 1779 wurde eine reformirte Schule am Loh, 1783 eine lutherische am Haspel, 1787 eine lutherische auf Gemarke, 1789 eine reformirte auf dem Lichtenplatz, 1790 eine lutherisch-reformirte auf Rittershausen, 1791 eine lutherische auf dem Westen, 1795 eine lutherisch-reformirte im Bruch, 1805 eine katholische in den

Dörnen errichtet, großentheils jedoch für den Anfang in gemietheten Lokalen.

Der Mühlenweg, bis dahin ein bloßer, früher von uns erwähnter alter Fuhrweg, bebaute sich zuerst in den achtziger Jahren, und setzte sich durch eine steinerne Brücke über den Mühlengraben mit dem Heubruch und der ganzen Gemarke in bessere Verbindung. — 1784, nach einer großen Ueberschwemmung mußte auch die Rathhauser Brücke wieder neu gebaut werden. Von 1785 an entstanden vor und nach die Häuser im Werth, wie auch die östliche Häuserreihe der Heubruch- und Wupperstraße; später die Lindenstraße u. s. w.

Die reformirte Gemeinde Gemarke, nachdem sie 1781 von J. Wichelhausen ein Vermächtniß von 19,000 Rthlr. und 1783 von den Erben des P. C. Wichelhausen ein Geschenk von 15,000 Rthlr. erhalten hatte, stiftete eine zweite Predigerstelle, baute in der Wupperstraße ein zweites Pastorat und ein Rektorathaus. — Eigenthümlicher Weise aber behalf sie sich trotz ihres Vermögens noch immer ohne Orgel, bis sie endlich im Jahre 1803 dazu überging, eine solche aus einem der in Köln aufgehobenen Klöster käuflich zu erwerben.

1785 besuchte der Churfürst Karl Theodor nochmals Barmen. 40 Kaufleute in scharlachrother Uniform mit hellblauen Kragen und Aufschlägen begrüßten ihn an der Haspeler Brücke und geleiteten ihn nach der Gemarke. Durch die vorgelegten Fabrikate überzeugte er sich von dem großen Fortschritt der hiesigen Industrie. Besonders war die Türkisch-Rothfärberei, so wie die Fabrikation englischen Garns und baumwollener Zeuge und Tücher als wichtige Zweige hinzugekommen.

Die tüchtigen Bandfabrikanten namentlich hatten um diese Zeit und etwas später gewöhnlich so viel Aufträge und waren an gute Preise so gewöhnt, daß z. B. Gebrüder Wichelhausen einmal eine sehr beträchtliche Bestellung ablehnten, weil sie dabei nur 45 Prozent Gewinn gehabt haben würden!

Auch die Bleichereien florirten noch; nur hatten diese fortwährend oft Verdruß durch Diebstähle. 1792 wurden einmal zwei Garndiebe auf dem Markte zu Gemarke ausgestäupt und dann auf der Heckinghauser Brücke aus dem Lande verwiesen. Allein die märkische Nachbargemeinde war keineswegs geneigt, bergische Spitzbuben in sich aufzunehmen, sondern prügelte und mißhandelte dieselben und jagte sie nach Barmen

zurück; — bald saßen die Zwei mit ihren zerschlagenen Gliedern wieder im Barmer Gefängniß, dem sogenannten Speckkämmerchen. — Der Schweinemarkt, welcher seit langer Zeit zu Wichlinghausen am Dezember-Bettage stattgefunden hatte, war fast regelmäßig mit Schlägereien und Messerstichen verbunden und wurde aus diesem Grunde endlich von den Behörden untersagt und aufgehoben.

Eine Hauptmerkwürdigkeit für die nach Barmen kommenden Fremden, war der terassenförmig bis auf Bergesgipfel steigende Wuppermann'sche Garten (jetzt Sanssouci) bei Scheuren, — der Hauptspielplatz für die Barmer Kinder das Beckmann'sche Büschchen am Mühlenweg.

Aber schon drohte in Frankreich das Gewitter, das 1789 zuerst sich entlud und die folgenden Jahrzehnde hindurch in weitern Schlägen die halbe Welt und auch Barmen in Schrecken setzte. — Als sich 1795 Düsseldorf den Franzosen ergab, sah sich der österreichische Feldmarschall Graf Erbach mit 15,000 Mann zum Rückzuge von dort genöthigt und kam auf diesem am 6. September durch Barmen. In Rittershausen stießen sie auf dort an der Gränze aufgestellte preußische Feldjäger, welche den Oesterreichern den Weitermarsch nach Schwelm erst gestatteten, als Graf Erbach sich mit seinem Privatvermögen für die Folgen verantwortlich erklärte.

Am 9. September besetzten die preußischen Feldjäger unter Oberlieutenant von Stamer die Wupperbrücken zu Heckinghausen, auf Gemarke und in den Dörnen und die Wege nach der Schönebeck. Einige Tage später aber besetzten die Franzosen von Elberfeld aus den übrigen Theil von Barmen und stellten ihre Posten auch zu denen der Preußen auf die genannten Brücken. Diese Besetzungen bildeten die vereinbarte Demarkationslinie, beeinträchtigten aber gewaltig den Barmer Verkehr. Auf Ersuchen der Barmer bewirkte jedoch der preußische Lieutenant von Hake durch Unterhandlung mit dem französischen Obergeneral Jourdan in Bonn, daß die Demarkationslinie bis zur Haspeler Brücke verschoben wurde, wohin denn die Franzosen am 15. September ihre Posten zurückzogen.

Nun blieb Barmen bis 1801 von französischer Einquartierung frei, nicht aber von preußischer. Den Befehl über die hier stehenden Preußen erhielt der Major von Lechner.

Nicht lange nachher kam der Minister von Hompesch, um sich und die churfürstliche Regierung dem Einfluß der Franzosen zu entziehen, mit seinen Räthen und Sekretären nach Barmen, wo er im P. Wichelhausen'schen Hause am Markte seine Wohnung nahm. — So ward nun Barmen auf längere Zeit der Sitz der Regierung des bergischen Landes.

Diese Ehre kam indeß unserer Stadt theuer genug zu stehen. Barmen wurde nämlich von der Landesregierung veranlaßt, ihr eine Summe von 100,000 Frcs. darzuleihen. Das Amt Barmen nahm unter solidarischer Verbürgung hiesiger Kaufleute das Capital zu diesem Darlehn auf, und von Seiten der Regierung ist es nie zurückbezahlt worden. Es hieß das Steinberg'sche Capital. Als es 1814 gekündigt wurde, kamen die Kaufleute, die sich dafür verbürgt hatten, nicht wenig in Verlegenheit, bis die Regierung die Repartition unter die Einwohner der Gemeinde und die Beitreibung befahl.

Am 1. September 1803 starb zu Wichlinghausen ein von vielen Christen innerhalb und außerhalb unseres Thales hochgehaltener Mann, nämlich der hierselbst im Jahre 1724 geborene Dr. Samuel Collenbusch. Er war lange Zeit hindurch als praktischer Arzt in Barmen thätig gewesen. Was ihn aber besonders auszeichnete, war seine sehr eifrige, unermüdliche und gläubig selbstständige, nicht von symbolischen Büchern seiner (lutherischen) oder einer andern Confession abhängig gemachte Bibelforschung und Exegese. Durch diese, deren Resultate in einigen Punkten, besonders in der Erlösungslehre, von gewohnter kirchlicher Dogmatik abwichen oder auch nur diese ergänzten, erwarb er sich einen ansehnlichen Kreis ihn verehrender Anhänger, besonders in den höheren Ständen. Auch einige Theologen gehörten dazu; namentlich war es der bekannte Pastor Menken in Bremen, der dieselben mit Wärme auffaßte und in zahlreichen Schriften weiterbildete. Collenbusch selbst hat nichts drucken lassen; erst nach seinem Tode wurden manche seiner schriftlich hinterlassenen, zum Theil während zehnjähriger Blindheit dictirten Bibeltext-Erklärungen, sowie Briefe von ihm und Anderes, in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht. Besonders hob Collenbusch hervor, daß es bei der Erlösung und Heiligung der Menschen keineswegs blos auf die Einwirkung Gottes und Christi ankomme, auch nicht allein auf den Glauben, sondern vor allem auch auf die Selbstthätigkeit des Menschen, — ein Punkt, der von nicht wenigen

glaubensbegeisterten Pfarrern und Laien des Thales vielleicht allzusehr übersehen worden war.

Die katholische Pfarrei in Barmen wurde bis 1804 von Missionaren aus dem Franziskanerkloster zu Hardenberg verwaltet. Von da an erhielt sie einen Pfarrer; der erste war Pastor Waldhausen. Seit 1805 war ihm ein Caplan beigeordnet.

Am 7. April 1806 beehrte der neue Landesherr, Großherzog Joachim I. (Murat), von Napoleons Gnaden, Barmen mit seinem Besuche. Er wurde von Behörden und weißuniformirten Kaufleuten bewillkommnet, besah die hiesigen Fabrikate und wohnte einem ihm zu Ehren veranstalteten Balle bei.

Seine Persönlichkeit sagte auch hier wohl zu, — keineswegs aber die Conscription und die Steuern, die er auferlegte. 1806 betrug für Barmen die Grund- und Industriesteuer 5062 Rthlr, 1807 wurde neben derselben die neu eingeführte Familiensteuer im Betrage von 8703 Rthlr. erhoben. — 1807 erhielt Barmen unter Abschaffung der wieder eingerissenen Thürenbettelei eine Versorgungsanstalt, welche nicht nur Gaben für die Armen collectirte uud zweckmäßig vertheilte, sondern auch Kranke und sonstige Arbeitsunfähige in einem Krankenhause verpflegen ließ. Die Sache ging anfangs nach Wunsch, kam aber nach einigen Jahren in Verfall, besonders weil die kirchlichen Provisorate vorzogen, die ihnen zur Verfügung stehenden Armengelder selbst zu vertheilen. — Auch verlor die Armenversorgungsanstalt gleich nach ihrer Gründung eine ihrer kräftigsten Stützen. Es war dies der oben erwähnte treffliche Engelbert Evertsen, der im April 1807, in seinem 85. Lebensjahre, seine irdische Pilgerfahrt beschloß. Er hatte schon mit seinem ältern Bruder Abraham gemeinschaftlich und aus dessen Nachlaß 18,200 Rthlr. an Kirchen, Schulen, Armen- und Waisen-Versorgungs-Anstalten geschenkt, die täglichen und gewöhnlichen Gaben ungerechnet. In seinem Testamente aber vermachte Engelbert, zu gleichen Zwecken und an Freunde, Knechte und Mägde 36,000 Rthlr. Außerdem erbten nächste Verwandte sehr bedeutende Summen aus dem Evertsen'schen Vermögen. Einigen unserer noch jetzt angesehensten Familien in Barmen ist somit die Tersteegen-Evertsen'sche Ansicht, daß Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit dem Christen zu seiner Heiligung besonders förderlich seien, pecuniär sehr zu Gute gekommen, indem, wenn Abraham und

Engelbert Evertsen verheirathet gewesen wären, deren Kinder das Vermögen geerbt haben dürften.

Als 1808 in Barmen, ebenso wie in den übrigen Gemeinden des Landes, die Munizipalverwaltung in französischer Art eingeführt wurde, übernahm zuerst Carl Bredt die Directorstelle derselben, und als er noch in demselben Jahre zurücktrat, ersetzte ihn Peter Keuchen.

1809, nachdem Murat zur Uebernahme des Königreichs Neapel abgegangen war, änderte sich der Titel Munizipal-Director in Maire. Die directen Steuern von Barmen wurden bis auf 33,900 Rthlr. Edictm. erhöht. 1810 wurden sie nach einem neuen System als Grund-, Personal-, Mobilar- und Patentsteuer erhoben und betrugen nun 96,636 Frcs., die Gemeindesteuer 20,213 Frcs.

Im Mai d. J. starb J. G. Alhaus, der letzte in der fast hundertjährigen Reihenfolge Barmer Richter dieses Namens und Geschlechts.

Bei Einführung der französischen Gerichtsverfassung erhielt Barmen ein Friedensgericht. Der erste Friedensrichter hieß Schram. Ihm folgte Blumhoffer, diesem 1820 (definitiv 1821) J. H. J. Reinbach und letzterem im Februar 1839 der noch jetzt in bewährter Wirksamkeit stehende Justizrath Carl Ludwig Lauer.

Wie durch Herabsetzung der Scheidemünze „Blaffert", durch Einführung der Salz- und Tabacks-Regie, durch das die hiesige Industrie lähmende Continentalsystem u. a. m. die Unzufriedenheit mit der Fremdherrschaft genährt wurde und diese nach der Conscription vom 20. Januar 1813 sich durch den Klöppelrussen-Aufstand Luft machte, haben wir in unserm Abschnitt „Gemeinsam-Geschichtliches" erzählt.

Nichts desto weniger kam in diesem Jahre in Barmen ein für die Verschönerung des Orts wichtiges Unternehmen zur Vollendung, nämlich die Verbreiterung und Verbesserung der ganzen durchführenden Straße von Elberfeld nach Westphalen, und die damit verbundene theilweise Verlegung derselben in Unterbarmen und Rittershausen, namentlich auch die Anlage unserer schönen Alleestraße. Obgleich diese Arbeiten von der General-Straßen-Bau-Direction geleitet wurden und zunächst für Rechnung des Staats gingen, hatte doch auch Barmen viele Kosten dabei. Die Fußwege zu beiden Seiten der Alleestraße wurden ganz von freiwillig beigebrachten Barmer und zum Theil auch Elberfelder Geldern angelegt und verschiedene Straßenstrecken, wie am Haspel, am

Neuenweg und im Werth, auf Kosten der Anwohnenden gepflastert. Auch mußten nicht ganz wenige Gebäulichkeiten im Interesse dieses Unternehmens abgebrochen und dafür sehr bedeutende Entschädigungen aus der hiesigen Wegegelder-Kasse gezahlt werden. Der durch die Alleestraße ersetzte frühere Weg an der Wupper ging ganz ein. Die Fußwege an der Alleestraße und die in den nächstfolgenden Jahren gepflanzten Lindenreihen kosteten 1600 Rthlr.

Oberst-Hauptmann des nach der Schlacht bei Leipzig hier im Dezember 1813 organisirten Landsturms war Karl Bredt.

Der Maire, jetzt Bürgermeister Wilkhaus legte im Februar 1814 sein Amt nieder. An seiner Stelle wurde Th. Wuppermann, und als auch dieser nach kurzer Amtsführung zurücktrat, Notar Brüninghausen zum Bürgermeister ernannt.

Außer den gewohnten, aber erhöhten directen Steuern hatte Barmen im Jahre 1814 aufzubringen:

an Kriegssteuer	252,543 Frcs.
an Zwangsanleihe	340,000 „
an Kommunalkriegskosten	288,630 „
	881,173 Frcs.

Trotz dieser bisher in Barmen unerhört gewesenen Summe und der fast beständigen Einquartierungslast war auch hier die Freude über den Umschwung der Dinge allgemein.

Als im April 1815 die Nachricht kam, daß der Wiener Congreß den Anschluß des Herzogthums Berg an die preußische Monarchie beschlossen, waren auch in Barmen alle Opfer und Lasten wie vergessen. Unter großer Feierlichkeit und lautem Hurrah einer ungezählten Menge wurde von ersten Bürgern der Stadt die Pumpe auf dem alten Markt mit einem preußischen Adler geschmückt. Und einige Monate später pflanzten andere Bürger unter nicht minder großer Festlichkeit auf dem Wupperfelder Marktplatz eine Eiche zum Andenken an die Errettung vom französischen Joch.

Die reformirte Gemeinde Gemarke hatte im Ganzen folgende Pfarrer:

1) Conrad Gülicher 1703, ging ab 1709 nach Homberg.

2) J. Glöving 1709, ging ab 1716 nach Lippstadt.

3) Kasp. Eberhardi 1717, ging ab 1720 nach Lippstadt.
4) J. Ad. Bock 1720, starb 1751.
5) J. B. Denhard 1751, starb 1789.
6) J. Herminghaus 1784, der erste zweite Pastor, starb 1792.
7) Jak. Buschmann 1790, starb 1820.
8) Math. Krall 1792, starb 1832.
9) Frz. F. Gräber, Dr. theol., 1820, ging ab 1846 nach Münster als Generalsuperintendent.
10) Fr. W. Krummacher, Dr. theol., 1825, ging ab 1835 nach Elberfeld.
11) Carl Roffhack 1835.
12) Robert Berg 1847.

Die Barmer katholische Gemeinde:
1) Bis 1804 Missionare aus dem Franziskanerkloster. Hardenberg, Verwalter der Pfarrei; der letzte derselben hieß H. Houben.
2) J. Waldhausen, erster wirklicher Pfarrer 1804 bis 1820.
3) Al. Gellermann 1820 bis 1824.
4) J. J. Süß 1826 bis 1834.
5) J. Baudri 1834, ging ab 1843 nach Köln, wo er zunächst Domcapitular und später Generalvikar und Weihbischof wurde.
6) P. Meisloch 1843, Dechant seit 1857.

Die lutherische Gemeinde Wichlinghausen:
1) J. P. Wülfing, Privatprediger seit 1739, wirklicher Pfarrer seit 1744, starb 1757.
2) Th. A. Müller 1757, starb 1775.
3) Ch. L. Seyd 1786, legte sein Amt nieder 1821, starb 1825.
4) J. W. J. Leipoldt, seit 1816 Adjunkt, seit 1821 Pfarrer, ging ab 1822 nach Unterbarmen.
5) J. F. E. Sander 1822, bezog 1824 das neugebaute Pastorat, ging ab nach Elberfeld 1838.
6) Rud. Stier, Dr. theol, 1838, legte sein Amt nieder 1847.
7) Fr. Voswinkel 1847.
(Hülfsprediger: F. Göcker 1850, G. Schumacher 1851, B. Weinheimer 1855, Fr. Bramesfeld 1856, Dr. C. Herbst 1858, C. A. Hornung 1806.)

Die lutherische Gemeinde Wupperfeld:

1) J. Burch. Bartels 1778, starb 1827.
2) Wilh. Heuser 1820, der erste zweite Pfarrer, emeritirt 1860.
3) Aug. Feldhoff 1828, starb 1844.
4) Carl Josephson 1845.
5) Ferd. Kirschstein 1854, der erste dritte Pfarrer.
6) Leop. Schultze 1861.

Die evangelische Gemeinde Unterbarmen:

1) Carl Snethlage, nach der Gründung der Gemeinde eingeführt am 5. Mai 1822, ging ab 1842 nach Berlin, wo er später Hofprediger wurde.
2) Wilh. Leipoldt, eingeführt gleichzeitig mit Vorigem, starb 1842.
3) Gerh. Balke, 1842, starb 1848 (am Revolutionstage den 18. März).
4) Herm. Mor. Banning 1843.
5) Emil Heinr. Taube 1849.
6) Ernst Herm. Thümmel 1851, der erste dritte Pastor.

Die Baptistengemeinde:

1) J. Köbner, Aeltester und Prediger seit der Gründung der Gemeinde im Jahr 1852 und noch fortwährend.
2) Ferd. Ribbeck, zweiter Prediger, von 1854 bis zu seinem Wiedereintritt in die Landeskirche im Jahre 1856.

Die Prediger der „Freien evangelischen Gemeinde“ nannten wir bereits in der Geschichte Elberfelds.

Die bürgerliche Gemeinde Barmen anbelangend, war

1) Carl Bredt von Januar bis Juli 1808 Director,
2) Peter Keuchen von da bis 1809 Director, dann bis Juli 1810 Maire,
3) Wilhelm Wilkhaus von da bis Februar 1814 Maire,
4) Theodor Wuppermann von da bis Mai desselben Jahres interimistisch Bürgermeister,
5) Notar Brüninghausen von da bis 1830 Bürgermeister.

6) Wilh. Wilkhaus (Sohn des Obigen) von da erst commissarischer, dann wirklicher Bürgermeister bis Octbr. 1848, wo er pensionirt wurde. — Bis März 1849 wurde das Amt durch Beigeordnete verwaltet.

7) Regierungsassessor Hermann Windhorn erst commissarisch, von Januar 1851 definitiv Bürgermeister, bis Juli 1855, wo er als Regierungsrath wieder in den unmittelbaren Staatsdienst, in das Königliche Handelsministerium trat und auf 3 Monate wieder die Beigeordneten die Verwaltung des Amts übernahmen.

8) Regierungsassessor, später Regierungsrath August Bredt bis April 1857 commissarisch Bürgermeister, von da ab definitiv Oberbürgermeister, mit dem Recht zum Tragen der goldnen Amtskette; als solcher am 16. Mai desselben Jahres durch Regierungspräsident Freiherrn von Massenbach eingeführt.

VII.

Die Industrie des Wupperthals.

Die Geschichte des Handels ist in gewissem Sinne die Kulturgeschichte der Menschen. Ein Volk, welches abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt lebt, erhebt sich selbst in Jahrhunderten wenig über die ersten Stufen menschlicher Bildung. Nur der gegenseitige Verkehr und die gegenseitige Reibung erzeugen den Funken, welcher in seiner Entwickelung zur Geistesbildung wird. „Die Sitze des ersten Völkerverkehrs waren auch die Sitze der ersten Kultur; Austausch der Waaren erzeugt Austausch der Ideen" — hat Heeren eben so wahr, als schön gesagt.

Will man über die deutschen Gewerbe und über die deutschen Fabriken reden, so muß man bis auf ihre erste Entstehung zurückgehen. Man muß sehen, wie sie entstanden, um ein klares Bild von dem zu haben, was sie sind. Man muß an der Hand der Geschichte bis in die Zeiten zurückgehen, wo noch keine vorhanden waren, wo der Zustand der Gesellschaft noch ein anderer war.

Unter der Herrschaft des Heidenthums waren im Lande der Berge die Thäler der Wupper lange unaufgeschlossen, still und öde, noch war der Urwald nicht gelichtet; der Gürtel des Gebirges, der die Tiefe umschließt, erhebt sich fast zu gleicher Höhe, wie manche Gipfel des Siebengebirges und von diesen Bergen erspäht das Auge unter den Nebeln, über jähe Klippen und waldige Hügel die grünen Auen und die gepriesenen Bilder des Rheins. Von Wäldern beschattet, schlängelte die Wupper sich am Fuße der Gebirge über Kies- und Felsgerölle, und wenn die wilden Bergwasser rauschten und die Gewässer hinabstürzten in den Fluß, der dem Thal das Leben gab in der Verödung, so trat er aus seinen Ufern in gewaltiger Fluth und bahnte gar oft mit verschlingendem Getöse sich andere Wege. Tiefe Stille aber herrschte in

den Grotten und Schluchten, von dem schwarzen Schatten der Fichte und dem Eichwald umgeben, bis der Scheitel des Gebirges allmählich betreten ward von den Genossen der Zeit.

Hinsichtlich der Vermuthungen und Nachrichten über den ersten Anbau, die ersten Ansiedlungen in unserm Thale ꝛc. verweisen wir auf die vorhergehenden Abschnitte dieses Buchs zurück, werden aber doch des bessern Zusammenhangs wegen im Fortgang unserer Abhandlung hier und da genöthigt sein, Einzelnes in unserer Weise und zu unsern Zwecken zu wiederholen.

In der alten Herrschaft Elverfeld entstand der erste kleine Handelszweig durch die vortrefflichen Weiden im Thale der Wupper: der Vieh- und Butterhandel. Die Geschichte sagt, daß Ritter Hermann von Elverfeld für die Kultur des Bodens große Sorge getragen, vor Allem aber habe er die Weiden im Thale zweckmäßig zu benutzen verstanden, so daß diese und das Vieh bald in einen solchen Ruf gekommen, daß man letzteres aus weiter Ferne käuflich gesucht und die Butter als ganz vorzüglich begehrt habe. — Auch von den Nachfolgern dieses ersten Ahnherrn rühmt man das Bestreben, das Thal zu cultiviren, die Burg zu befestigen, die Wege auszubessern, und eine leichtere Verbindung mit der Nachbarschaft herbeizuführen, so daß die Bewohner, denen sie Wohnungen und Höfe angewiesen, das erzbischöfliche Hoflager in Cöln mit Lebensmitteln zu versehen vermochten und noch größere Vortheile aus der Viehzucht erzielen konnten. Man ließ Tuchmacher und Leineweber aus der Ferne kommen und gab ihnen ein Stück Land. Man erbaute sogar in der Nähe der Burg die erste Lohmühle und gründete eine Lohgerberei, die ihre Waaren ebenfalls nach Cöln lieferte. Bei der Mündung eines Grabens in den Mirkerbach errichtete man eine Oelmühle, und da der heutige Heubruch damals ein Morast war, der das vom nördlichen Thale herfließende Wasser sammelte, bis er austrocknete und bebaut wurde, so trieb dies Wasser die Mühle. — Das Fleisch war zu der Zeit theuer. Während Kaiser Friedrich Barbarossa auf seinem Kreuzzuge im Jahre 1188 in Ungarn für 4 Ochsen nur eine Mark Silber zahlte, kostete gegen das Ende des 13. Jahrhunderts das Pfund Fleisch am Rhein dreimal so viel als ein Pfund Brod. — Fast jedes Städtchen hatte sein eigenes Gebäcke und seine eigene Benennung; so: die Rogkla in Regensburg, die Kummercher in Schwaben,

die Salzwecken und Semmel in Sachsen, die Weihnachtsstollen in Thüringen, die Maulschellen in Erfurt, die Ripf in Baiern, die Geigen in Ulm, die Brezeln und Kringeln in Mitteldeutschland, die Hörnlein in Augsburg, die Fummeln in Meißen, die Wecken in Nürnberg und die Pumpernickel in Westphalen und der Grafschaft Berg. Die Reichen in Rom aßen kein anderes als deutsches Brod und deutsche Bäcker waren von Alters her nicht nur in Rom, sondern auch in Venedig und in vielen andern Städten Italiens einheimisch.

Mit dem Anbau der Städte erblühten die Gewerbe überhaupt. Am frühesten hören wir von Brodbänken, Fleischbänken, Weinbänken, Bierbänken, Lederbänken und Schuhbänken. Der Händler, der eine solche Bank benutzte, bezahlte für die Erlaubniß, hielt aber darauf, daß ihm immer dieselbe, seinen Kunden bekannte Bank verblieb. Es bildete sich allmählich ein Herkommen; und da die Zeit dem Grundsatze der Erblichkeit geneigt war, so wurde der Besitz eines Ladens für den Inhaber ein erbliches Recht. In Cöln waren die Gewölbe und Läden bereits im Jahre 1180 erblich, wie sich aus einer Urkunde des Kaisers Friedrich I. ergiebt. In Worms hatten 1106 23 Fischer den Fischhandel in Stadt und Umgegend ausschließlich und erblich an sich gebracht. — Am spätesten bildete sich das Handwerk der Leinenweber und der Schneider. Von den Egyptern bis zu den Römern finden wir keines besonderen Standes der Schneider erwähnt, denn die Verfertigung von Gespinnst bis zur vollendeten Form war Sache der Frauen und ihrer Sclavinnen. Nie führt uns Homer in ein Haus ein, worin nicht alle Frauen, Fürstinnen und Sclavinnen, an der Spindel oder am Webstuhl stehen, und selbst am Hochzeitsfeste ihrer Tochter läßt Helena die Spindel nicht ruhen. Früher wie später war die Kleidung der Männer in Griechenland durchgängig von Schafwolle. Die Frauen trugen auch Leinen. In Achaja wuchs zwar vortrefflicher Flachs, aber die davon gemachten Kleider wurden fast mit Gold aufgewogen. Baumwolle und Seide kamen erst nach der Eroberung des persischen Reichs durch Alexander den Großen aus diesem Lande nach Griechenland. Ueberhaupt waren die griechischen Kleider auch die der Frauen von größter Einfachheit, wenn auch öfters am Saume gestickt und gemustert; nur die Hetären trugen sich bunt. Nach der Eroberung Asiens kamen Baumwolle und Seide auch nach Rom. Doch hielt man den Gebrauch

der ersteren bei Männern für ein Zeichen der Weichlichkeit. Seide aber war so theuer, daß sie im Jahre 274 vom Kaiser Aurelian verboten wurde, bis sie im 4. Jahrhundert so sehr im Preise fiel, daß sie sogar von den untern Ständen getragen wurde. Dort bildete sich erst später der Stand der Schneider. Horaz gedenkt in einem seiner Gedichte eines Alpheus als des besten und kunstreichsten Schneiders seiner Zeit, und Quintilianus sagt von einem Helios Heppios, daß er nicht nur ein berühmter Philosoph, sondern auch ein erfahrener Schneider gewesen sei. — Spinnen und Weben war auch bei den Deutschen von den allerersten Zeiten her das Geschäft der Frauen, von der niedrigsten Magd bis zur vornehmsten Herrin. Dies war noch zu den Zeiten Karls des Großen der Fall, der selbst in Kleidern ging, die ihm seine Gemahlin und Töchter gesponnen. Als späterhin das Gewerbe einen goldenen Boden hatte, war dieses freilich ganz anders geworden; in jenen Tagen konnte Kaiser Karl V. beim Anblick des Königlichen Schatzes in Paris mit Recht sagen: „Alles das kann ein Augsburger Leinweber mit Gold bezahlen."

Unter der schützenden Fürsorge der Regenten des Landes vermehrte sich die Bevölkerung des schönen Wupperthales. Das klare, harte, mit Kalktheilen geschwängerte Wasser der Wupper, mit ihren flachen Ufern, eignete sich ganz vorzüglich zur Bleicherei. Schon in einer von der Gräfin von Waldeck, geborenen Gräfin von Cleve-Mark, eigenhändig Anna A. G. G. Waldeck unterschriebenen Urkunde vom 21. Febr. 1400, worin sie als Eigenthümerin eine Parzelle, genannt „Dahlkampf", verkaufte, findet sich die Bemerkung: „daß sie die erste gewesen, welche diese schöne Lage des Grundes und des Wassers zur Bleicherei benutzt habe." Die übliche Geschichte nennt indeß den Göbert Wichelhaus in Barmen als den ersten Bleicher im Wupperthal, der seine Bleiche im Jahre 1450 anlegte. Mit diesem Jahre, das heißt mit der Einführung der ersten Bleicherei, beginnt nun auch der erste Abschnitt in der eigentlichen Kulturgeschichte des Wupperthals und somit auch der erste Abschnitt des Wohlstandes und der Bevölkerungszunahme. Schon dreißig Jahre hernach zeigten sich beide Erfolge in erfreulicher Weise.

In dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts hatten diese Bleichereien eine solche Ausdehnung gewonnen, daß man sie von Seiten der Regierung des Landes mit richtiger Einsicht als die eigentliche und

solide Grundlage des Aufblühens der Gewerbe für die Zukunft ansah und sie, nach den damaligen staatswirthschaftlichen Begriffen, durch ein Privilegium sicher zu stellen suchte. Darum ertheilte der Herzog Johann III. im Jahre 1527 den Bewohnern der Freiheit Elverfeld und denen von Barmen das Privilegium: Garn zu bleichen, wofür sie 861 Goldgulden in die Staatskasse zu entrichten hatten. Die desfallsige Urkunde lautet wörtlich:

„Wir Johann von Gottes Gnaden, Herzog, und wir Maria von derselben Gnaden, Herzogin zu Cleve, Jülich, zu dem Berge, Graf und Gräfin zu der Mark und Ravensberg Thun Kunde, so als eine lange Zeit her in unserm Fürstenthum von dem Berge, nemlich in unserer Freiheit zu Elverfeld und in dem Barmen, die Garn-Nahrung gewesen und gebraucht worden ist und noch. Wan dan unsre Unterthanen in denselben zweyen Plätzen zu großen schaden, Last und Beschwernüß unlang gekommen seyn, und dan solchen ihren schaden, Last und Beschwernüß, zu Widererstattung und etlicher maßen zu bekommen haben, wir denselben unserer Eingesessenen und Unterthanen unserer Freiheit und Kirspel Elverfeld und in dem Barmen, vor sie, ihre Erben und Nachkommende, die Gnad und Gunst gethan und sie mit Garn Nahrung Begifftiget, Begnädigt, und Privilegiret; Begifftigen, Begnädigen und Privilgiren Vestiglichen in Krafft dieses Brieffs, in maßen Wesen und Maniren, wie hernach geschrieben und erkläret stehet.

„Zum Ersten, so sollte solche Garn Nahrung, Bleichen und Zwirnen, nirgends in unserm Land geschehen, denn in den zweyen vorgeschriebenen unseren Flecken; doch mag jeder sein eigen Garn, daß zu seinem Hause gehöret oder er gemacht hatte, selber Bleichen, Zwirnen, oder thun lassen und gebrauchen nach seinem Willen. Sie sollen und mögen auch übernitz unserer Ambtleuthe zu Elverfeld und der Beyenburg alle Jahr auf St. Margarethentag, Kiesen zween Mann zu Elverfeld und zween in dem Barmen, und die alten abzusetzen Macht haben und die Vorschriebene und gekohren Mann sollen Macht haben, die Garn Nahrung und gemeiner Besten, Baußen Landes zu rathen und zu ordiniren und Binnen Landes nach Rathe ihrer beyder Ambtleuthe und der zweyen gekohrenen Mann, in den zweyen vorgemelten Flecken, sollen auch Macht haben, auf Tag Vorschrieben, Zween Mann von der Gemein zu sich zu nehmen, und was die Vorgeschl. gekohrne, der Garn Nahrung und

Bleichen zum Besten gerathen können, und ein Verbund durchsetzen würden, sollen die zween Ambtsleuthe von Unsertwegen oder ein da gebrochen entstände, Befunden und gesetzen wäre, Zween Pfenning haben und die Vier Mann Vorgeschl. von der Nahrung wegen einen Pfennig, und Beyde unsere Ambtleuthe sollen den Vier Männern jederem einen Aydt staven, diese puncten zu halten, wobei die Nahrung käntlich, ehrlich und wohl gehalten werde. Was die Vier Vorgeschl. Mann verordnen, were auch Sache der Vier Männer Vorschl. einige Gebrächen ankämen, die sie unter sich mit ihren Vier gekohrenen Männern der Nahrung zum Besten mit gehandlen Konten, die sollen alsdann ihre Ambtleuthe, darunter die Gebrächen entständen, von Unsertwegen ansuchen, ein Jeder besonder in seinem Ambt sie davon übernitz die Gekohrenen helffen scheiden und was ein Jeder Ambtmann sambt den Gekohrnen Handeln, soll also Vestiglich gehalten werden. Auch sollen alle diejenige, die nun in der Nahrung sind, oder hernach einkommen werden und gedenken die Nahrung zu gebrauchen, erst Kommen, ein jeder vor unsern Ambtleuthen und in Beiwesen der Vier gekohrnen Mann Vorgeschl. und thun ihren Aydt, daß sie die Nahrung nirgends wollen thun, noch Verschaffen gethan werden, dan in diesem Vorgen. zween unserer Flecken; ob auch Jemand nach Datum dieses Brieffs käme und wollte alsolcher Nahrung gebrauchen, die nicht daran gewesen waren, dieselben sollen ihren Aydt thun, wie Vorgeschl. indem und sofern sie in unsern Vorgeschl. Flecken geboren waren, soll ein jeder erst in die Nahrung einen halben Goldgulden und diejenige so Baußen darin kommen und wenn in den zween Vorgeschl. unseren Flecken, nicht geboren Untersaßen und wolten der Nahrung gebrauchen, sollen erst in die Nahrung geben ein jeder besonder Vier Goldgülden, sofern sie uns zu schatze und Dienste sitzen und thun ihre Aydte wie Vorgeschl. und das alles gleich, gleich anderen nach Ordnung der Vier Mann Vorgeschl. halten, damit man die Nahrung zum beßeren stande möge halten und aller Bleichers Knechte und Mägde, die umb lohn dienen, sollen mit ihren ayden abstehen, nit so lang sie selbst Garn machen, und der Nahrung förders gebrauchen, und alsdann sollen sie thun gleich andern als Vorgeschl. Vordert, ob sich einige Gebrächen oder Abbruch der Nahrung erhebe oder entstände, sollen Beyde unsere Flecken Vorgeschl. einträchtig unter dem andern Bethätigten helffen, übernitz Hülff und

Beystand unseren Ambtleute an den Beyden Oertheren, so Viel jedes von unseretwegen gebühren würde, auch derjenige, der das letzt in die Nahrung kommt, wofern der seinen Aydt gethan hat, derselbe soll dann thun alle die Gebotter Binnen den zweyen Vorgeschriebenen unseren Flecken, das die Nahrung berühret, was die Vier Mann Vorgeschl. ihm befehlen werden, ob es vonnöthen wäre, biß so lang ein Ander ankommt, soll dergleichen thun, wie Vorgeschl. Auch soll Niemand kein Zwirn Radt in diesen zweyen unseren vorgeschl. Flecken haben, daß die Gemeine zum Base ihr Brod verdienen könne. Wenn auch jemand, der solche Nahrung Vorgeschl. auff andern Enden in unserm Land thun wolte und thäte, dem oder denen wollen wir, unsere Erben und Nachkömmlinge, noch unsere Ambtleuthe in unserem Lande Kein Gläide geben oder gegeben haben. Und soll Niemand in den zween vorgeschl. unseren Flecken mehr Garns machen, dan Ein Tausend Stücke, das sollen die Vier Männer Macht haben, nach gelegenheit der Zeit und wanneher des von nöthen were, die sume zu Kürzen bis auf sechs Hundert, auch wieder zu höhen mit zu tausend stücken und wer tausend stück macht, wanneher daß dem gekürzt wird hundert stück, so soll demjenigen der fünff Hundert macht, ein halb Hundert gekürzet werden und also vom Tausend bis auff Hundert, soll einem Jeden nach Antheil gekürzet werden und darunter soll Niemand nicht werden gekürzt, sofern er unter uns zu schatz und Dienst in den Vorgeschl. zween unseren Flecken sitzt, es were dan sache, daß durch Versterbnüße oder andern merkliche Ursachen nöthig were, sollen die Vier Männer Vorgeschl. alle Macht haben die ganze sume zu senken und wieder zu höhen.

„Da auch ein Hausmann in diesen zweyen Vorgeschl. unseren Flecken zu schatz und Dienst sitzt und hat Kinder, die nicht in den Vorgeschl. unseren Flecken zu Hauß, Hoff, schatz und Dienst sitzen, so sollen die Vier gekohrne Männer Macht haben, dieselbe Kinder zu setzen, wie viel sie machen sollen nach ihrer Gelegenheit und bequem seind alter halber Ayde zu thun, bis so lang sie alle da uns schätze und Dienste geben und thun. Und Niemand soll Garn in die Bleiche naß machen in diesen zweyen Vorgeschl. unseren Flecken, dann des nechsten Werktages nach unserer lieben Fraven Tag annunciationis und soll dauren bis des nächsten Werkeltage nach St. Servaestag und alles Bereithguth. Auch soll Niemand in diesen zweyen Vorgeschl. unseren

Flecken kein Garn aufftrockenen, es sey denn Vier Wochen nach Pfingsten; fort soll Niemand Kein Garn machen in diesen zween Vorgeschl. unseren Flecken, dann mit seinem eigenen proprenen Gelde, güte und glauben. Wäre sache, solches also nicht Befunden wurde, soll das Guth Beyden unseren Ambtleuthen in unser Behuff, einen jeden, da die Gebrechen werden gefunden, zwey Theil und dero Garn Nahrung ein Theil erhalten seyn, und ein Bleicher soll in den Vorgeschl. zween unserer Flecken nicht mehr bleichen, dan acht Hundert stücke Garns des Jahres, umb deswillen, daß das Guth aufrichtig weiß, ehrlich und wohlgemacht und gebleichet werde, da die Vier gekohrne Mann ferner aufffsehen sollen, wanneher Jemand das Begehret, auff daß der Kauffmann unbetrogen bleibe, sondern soll kein Mann seines eigenen Garns mehr bleichen alle Jahr denn sechs Hundert stücken und anderes Kein Garn, damit die Gemeine ihr Brod so viel zu Baß daran verdienen möge. Wan auch Jemand in den zwey Vorgeschl. unseren Flecken were, der dieser ursachen punkten, es were groß oder klein, ein theil oder zu macht nicht davon ausgeschieden, gewahr würde, und solche puncten an die Vier Mann nicht anbrächten, der soll uns erhalten seyen mit zehen Goldgülden und der Nahrung mit fünff Goldgülden; were auch sache, daß Jemand an den einigen puncten, Klein oder groß, die Nahrung antreffend, Brüchtig würde, oder davon fiele, sollen uns mit zween Pfenningen und der Nahrung mit Einem Pfenning, damit die Nahrung stehende mag bleiben, erfallen sein.

„Wir Herzog und Herzoginn, vorgenandt, haben uns unseren Erben und Nachkömmlingen hierinnen auß behalten, wan es uns beliebt, ebenkombt, und gelegen sein wird, den unseren in Elverfeld und in den Barmen in unserm Ambte von dem Beyenburg gelegen, diese Gnade und Freiheit, wie Vorgeschl. nicht länger zu laßen, das wollen und sollen wir ihnen ein halb jahr zuvor Verkündigung thun, und wann wir ihnen die Verkündigung gethan und achthundert und Ein und Sechzig enkel bescheiden Goltgülden, wieder haben thun geben, aldann solle diese unsere Gnade und Freiheit nicht lang dauern und dieser unser Brieff uns wieder übergeben werden. Alle und jegliche Puncten und Articulen, inhalt dieses Briefes, Beloben Wir Johann Herzog und Wir Marie Herzoginn zu Cleve, zu Jülich und zu dem Berge, Graff und Gräffinn zu der Mark und Ravensberge 2c. Vorgenandt, Vor uns und

unsere Erben und Nachkömmlinge Herzogen und Herzoginnen zu dem Berg, Bei unseren Fürstlichen Treuen und Ehren, der obgenannten unserer Untersaßen von Elverfeld und in den Barmen, wahr, Vest, stede und unverbrüchlich zu halten, darwieder nicht zu thun noch laßen geschehen in Keinerley Weise, sondern all Arglist und Gefahrde, die in allen Puncten, inhalt dieses Brieffs gänzlich außgeschieden sein und bleiben sollen. Dieses in Urkunde der Wahrheit ganzer und vester Stetigkeit haben wir uns jeglich sein Siegel vor uns, unsere Erben und Nachkömmlinge Vorgeschl. an diesen Brieff thun hangen.

„Würde auch dieser Brieff naß, löcherig, am Siegel oder am Buchstaben geletzt, gequezt, verwahrloßt, verbrandt oder verlohren, zuvor und ehe er sie gelöst und gethetigt were, so soll man allezeit gewärten vidimus und transumpter hernüß und übergemacht, gänzlich geloben.

„Geben zu Düsseldorf in den Jahren als man schriebe nach der Geburt unseres Herrn Tausend fünffhundert sieben und zwanzig, auff den nechsten Montag nach dem Sonntag quasi modo geniti.

„Item von Befehl meiner ggsten, allerliebsten Herrin und Frauen Herzog und Herzoginnen Vorgeschl. und übernitz der Räthe in merklicher Anzahl von Clevischen, Gülischen, Bergischen, Märkischen.

„Wilhelm Lämick."

Mit diesem Privilegium trat die Garn-Nahrung des Wupperthals in's Leben. Es durfte nur ausschließlich in diesem Thale und sonst nirgends im Lande eine Bleiche angelegt, noch Garn gebleicht werden.

Jeder, der auf der Bleicherei arbeitete oder Garn bleichen ließ, oder eine Manufactur in Leinen oder Baumwollenen Zeugen unterhielt, mußte der Garn-Nahrung beitreten und vor dem Beginnen eines solchen Geschäftes sich durch einen Eid verpflichten: den Bleichern und dem Fabrikwesen keinen Schaden zufügen, vielmehr für das Beste derselben sorgen zu wollen. Die Vorsteher dieser Garn-Nahrung hießen „Garn-Meister"; sie wurden zu zwei Personen aus der Freiheit und dem Kirchspiel Elberfeld und zu zwei Personen aus Ober- und Unterbarmen von sämmtlichen Gliedern der Garn-Nahrung gewählt. Der jährliche Wahltag der Garn-Meister war der 13. Juli, der Margarethentag. Die Wahl geschah unter dem Vorsitz der ersten Beamten der Freiheit und des Amtes von Elberfeld. An demselben Tage wurden alle neuen Mitglieder der Garn-Nahrung auf den Grund des vorstehenden Privi-

legiums vereidet. Ein solennes Abendessen endigte den stets frohen Wahl- und Geschäftstag.

Bedeutende Hülfsmittel in Geld und Credit standen der Garn-Nahrung zur Verfügung, so daß der Betrieb in dieser Hinsicht nie einer Beschränkung unterlag. Alle Unkosten, die mit ihr verknüpft waren, wurden unter dem Namen „Centnergeld" auf das Garn was gebleicht wurde, vertheilt und es mußte oft von einem Centner — nach jetzigem Gelde — 3, 4, 5 bis 8 Silbergroschen entrichtet werden, wozu es nur der Zustimmung der Genossen bedurfte, nämlich sämmtlicher Personen und Kaufherren, die Garn bleichen, oder der Fabrikanten, die dasselbe weben ließen. Ihnen wurde eine jährliche Rechnung gelegt.

Das Privilegium bestimmte die Anfangs- und Schlußzeit des Bleichens und die „Garn-Meister" die Masse des Garns, die jeder Einzelne, bis höchstens zu tausend Stück, bleichen durfte. Das Garn wurde größtentheils aus Westphalen, Herford und Hildesheim, aus Hessen und Lüneburg bezogen, wo es von Landleuten in den unbeschäftigten Stunden des Winters und von dürftigen Spinnern gegen geringen Verdienst mit der Hand gesponnen ward. Auch der Ritter Frauen und Töchter gedachten der schönen Bleichereien des Wupperthals, und sandten ihnen das aus Flachs und Hanf nach altem Brauche gesponnene Garn; das Privilegium gestattete jedem Hausvater, das von seinen Hausgenossen also gesponnene eigne Garn, bis zu sechshundert Stück alljährlich, bleichen zu lassen. Aus der Gegend von Herford wurde bereits im Jahre 1553 Garn nach dem Wupperthal gesandt und mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts auch von Hildesheim. So wurden Tausende von Centnern auswärtigen Garns fortwährend eingeführt, und so weit die Fabriken sie nicht verbrauchten, roh oder gebleicht nach dem Rhein, den Niederlanden, Süddeutschland und Italien wieder ausgeführt. Die Wupperwiesen, welche kunstreich angelegt waren, damit das Wasser überall hingeleitet wurde und überall Abfluß hatte, waren mit blendend weißen Garnen bedeckt, und Hunderte von Menschen waren damit beschäftigt, das Wasser hoch im Bogen über die ausgebreiteten Garnmassen zu schleudern.

Die Wichtigkeit des Privilegiums zeigte sich augenscheinlich durch die Art und Weise, wie es von den Bewohnern des Wupperthals aufgenommen wurde. Nicht wenige waren der daraus entspringenden

wohlthätigen Folgen so sicher, daß sie, andere Gewerbzweige aufgebend, sich diesem allein widmeten. Die Folgen entsprachen auch vollkommen diesen Erwartungen, die Grundstücke stiegen im Werthe und viele fremde Familien ließen sich im Thale nieder.

Die Freiheit Elverfeld erhielt im Jahre 1610 mit der Stadtgerechtigkeit auch die Befugniß, mehrere Auflagen zu erheben. Das desfallsige Privilegium besteuerte auch Garn und Leinewand mit folgenden urkundlichen Worten:

„Und nachdem dieses Ohrts die vornehmste Handthierung mit Garn und Linnengewebe wirdt, derowegen darauf auch etwas zu setzen billig; solche Waaren aber fast unterschiedlich und eine beßer und theuerer als die anderen. Damit dan hierinnen gebührenden Unterschied gehalten werde, so soll von selbigen Waaren, so alldort verkauft werden, von einem hundert Pfundt Zellgarn, von einem frembden zwölf Albus, von Einheimischen sechs Albus. Von flächsen Wollgarn von frembden zehen Albus, von Einheimischen fünff Albus. Von Duechengarn von frembden sechs Albus, von Einheimischen drey Albus. Von Falspelen und Heydengarn, von frembden drey Albus, von einheimischen zween Albus und letzlich von Klankengarn, von frembden anderthalben Albus, von Einheimischen ein Albus. Von Duechenlint, von frembden vier Albus, von Einheimischen zween Albus. Von Heyden- und Falspellint, von frembden drey Albus, von Einheimischen zween Albus, und von Klankenlint von frembden anderthalben Albus, von Einheimischen ein Albus erlegt, aufgebühret und eingenohmen werden. Welches dann nicht allein auff das Jenige Garn und Lint, so innerhalb der Freiheit, sondern was auch sonsten außerhalb im Kirchspiel Elverfeldt und den Barmen, sowohl eingekaufft als verkaufft wirdt, verstanden werden."

Aus dieser Urkunde ergibt sich, daß die „Garn-Nahrung" im Jahre 1610 bereits fünf verschiedene Sorten Garn auf der Bleiche hatte, nemlich das Zellgarn, das Flächsen-Wollgarn, das Duechengarn, das Heydengarn und das Klankengarn. Auch Frankreich und England bezogen bald und viele Jahre bedeutende Quantitäten Garn aus dem Wupperthale, vorzüglich nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges begann diese Ausfuhr. Das Gewerbe blieb lange ein Geheimniß.

Man rechnete den Gewinn auf mehr als die Hälfte. Dieser große Vortheil veranlaßte immer Mehrere sich der Garn-Nahrung anzuschließen.

In den großen Garnbleichen ward das Garn gewöhnlich zuerst in Wasser geweicht, dann in großen Kesseln mit Pottasche gekocht, hierauf mit Holzasche gebäucht, dann ausgelegt und begossen. Das Gießwasser ward der Wupper und ihren Nebenbächen, theils durch Ableitungsgräben, theils durch Schöpfräder entnommen. Die Garne erhielten entweder die ganze Bleiche von der Mitte des Monats März bis Ende September, oder die halbe vom Anfang October bis Mitte Dezember, oder dreiviertel, wenn es über diese Zeit noch liegen blieb. Die ersten beiden Garne wurden zu Zwirn und Zeugen, die letzteren besonders zu gefärbten Bändern gebraucht. Die gebleichten Garne wurden auf 1,674,000 Thaler jährlich angeschlagen.

Wir erinnern nun an die, Seite 155/56 dieses Buchs, erzählte merkwürdige Geschichte des wunderlichen Wiedertäufers, welcher in Elberfeld das Garnbleichen für eine Todsünde erklärte, dafür aber selbst des Ketzertodes sterben mußte.

Noch lange loderte der Geist dieses Proseliten still im Thale fort und lähmte den so schön begonnenen Gang der Gewerbe, bis endlich die Landesregierung in Düsseldorf im Jahre 1622, den Befehl erließ: daß alle Wiedertäufer verhaftet, des Landes verwiesen und ihr Hab und Gut sequestrirt werden sollte. — Die besseren Bürger hielten sich indeß auch schon vorher zur Arbeit und suchten ihr Geschäft zu erweitern.

Der Absatz des gebleichten Leinengarns ward insonderheit nach England ein ausgedehnter und bedeutender Handelszweig und ansehnliche Webereien auf Leinenwaaren jeder Gattung und Farbe wurden mit gutem Erfolge errichtet. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges veranlaßte zwar wieder einen bedeutenden Rückgang im Wohlstand, denn Feind und Freund bedrängten das Thal. Eine Menge Einwohner sanken in Armuth, viele Wohnungen verfielen. Der westphälische Friede machte jedoch schnell alles wieder gut. Neuer Muth beseelte die Bürgerschaft, die zertrümmerten Häuser wurden aufgebaut und die Garn-Nahrung nahm auffallend zu. Man zählte im Jahre 1660 wieder über 400 Einwohner in Elverfeld und fast eine gleiche Zahl in Barmen, die bald um ein bedeutendes sich vermehrten.

Durch den großen Brand im Jahre 1687 wurde Elberfeld zwar hart betroffen aber nicht tödtlich erschüttert. Der Landesfürst Herzog Johann Wilhelm befreite Alle, die in Elverfeld neue Häuser und Wohnungen bauen und beziehen würden, von allen Abgaben auf zwanzig Jahre. — Nun entstanden der neuen Wohnungen viele und schnell.

Unter der Leitung der Deputirten der Bleicher-Innung, der sogenannten „Garn-Meister" entwickelten sich die Gewerbe und die damit verbundenen Webereien mehr und mehr. Auch das Baumwollengarn kam, seit die Genueser und Venetianer Baumwolle nach England und den Niederlanden gebracht, in den Verbrauch. Es wurde gebleicht, oder gefärbt, derselben Abgabe unterworfen, die das Leinengarn nach der Urkunde von 1527 traf. Es nahmen insonderheit im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Bleichereien und Fabriken bedeutend zu. Im Jahre 1720 war die Einwohnerzahl der Stadt Elberfeld auf 3000 gestiegen, während Barmen 2000 Einwohner zählte. Diese zu 5000 Seelen angewachsene Bevölkerung fand ihren Unterhalt im Garnbleichen und der darauf begründeten Fabrikation der leinenen Bänder, der gewöhnlichen Leinewand, Sack- und Halstücher, der Schnürriemen, des Nähzwirns, der Servietten, der Bettzwilliche und anderer Leinenzeuge, wie namentlich der sogenannten Bonten in gestreiften Zeugen aus Leinen zur Bekleidung der Sclaven in Amerika. Als man den Mechanismus der Weberei kennen lernte, fiel man auf die Fabrikation der Zwirnspitzen und der Languetten, die in kurzer Zeit schon in starkem und absatzgesichertem Rufe standen. Um sich nun auch den Gewinn der Färbung des Nähzwirns zu sichern, den man bisher ungefärbt ausführte, ließ man nicht nach, bis man zur nöthigen Vervollkommnung des Färbens gelangt war, wovon der Vortheil sich schnell für diesen nun gefärbt ausgeführten Zwirn zeigte. Die Deputirten der Bleicher-Innung, die sogenannten, gemäß der Urkunde von 1527 am Margarethen-Tage den 13. Juli alljährlich gewählten „Garn-Meister" bildeten den eigentlichen Handels-Vorstand des Wupperthales. Unter ihrer geschickten, umsichtigen Führung gelangten die Gewerbe und die Fabrikation allmählich zu einer bedeutenden Höhe.

Im Jahre 1690 waren 15 große Bleichen vorhanden, worauf von Seiten der Garn-Nahrung 2400 Centner Garn gebleicht wurden. Im Jahre 1774 zählte man schon 100 Bleichen mit 4000 Centner

Garn und im Jahre 1790 hatte die Bleicher-Innung 150 Bleichen mit 6000 Centner Garn.

Bei der ersten Anwesenheit des Churfürsten Carl Theodor, am 26. März 1767 im Wupperthal, stellten die Deputirten der Garn-Nahrung die „Garn-Meister" den damaligen Stand der Fabrikation von Elberfeld und Barmen in nachfolgender Weise auf:

1500	Webestühle für Siamoisen mit allen Fabrikarbeitern als Weber, Spuler und Spinner für jeden Stuhl 12 Mann, also	18000	Mann
2000	Webstühle auf Leinenzeug, genannt Bonten oder Dobbelstein, Mittel und Extrafein, welche nach Ostindien ausgehen, jede zu 4 Personen	8000	"
2000	Bandstühle für jeden 3 Arbeiter	6000	"
100	Bleichereien mit ihren Knechten jede zu 6 .	600	"
	An Färber und ihre Knechte	200	"
	An Fabrikbediente	500	"
	An Floretspinner und Wirker	600	"
	zusammen	33900	Mann

welche in und außer den beiden Städten für die Fabrikation des Wupperthales beschäftigt sind.

Erfreut über die Anwesenheit des Landesherrn, schenkte die Garn-Nahrung außer vielen Fabrikaten von Leinenzeugen und Siamoisen an alle zu dem Gefolge gehörende Personen Seiner Durchlaucht dem Churfürsten einen Zug von sieben schwarzbraunen Hengstpferden, die den Preis von 1530 Rthlr. gekostet und waren es die Deputirten Johann Plücker Werners Sohn, Friedrich Engelbert Frowein, Abraham Siebel, Caspar Dieckmann, Peter Coppel, Georg Friedrich Grohe und Johann Gottfried Rübel, sowie der damalige Syndicus des Magistrats und der Garn-Nahrung Dr. Schnabel, die diese Gegenstände im März des Jahres 1767 in Düsseldorf bei dem Hoflager überreichten.

Das Aufkommen der Siamoisen-Fabrikation, das heißt der halbbaumwollenen Zeuge, fällt mit dem Hubertsburger Frieden zusammen, wo die erste Fabrik von Heinr. Joh. Schuchard in Barmen angelegt wurde. Der Handel mit Bonten oder Doppelstein, blau und weiß gewürfelt, ganz von Leinen oder mit baumwollenem Einschlag, blieb im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch bedeutende Versendungen nach

Indien von großem Werthe, wo man sie in den Plantagen allgemein zu Hemden verbrauchte, bis sie durch Baumwollengewebe verdrängt wurden. Die schönen Band- und Spitzen-Fabriken wurden durch die Herren Gebrüder Engels im Bruch im Wupperthale einheimisch, die Bettziechen-Manufaktur wurde 1750 eingeführt, von Arbeitern, die man aus Brabant kommen ließ. Die Floret- und Halbseiden-Manufacturen ungefähr um dieselbe Zeit. Das Baumwollengarn wurde aus fremden Ländern bezogen, im Jahre 1736 lieferten dasselbe schon die Baumwoll-Spinnereien in Wipperführt, Wermelskirchen und das Amt Steinbach, wo nicht lange hernach schon ca. 2000 Ballen jeder zu 300 à 350 Pfund Baumwolle jährlich versponnen wurde. Die Unternehmer kauften die Baumwolle in Holland ein, gaben sie an die Handspinner aus und verkauften die Garne. Diese Handspinnereien hörten auf, als die 1767 in England erfundene Spinnmaschine allgemein nutzbar gemacht wurde. Die neuen Spinnereien in England waren es, welche eine auffallende Vermehrung der Siamoisen-Fabriken im ganzen Herzogthum Berg zur Folge hatten. Im Jahre 1774 belief sich ihre Zahl in Elberfeld und Barmen bereits auf 3500 und 1780 schon auf 4200 Stühle.

Das Wupperthal verdankt der Bleicher-Innung seinen großen Wohlstand. Nach einem vorgelegten Hauptbuche des Engelbert Teschemacher in Elberfeld ergiebt sich der große Umfang und die Einträglichkeit der damaligen Geschäfte. Derselbe verkaufte während des Jahres 1635 an Heinrich Jacob de Groot in Rouen an Garn für 32,858 Rthlr. und gewann daran hundert Procent. Dieser Teschemacher enterbte einen seiner Söhne, weil er nach England ausgewandert war und dort die Bleicherei eingeführt hatte. Die Garnbleichereien müssen, abgesehen von dem Werthe, der ihnen Jahrhunderte hindurch verblieb, den Bewohnern des Wupperthals vorzugsweise schon darum theuer bleiben, weil sie eine reine Frucht des Erfindungsgeistes ihrer Väter sind und weil mit Gründung der Garn-Nahrung eine bessere Zeit, eine neue Aera über das schöne Thal aufgegangen ist, denn aus dem Garn wurde zunächst Leinewand gewebt, dann farbige Zeuge und Zeuge mit baumwollenem Garn und endlich Zeuge mit wollenem Garn vermischt und nach allen Gegenden der neuen und der alten Welt versandt.

Die Deputirten der Garn-Nahrung, die „Garn-Meister“, übernahmen im Laufe der Zeit die Fürsorge für die sämmtlichen Interessen der Fabrikation, des Handels und der Gewerbe. So z. B. wurde in der Versammlung der Garn-Meister am 4. Februar 1780 beschlossen: aus der Cassa der Garn-Nahrung einen der beiden Elberfelder Briefträger für die von der dortigen Post zu empfangenden Briefe und das tägliche Transportiren derselben nach Barmen zu bezahlen. Als ferner im Anfange der siebenzehn hundert neunziger Jahre die vielen Diebereien auf den Bleichen, trotz aller Polizei-Aufsicht wieder überhand genommeu hatten, nahmen die Garn-Meister Veranlassung, gegen die Juden mit einer harten Maßregel vorzugehen, weil diese die Verhehlung der gestohlenen Sachen sich zu Schulden kommen ließen; sie erlangten nämlich von dem Churfürsten im Jahre 1794 nach vielen Bemühungen ein Rescript, das jeden Juden von der häuslichen Niederlassung im Wupperthale ausschloß.

Da die Urstoffe zu allen Fabrikaten vom Auslande bezogen und für baares Geld eingekauft werden mußten, so bewirkte dieser Verkehr so wie der Handel der eigenen Fabrikate eine genaue Bekanntschaft mit der Industrie des Auslandes. Die Baumwollen-Zeuge sah man den Rouennern, die Seidenfabrikation den Lyonnern ab, die Nanquins und die Foulards ahmte man den Ostindiern nach und die Rothfärberei kam aus der Türkei.

Die Seiden-Manufacturen in Elberfeld gehören erst den letzten dreißig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts an. Das Handlungshaus Andrée in Mülheim am Rhein hatte ein Monopol für die Fertigung der Seiden- und Sammetzeuge erlangt und wußte sich im Besitz desselben bis zum Jahre 1795 zu behaupten, wo es, in einem Rechtsstreit unterliegend, der Concurrenz Anderer nicht mehr hindernd entgegentreten konnte und es den Bemühungen der Wupperthaler Garn-Nahrung gelang, auch diesen wichtigen Fabrikationszweig im Thale einzuführen. So traten denn um jene Zeit die ersten Seiden-Fabriken von Johann Simons Erben, wie von Peter Carl Weber und J. H. Funcke in's Leben und riefen durch den günstigen Erfolg bald zur Nachfolge andere Fabrikunternehmer auf. Auch diese Seiden-Fabrikation wurde von den Deputirten der Garn-Nahrung „den Garn-Meistern“ nach der Urkunde von 1527 einem Beitrag für die Garn-

Nahrung unterworfen, welcher dergestalt berechnet wurde, daß von jedem Stüber, der von einem Centner Garn bezahlt wurde, zwanzig Stüber für den Centner Seide zu entrichten waren.

Unter den Färbereien der Rheinprovinz sind die Türkisch=Roth=Garnfärbereien im Wupperthal unstreitig die wichtigsten. Die dunkelrothe Farbe ist so fest und dauerhaft, daß sie weder von der Sonne ausgezogen wird, noch durch's Waschen und Bleichen verschießt. Ein solches Garn kam früher aus der Türkei und dem Orient über Wien, Venedig und Marseille in den europäischen Handel. Das Geheimniß der Färberei kam vor etwa 75 Jahren durch thessalische Griechen nach Europa. Nach Elberfeld brachte sie ein Sachse, der lange Jahre in der Türkei gelebt hatte und auf der Durchreise nach seinem Vaterland des Geldes bedurfte; er verkaufte das Geheimniß für wenige Louisd'or an einen dortigen Färber Namens Braselmann, von dem es zunächst Herr J. W. J. Hauptmann erhielt. Die Kunst wurde jedoch zu einem solchen Grade der Vervollkommnung und Ausdehnung gebracht, daß man sie in Elberfeld fast als ein Eigenthum in Anspruch nehmen kann, denn das Wupperthaler Fabrikat verdrängte selbst die Rothgarne in der Türkei. Selbiges gewann am Ende des achtzehnten Jahrhunderts einen solchen Umfang, daß ein großer Theil von Europa, insbesondere aber Deutschland und Frankreich damit versorgt wurden. Bis 1809 waren 150 Färbereien dieser Art im Wupperthal und Umgegend, welche aber von da ab, durch die Zollabschließung von Frankreich und Italien, durch Theurung der Baumwolle und den Stillstand der Spinnereien, eine Zeitlang in Abnahme kamen. Späterhin nahmen dieselben auf's Neue einen solchen Aufschwung, daß ungeheure Massen von Baumwolle, in Aegypten, Ost= und Westindien erzeugt, in England, Belgien und Deutschland versponnen, an der Wupper, der Düssel und der Niers gefärbt wurden und nach dieser Veredlung zum Theil nach ihren entfernten Ursprungsorten zurückgingen, somit wegen einer anscheinend geringen, jedoch nirgend in dieser Schönheit und Güte zu erlangenden Zurichtung einen Weg von 4000 Meilen zurücklegten.

Mit Band, Litzen und Schnürriemen wurde in Elberfeld und Barmen schon zu Ende des 17. Jahrhunderts ein lohnender Handel getrieben. Als nach und nach die baumwollenen und halbwollenen Bänder geliefert und gesucht zu werden begannen, fügte sich das

Wupperthal auch dieser Wendung, der Hauptmarkt war früher Frankreich, wo die Preise hoch und diese Gewerbe niedrig standen. Die französische Regierung hat aber diesen Absatz, welcher sich bis 1802 auf 8000 Centner gehoben hatte, durch immer gesteigerte Eingangszölle unter $1/_5$ jenes Umfanges bald nachher herabgedrückt. Eine ähnliche Maßregel traf den eine Zeitlang ergiebigen Absatz nach Rußland durch den dortigen Zolltarif, um die von Barmen nach Zarskojeselo verpflanzten Bandwebereien in Aufnahme zu bringen.

Seit 1754 wurden Langetten, Bänder mit eingewebten Figuren verfertigt und in 1770 durch das Handlungshaus Caspar Engels in Barmen, wie bereits erwähnt, die später sehr wichtige Spitzen-Fabrikation eingeführt. Das Garn, welches sich durch Feinheit und Glätte auszeichnen muß, ward aus Gütersloh, Halle und Bielefeld bezogen. An den Webstühlen war überaus sinnreich eine Rolle angebracht, auf welchen die Zeichnungen und Blumenverzierungen der Spitze in scharfen, einen halben Zoll vorspringenden Stiftchen aufgestellt sind. Indem sich diese Rolle um ihre Achse dreht, hebt sie die Kettenfäden, welche dem Einschuß den Weg öffnen und sperren, oder läßt sie verschlossen und macht das Gebilde, dessen volle Feinheit nachher durch die Scheere mit staunenerregender Schnelligkeit, Genauigkeit und Geduld der Arbeiterinnen herausgebracht wird.

Die seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts entstandenen Wupperthaler Baumwollwebereien wurden immer bedeutender, bis die Verlegung des französischen Grenzzolles an den Rhein ihren Absatz schmälerte und die Uebersiedelung vieler bergischen Fabriken nach Gladbach, Viersen und Rheydt auf das linke Rheinufer herbeiführte, welche seit 1807 durch das Verbot der englischen Waaren, während der Continentalsperre, stark gehoben wurden.

Als Joachim Murat, der Großherzog von Berg und Schwager des Kaisers Napoleon I. am 15. April 1806 das gewerbreiche Wupperthal besuchte, ward er von den Bewohnern unter den glänzendsten Anstalten empfangen. Vor Allem war es die Ausstellung sämmtlicher Fabrikate und Manufakturen des Thales, auf dem Neuenmarkte in Elberfeld, welche seine Aufmerksamkeit fesselte, und ihn zu dem Ausspruch verleitete: „L'industrie dans mon petit pays est semblable à celle d'Angleterre.“

Der große Riegel, den die Continentalsperre zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vor Aus- und Eingang des unterjochten Continents geschoben, untergrub derzeit alle wichtigen Beziehungen zum Ausland. Wie die Einfuhr seewärts unterbrochen war, hatte gleichzeitig die Ausfuhr mit deutschen Producten nach Westindien und Südamerika sich verloren. Die Continentalsperre zwang die industrielle Revolution die Runde durch die Welt zu machen, sie wies die einzelnen Staaten auf die Anwendung der eigenen industriellen Leistungsfähigkeit, auf die eigene Ausbildung der Technik und auf die Ausbeutung der inneren Güterquellen an.

Nur mit Hülfe der großen Messen in Frankfurt und Leipzig fand ein Austausch zwischen den entfernteren Gegenden statt. Diese Messen wurden von allen auswärtigen Kaufleuten besucht, von Franzosen, Polen und Russen und es wurde auf ihnen europäischer Welthandel getrieben. Außerdem war Deutschland in 38 Staaten getheilt, die alle besondere Interessen und deshalb jeder eine Zolllinie an der Grenze hatten. England und Frankreich, mit ihrer geschlossenen Lage, waren in Hinsicht ihrer Gewerbe auf dieselben Grundsätze zurückgegangen und schützten ihre Fabriken durch hohe Zölle. Allenthalben von Zolllinien umgeben, war die Fabrikation des Großherzogthums Berg derzeit in ihrem Absatz sehr beengt und neuer Auswege bedürftig.

Napoleon gründete das Continentalsystem nicht auf das Interesse des Handels, sondern auf das seines Hasses gegen England. Seine Kriege kosteten ihm täglich eine Million Franken und deshalb mußte er sich das Geld auf jede Bedingung verschaffen. Daher sein Alleinhandel mit England, den er vermöge der Licenzen trieb und der ihm jährlich 100 Millionen eintrug; daher seine hohe Besteuerung der rohen Producte, z. B. der Baumwolle. Als die neuen Zolltarife erschienen, mußte die große Spinnerei in Bonn von Frowein & Berg 120,000 Thlr. an Zoll für ihre Baumwolle zahlen, welches den Grund zu ihrem Verderben und zu ihrem nachherigen Falle legte.

Die Handelsperre und diese Abgaben, die um so fühlbarer waren, da sie die Eigenthümlichkeit des Landes rücksichtslos verletzten, wirkten äußerst nachtheilig auf das Wohl des Fabrik- und Gewerbebetriebes ein und gaben dem Handelsstand Anlaß, die Anwesenheit des Großherzogs im Wupperthal zu benutzen und um Abhülfe zu bitten. Joachim Murat

versprach auch, allen seinen Einfluß dafür zu verwenden und als im folgenden Jahre eine Deputation in Paris erschien, um nochmals die Förderung des Handels und der Manufacturen seiner Fürsorge zu empfehlen, bestätigte er abermals seine Zusage.

Doch mit der Fremdherrschaft änderten sich die alten Verhältnisse; das französische Zollsystem war nur auf des eigenen Reiches Vortheil berechnet und selbst was in der Vorzeit äußerst wohlthätig sich bewährt hatte, wurde aufgehoben. Das damalige Gouvernement verordnete die Auflösung der „Garn-Nahrung", namentlich aber die mit derselben verbundenen Gerechtsame der Erhebung der Abgaben und des Centner-Geldes. Ein anderer Geist war ausgegangen, ein Geist, der alle Fesseln zerschlägt, alles Hemmende ausstieß und an die Stelle der alten Befugnisse die ungebundenste Freiheit der Gewerbe schuf.

Als im Jahre 1527 die Wupperthaler Garn-Nahrung in's Leben trat, standen im Thale eine Kirche und 200 Häuser, von kaum 800 Menschen bewohnt. Der Bleichen gab es nur wenige und der jährliche Umschlag war Anfangs gering. Doch unter der Leitung ihrer Deputirten und dem Fleiße seiner Bewohner, nahm die Innung und mit ihr die Gewerbe einen großartigen Aufschwung. Das Thal ging einem neuen Abschnitt freundlicher Geschicke entgegen. Von welchem Umfange die Genossenschaft im Laufe der Zeiten gewesen und wie groß ihr Wirkungskreis geworden, mag man an den Zuständen erkennen, in welchem das Wupperthal zur Zeit der Auflösung im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sich befand. Im Jahre 1810 standen im Thale der Wupper in Elberfeld und Barmen 7 Kirchen, 3700 Häuser, 1600 Fabrikgebäude und Scheunen, bewohnt von 38,000 Menschen. Die Zahl der theils im Thale, theils außerhalb desselben in der Umgegend beschäftigten Arbeiter soll sich damals auf 35,000 Personen belaufen haben. In stetem Kampfe mit den ausländischen Gewerben hatte der Verkehr den seltenen Höhepunkt erreicht, der in andauernder Thätigkeit, Fleiß und Rührigkeit alljährlich für viele Millionen Thaler werthvoller Stoffe schaffte, ja hatte seinen Namen über den Ocean hinweg bis in die fernsten Gegenden der Erde getragen.

* * *

Die Klagen der Fabrikanten im Lande der Berge wurden immer allgemeiner, die Handelssperre und mit ihr die Noth immer größer, so daß sie im Jahre 1811 nothgedrungen und aus Verzweiflung eine Deputation nach Paris sandten und an Napoleon I. die Bitte richteten: das Großherzogthum Berg mit dem großen Reiche zu vereinigen; doch auch dieser Schritt vermochte keine Aenderung zu bewirken.

Als der Kaiser Napoleon I. nun im Herbste 1811 mit der Kaiserin das Land der Berge besuchte, hatte er die Absicht auch das Wupperthal zu sehen. Schon hatte der Herr Friedrich Wülfing, auf die Bitte der Munizipalräthe Abr. Peter von Carnap und Abr. Brüninghausen sich bereit erklärt, sein Haus für das Absteige-Quartier Seiner Majestät des Kaisers herzugeben. Doch bald kam die Nachricht, die Absicht sei aufgegeben und die Waaren-Ausstellung solle in Düsseldorf stattfinden. Die Behörden hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als dem hohen Herrscher, dem Feinde aller englischen Fabrikate, zu willfahren. Sie wählten in den Personen der Herren Friedrich Feldhoff, Joh. Lüttringhausen und Peter Schlickum eine Deputation, um dem Kaiser Napoleon in Düsseldorf die Wünsche des Handelsstandes vorzutragen. Der Bericht, den Herr Friedr. Feldhoff über diese Mission erstattete, lautet wörtlich wie folgt:

„Ueber meine Anwesenheit in Düsseldorf bin ich dem gesammten Munizipalrath Rechenschaft schuldig, da dieser mich mit Herrn Lüttringhausen und Herrn Schlickum zur Begleitung des Herrn Maire ernannt hatten. Erlauben Sie mir, daß ich mich schriftlich dieser Pflicht entledige.

„Abends am 29. October fuhr ich mit Herrn Schlickum nach Düsseldorf und ging Morgens den 30., um die Waaren-Ausstellung zu besehen.

„Ein Colonel von der Kaiserlichen Garde, der zugleich Adjutant des Kaisers war, wünschte einige Auskunft über unsere Waaren zu haben; ich gab sie ihm nach meinen Ansichten. Kaum war ich damit fertig, als der Herzog von Bassano mit seiner Gemahlin, der Comtesse Beugnot, Herren Roeder und Beugnot hereintraten und ich vom Colonel aufgefordert wurde, den Herzog zu unterhalten. Mir war die Gelegenheit erwünscht und in einer Frist von beinahe zwei Stunden suchte ich ihm die Wichtigkeit unserer Industrie, den gesunkenen Flor und die desfallsigen Ursachen darzustellen. Ich sagte ihm, daß die wichtigsten

Auswege für unsere Waaren verschlossen wären und daß in den wenigen für uns auch offenen Ländern der Absatz uns dadurch unmöglich gemacht werde, weil Sachsen, Oesterreich, Bayern, Würtemberg keinen Continental-Tarif für ihre eigenen Fabriken bezahlten und daß wir mit ihnen nicht concurriren könnten, weil sie ihre Fabrikate bedeutend wohlfeiler hätten und daß endlich Bayern durch hohen Impost unsern Handel vollends erschwerte.

„Der Herzog ließ sich in mehrere Details ein, machte Einwendungen, die ich ihm widerlegte. Sie, Herr Maire (Abraham Trost), kamen am Ende mit Herrn Brüning und haben noch seine Aeußerungen vernommen. Eine Folge davon war, daß er uns am 31. October in Elberfeld besuchte, wo wir zu seinem Empfange mit Herrn Gerhard Siebel, welcher den Herzog begleitete, hierhin eilten. Das Gute, was er uns hier äußerte, die Zufriedenheit, die er uns bezeugte, davon sind Viele Zeuge gewesen. Wir kehrten zurück und hatten den folgenden Tag noch die Freude, zu hören, wie überaus angenehm ihm diese Reise gewesen und wie vergnügt er deshalb sei. Er lud Sie, Herr Maire, zu Tische ein und ehrte dadurch unsere Stadt.

„Am 1. November kam die Kaiserin. Am 2. fuhren wir dem Kaiser entgegen. Abends hatten wir das Glück mit zur Vorstellung bei Napoleon und Maria Louise zu gelangen; — und nun war meine Mission als Munizipalrath beendigt.

„Der Herr Präfekt Schleicher hatte die Güte mir anzuzeigen, daß ich mit Herrn Gerh. Siebel und Mehreren unseres Landes, als Deputirter zur Privat-Audienz beim Kaiser ernannt sei; auch daß auf den Vorschlag des Herrn Siebel, ich von dem Minister beauftragt wäre, dem Kaiser bei der Waaren-Ausstellung über unsere Elberfelder Artikel mit Herrn Lang und Peill Auskunft zu geben. Sie, Herr Maire, hörten und genehmigten es, daß ich desfalls noch zurückblieb, als Sie abreisten.

„Leider erfuhren wir bald, daß an keine Privat-Audienz zu denken sei. Herr Siebel sagte es mir bestimmt und desto angenehmer war es uns allen, daß am 4. der Kaiser, wenn gleich Abends 8 Uhr, die Waaren-Ausstellung besuchen wollte.

„In mehreren Versammlungen wünschten Einige, daß dem Kaiser alsdann Petitionen übergeben werden möchten. Herr Siebel glaubte aber, daß dies überflüssig sei, weil der Kaiser schon alle Memoiren in

Händen habe, eine Wiederholung wäre nicht nothwendig und so beruhigten sich denn auch alle, weil der Kaiser unsere Lage kenne und uns helfen würde, wovon Herr Siebel uns auch ganz überzeugte.

„Mit Sehnsucht erwarteten wir des Kaisers Ankunft. Herr Siebel übernahm es, ihm das Kompliment zu machen; wir standen alle auf unsern Posten, fest entschlossen, als freie Männer zu reden, wenn gleich eine ministerielle Weisung uns sagte, dem Kaiser nur auf seine Fragen zu antworten.

„Er kam um 8 Uhr mit der Kaiserin, den Hofdamen und allen Ministern, freundlich und erstaunt über den imposanten Anblick der Ausstellung; der Minister des Innern Graf Nesselrode empfing ihn.

„Herr Siebel führte ihn gleich am Eingang an das seitwärts liegende Papier von Gladbach. Herr Lang und ich folgten ihm, — wir hörten hier, was jeder sagte und freuten uns einiger guten Antworten. Endlich kam er auch an unsere Waaren. Ich zeigte ihm zuerst unsere Cottonets; er frug: von welcher Baumwolle sie gemacht wären? Kaum hörte er die Antwort, als er mich fast vorwärts drückte. Ich zeigte ihm die baumwollenen Tücher, die halbseidenen Tücher und sprach darüber. Am längsten weilte er bei den ostindischen Nanquins. Sie gefielen. Ich zeigte ihm mit Herrn Siebel, wie Alles nachgeahmt sei und bedauerte, daß uns aller Absatz verschlossen wäre. Napoleon schien es nicht zu hören. Bei den Wollencords nahm ich ein schönes Stück, sagte, daß dies sonst in England gemacht sei; wie jetzt unsere jenen Artikeln gleich wären, daß wir mit England darin concurriren könnten, wenn wir nur Debouché hätten. Der Kaiser besah das Stück und rühmte es. Endlich sagte er mir laut:

„L'exposition a l'air d'un grand pays.

„Ich erwiederte: Le pays n'est pas grand Sire, mais l'industrie l'a été.

„Darauf ging er vorwärts zu anderen Waaren und ich hatte noch das Glück, der Kaiserin einige schöne Sachen zu zeigen, die sich verwunderte, daß das alles in Elberfeld gemacht werde. Noch in der Thüre übersah der Kaiser unsere Ausstellung, sein Blick schien zufrieden damit zu sein. Er wiederholte gegen den Minister Nesselrode Obiges: „ha! L'exposition a l'air d'un grand pays" — nickte und stieg in den Wagen.

„Jetzt begann der Ball, wo ich nur wenige Augenblicke weilte, weil ich mir mehr versprochen hatte. Am 5. ging ich mit Herrn Lang, Rumpe und Andern zum Minister Nesselrode. Dieser sagte dem Herrn Rumpe, daß sie durch ihr Geschrei über Vereinigung, die Sache schlecht gemacht hätten und gab uns wenig tröstende Hoffnung. Bei Beugnot erfuhren wir das Nämliche, nur versicherte er: daß der Kaiser für unsern Transit nach Spanien, Portugal, Dänemark und Italien vortheilhaft decretiren würde. Bestimmte Erwartungen gab er uns nicht, wir möchten uns nur noch etwas gedulden.

„Aus dem Allen habe ich den Schluß gemacht, daß an Vereinigung noch nicht zu denken sei, daß wir uns aber von der Gerechtigkeit des Kaisers einige Erleichterungen für unsern Handel doch wohl zu erfreuen haben werden.

„Vor langer Zeit habe ich auch einen Rapport dem Munizipalrath vorgelegt, als die Deputation nach Paris zur Sprache kam und Herr Brüning und ich deshalb beim Minister Beugnot waren. Ich wünschte, daß man jene Aeußerungen mit dem jetzigen Erfolg vergleichen möchte.

„Ob ich nun bei der Waaren-Ausstellung als Fabrikant und Bürger meine Pflicht erfüllt, mögen Sie entscheiden.

(gez.) Friedr. Feldhoff."

Napoleon fuhr von der Waaren-Ausstellung nach dem Jägerhof und von dort aus erließ er in derselben Nacht seine Kriegserklärung gegen Rußland, die seinen Sturz herbeiführte. — Noch an der Scheidelinie der Fremdherrschaft traf die Handelsbevölkerung des Wupperthales jener durch den räuberischen Ueberfall des Duanen-Directors Türck erfolgte Schlag. Als in Rußland das französische Heer sein Grab gefunden und in den Bergen von Mund zu Mund die Nachricht kam: Napoleons Macht und Herrschaft ist gebrochen, trat die junge deutsche Mannschaft, am 30. Januar 1813 der zwangsweisen Aushebung entgegen, wurde indeß nach wenigen Tagen auf dem neuen Markt in Elberfeld überwältigt, wie uns Seite 123, 124, 132 und 133 dieses Buches näher erzählt wurde. Dem Kaiser hatte man gesagt, der Aufruhr sei nur geschehen, um die Zölle zu umgehen, und so erschien dann plötzlich der Duanen-Director Türck mit seinen Zöllnern, mit einem kaiserlichen Decret von Rossen in der Hand und forderte zum zweiten Male die Zahlung des Zolls von allen englischen und Colonialwaaren,

von allem Kaffee, Thee und Baumwolle. Und da die Zahlung vielfach verweigert wurde, so ward die Waare confiscirt und über den Rhein gebracht, um dort öffentlich verkauft zu werden. Der wörtliche Inhalt des Decrets ist den Betheiligten nie mitgetheilt worden. Alles Bitten blieb fruchtlos; selbst eine Deputation, die sich zum Hauptquartier des Kaisers nach Dresden verfügte, vermochte es nicht, eine Linderung herbeizuführen. Nur bei der Baumwolle war es gestattet, noch einmal die hohen Colonialrechte mit baarem Gelde zu bezahlen, andere Colonialwaaren wurden als gute Beute erklärt und über den Rhein geführt. Nie war eine ungerechtere Handlung ausgeübt worden.

Als die hohen Alliirten kamen, blieb der noch im regen Andenken stehende harte Verlust nicht ohne eine Rückforderung; der gewesene Prokurator bei dem Kreis-Gericht des Kölner-Bezirkes, Herr Weil, wurde mit derselben beauftragt und sie, nachdem mehrere frühere Versuche mißlungen waren, endlich angenommen. Die Bewohner des Wupperthals, welche den Verlust erlitten hatten, erhielten eine baare Entschädigungssumme von 496,912 Frcs. 46 Cent. und die übrigen Bewohner des alten Großherzogthums Berg, jene von 342,625 Frcs. 87 Cent, außer einer angemessenen später bezahlten Zins-Vergütung.

Durch die Verordnung des General-Gouvernements vom 17. Nov. 1813 wurde das Einfuhrverbot der englischen Waaren und der außerordentliche Zoll von den Colonial-Waaren aufgehoben. Große Massen englischer Waaren überflutheten nun den deutschen Markt und führten eine allgemeine Stockung in den Geschäften herbei, die große Verluste nach sich zog. Die von einzelnen benachbarten Staaten in ihrem Interesse allein genommenen Maßregeln waren nicht geeignet den Muth zu heben, und die willkürlichen Belastungen, welche von der niederländischen Regierung den transitirenden, ausgehenden und von der See eingehenden Waaren aufgebürdet wurden, boten dem Aufblühen des Verkehrs unübersteigliche Hindernisse dar.

Herr Jacob Aders in Elberfeld, einer der intelligentesten Kaufleute der damaligen Zeit, erstattete in dem in Hamburg erscheinenden „Deutschen Beobachter" seine Ansichten über jene Situation, in einem an den Herrn Professor Benzenberg gerichteten Schreiben, in folgenden Worten:

„Es scheint mir nicht eben nöthig, daß, um über die traurige Lage zu reden, in welcher sich die Fabriken am Rhein und unter diesen vorzüglich die Baumwollen-Manufacturen seit einigen Jahren befinden, man 18 Jahrhunderte in die Geschichte zurückgehe, wenigstens will und kann ich Ihnen so weit nicht folgen.

„Ein Zurückgehen bis zu den Zeiten der französischen Revolution dünkt mich vollkommen hinreichend, um die Ursachen des jetzt so trostlosen Zustandes zu erforschen.

„Bis zum Beginn dieser großen Staatsumwälzung ging es mit den Fabriken in unsern Rheinischen Provinzen, wie Alles was Bestand haben soll, gehen muß, allmählig vorwärts und der Fabrikherr, wie der Fabrikant befanden sich wohl dabei.

„Die Fabrikation war auf die Produkte des europäischen Bodens berechnet. Leinen, Garn, Seide und Baumwolle aus der europäischen Türkei waren die Urstoffe, welche unsere Fabrikanten verarbeiten ließen.

„Der Absatz dieser Fabrikate vertheilte sich nicht nur durch fast ganz Europa, sondern auch durch den Zwischenhandel mit Holland und den Hansestädten, außer Europa nach den entfernten Welttheilen.

„Die französische Revolution änderte den Zustand der Dinge. Ganz Frankreich bewaffnete sich. Die Fabriken dieses großen Reichs standen meist stille und 25 Millionen Menschen, die ihre Bedürfnisse selbst fabrizirt und in vielen Artikeln ausgeführt hatten, mußten für mehrere Jahre mit mancherlei Manufakturwaaren aus fremden Manufacturen versehen werden.

„Es fehlte daher den deutschen Fabrikanten nicht an Absatz, sondern meist immer an Waaren. Die Bestehenden vergrößerten ihre Geschäfte bedeutend und es wurden fortwährend immer neue errichtet, die wieder schnell aufwuchsen und sich ausdehnten, weil in jener Zeit das Zutrauen gar leicht gefunden wurde und ein junger Mann ohne Vermögen, wenn er einen guten Ruf hatte, gleich eine Fabrik errichten konnte.

„In England waren die Maschinen zum Spinnen der Baumwolle erfunden, die, zu Anfang der französischen Revolution, in Deutschland nachgeahmt wurden. England führte uns dabei seine Gespinnste zu und die Fabriken nahmen nun einen noch rascheren Schwung und führten ganz verschiedene Zeuge aus seinen indischen Baumwollen ein. Die alten Artikel aus Leinen und Baumwolle vermischt, wurden immer mehr

und mehr und bald ganz verdrängt. Der Weblohn stieg in kurzer Zeit so ungeheuer, daß die westindischen Artikel, wobei unsere Väter bei großer Sparsamkeit ihren Wohlstand begründet hatten, ganz verschwanden und sich nach wohlfeileren Gegenden hin verpflanzten.

„Der Fabrikherr, wie der eigentliche Fabrikant, gewannen das doppelte und mehr an den neueingeführten Artikeln. Vermehrter Gewinn vermehrte die Bedürfnisse und vertheilte sich dadurch auf die ganze Gesellschaft. Daher stieg der Werth der Grundstücke, der Miethwerth und Alles gestaltete sich anders.

„Dieser vortheilhafte Zustand wurde noch vermehrt durch die Erbitterung, mit welcher der Krieg von Frankreich gegen England geführt wurde. Die Manufakturen unserer Gegend durften eine geraume Zeit gegen mäßige Zölle nach Frankreich und Italien eingeführt werden und als die Seehäfen Italiens von französischen Truppen besetzt wurden, mußten die Engländer auf Schleichwegen durch die Häfen der Nord- und Ostsee indirekte, durch den Zwischenhandel, ihre Manufakturen wie nach Deutschland, so auch nach Italien und Neapel einzuschmuggeln suchen. Die neu entstandenen Baumwollenfabriken hatten in diesem Zeitpunkte, 1798 — 1806, ihre höchste Höhe erreicht. Der Verlust des indirekten Handels nach den Indien in Leinen und Halbleinen-Waaren war unter diesen Umständen leicht verschmerzt, es wurde nicht einmal bemerkt, viel weniger geachtet.

„In dieser Herrlichkeit gingen nun die Fabriken mehrere Jahre fort, bis im Jahr 1810 das bekannte Dekret von Trianon wiederum große Veränderungen herbeiführte und den Schleichhandel mit englischen Manufakturen gleichsam unmöglich machte.

„Die Beziehung der englischen Baumwollengarne wurde durch dieses Dekret ebenfalls so erschwert, daß sie nur in unbedeutenden Kleinigkeiten eingeführt wurden.

„Dagegen vermehrten und vergrößerten sich überall in Deutschland die Spinnereien mittelst Maschinen ungeheuer und wuchsen wie Pilze aus der Erde.

„Der große Gewinn war eine hinlängliche Aufmunterung, war aber auch an der andern Seite die Ursache, die die jetzige Stockung vorbereitete. Die Spinnereien hatten nun nicht mehr gegen die englische Concurrenz zu kämpfen, ihre Garne waren gut genug, weil die

besseren fehlten. Es wurde dabei so viel gewonnen, daß keine Ursache blieb, auf Vervollkommnung der Gespinnste zu denken und daher blieben diese Garne in so höchst unvollkommenem Zustande.

„Was auf diese Weise die Spinnereien in Deutschland für einige Zeit begünstigte, war in gleichem Verhältniß den englischen nachtheilig.

„Doch nicht immer ist das Vortheil, was auf den ersten Anblick so erscheint, so wie wiederum manches in der Folge zum Besten ausschlägt, was für den Augenblick den Untergang drohet. Dies beweisen eben die Verfügungen Napoleons, welche auf die Vernichtung der englischen Fabriken berechnet waren und die sie noch eher wohl befestigt haben. Die Fabrikanten in England mußten, vom europäischen Handel gleichsam verdrängt, in anderen Welttheilen ihren Absatz zu vermehren suchen und dieselben Dekrete, welche ihnen den Untergang geschworen hatten, begünstigten ihre Anstrengungen.

„Bis zum Dekret von Trianon gingen — wenn ich nicht irre — die Bonten und Buchleinen aus Sachsen und Schlesien noch immer über Bremen und Hamburg nach den Indien. Nun aber hörten diese Versendungen ganz auf und die englischen Fabrikanten ließen diesen günstigen Umstand nicht unbenutzt, dieselben Artikel in den vieljährig bekannten deutschen Mustern in Baumwolle nachzuahmen und nach den Indien zu versenden.

„Der Mangel an Leinenwaaren besiegte die Vorurtheile und der gezwungene Zustand währte eben lange genug, um die Indianer zu diesen Baumwollenwaaren herüber zu holen, die nun wegen ihres wohlfeilen Preises nicht so leicht wieder zu verdrängen sein werden.

„Wäre dieses nicht, so würden unsere Fabriken am Rhein weniger in Verlegenheit sein und die schlesischen Weber nicht nothgedrungen auf den Kunststraßen arbeiten müssen. Der Ackerbau und die Schafzucht würden vielleicht in England nicht so die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, die Seidenspinnereien in Bengalen nicht so rasche Fortschritte gemacht haben, wenn nicht die Dekrete Napoleons diese Anstrengung nöthig gemacht hätten.

„England suchte den störenden Dekreten Napoleons so viel als möglich auszuweichen und als die Einführung seiner Manufakturen und Garne über die Küsten der Nord- und Ostsee gleichsam unmöglich gemacht war, da suchte es den einzigen noch offenen Weg durch die Türkei

so viel als möglich zu benutzen. Die Waaren wurden indeß auf diesem ungeheuern Wege durch den großen Zeitverlust und die schweren Transportkosten so vertheuert, daß dieser Handel England wenig nutzte. Daher wurde in diesem Zeitpunkt, wo unsere Spinner in Deutschland die höchsten Vortheile aus ihren Anlagen zogen und dadurch abgehalten wurden, auf Vervollkommnung des Gespinnstes und wohlfeileren Preis nachzudenken, in England am meisten darauf hingearbeitet, das Maschinenwesen zu vervollkommnen und gutes Garn wohlfeil zu spinnen; so wie Hindernisse überhaupt beim thätigen Fabrikanten am meisten geeignet sind, Nachdenken zu wecken.

„Auf dem rechten Rheinufer hatten die Fabriken schon seit dem Jahre 1808 durch die immer größere Ausdehnung des französischen Reiches bedeutend abgenommen, daher die Fabriken des Großherzogthums Berg im Jahre 1811 nothgedrungen und aus Verzweiflung die Bitte an Napoleon gewagt hatten, diese Provinzen mit dem großen Reiche zu vereinigen, was indeß, so sehr es der Eitelkeit Napoleons schmeicheln wollte, durch andere Interessen und das Gegenwirken der französischen Fabrikanten verhindert wurde.

„Die Lage der Fabrikanten des rechten Rheinufers war kurz vor der großen Entscheidung der europäischen Verhältnisse und seit dem Jahre 1810 wirklich höchst bedenklich und die Klagen damals laut und gerecht.

„Mit beinahe allen Hindernissen und Plagereien des Napoleonischen Systems belastet, hatten sie keinen Theil an den Vortheilen, welche das ungeheuer große französische Reich ihren Nachbarn auf dem linken Rheinufer darbot.

„Im Januar 1818. (gez.) Jacob Aders."

Dieser Stand der Dinge veranlaßte den Elberfelder Fabrik- und Handelsstand, den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg durch eine ihm übergebene Denkschrift um seine Unterstützung zur Abhülfe dieser fast unerträglich gewordenen Lage zu ersuchen. Bei der Ankunft Sr. Durchlaucht des Fürsten in den Rheinlanden machten dieselben nämlich bekannt, daß diejenigen, welche besondere Wünsche und Anliegen hätten, so sich auf das Gemeinwesen bezögen, solche sich an Sie wenden möchten. Sie würden sie mit Vergnügen anhören, und sie Sr. Majestät dem König vortragen. Die Denkschrift lautete:

„Wir wagen es ferner, Ew. fürstlichen Durchlaucht auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche die jetzige militairische Einrichtung den hiesigen Fabrikgegenden bringt. Wir bescheiden uns, daß wir in der jetzigen Lage Europas nicht mehr die Befreiungen hoffen dürfen, welche die Bewohner des Bergischen unter den Fürsten von Pfalz genossen haben. Unsere Söhne haben in den Feldzügen von 1814 und 1815 mit geblutet und werden sich nie zurückziehen, wenn es Noth thut das Vaterland zu vertheidigen, dessen Befreiung sie zweimal haben erkämpfen helfen.

„Wir bitten nur um die möglichste Berücksichtigung unserer Lage und Verhältnisse bei den jährlichen Waffenübungen der Landwehren.

„Wenn wir so in der Kürze die Wünsche und Bitten der hiesigen Kaufleute in Beziehung auf Handel und Gewerbe vor Ew. fürstl. Durchlaucht freimüthig ausgesprochen haben, so sei es uns noch vergönnt, eine besondere Bitte einzelner unserer Mitbürger vorzulegen: Wir meinen das im Jahre 1814 vom General-Gouverneur, Graf von Solms Lich ausgeschriebene gezwungene Anlehn.

„Es ist die Rückzahlung desselben binnen 6 Monaten mit den feierlichsten Versicherungen versprochen worden, und schon sind vier Jahre darüber verstrichen und wir hören noch von keinen Anstalten, dieses Versprechen zu erfüllen, das, wie wir glauben, als eine Verbindlichkeit an unsere Regierung übergegangen ist. Diese Anleihe ist damals in großer Eile umgelegt worden und Elberfeld über jedes billige Verhältniß hinaus darin belastet. Wiederum ist die Uebervortheilung hier nicht gehörig nach dem Vermögen der Betheiligten getroffen und es sind Einzelne viel zu hart darin belästigt, welchen die so lange Entbehrung ihrer Kapitalien so nachtheilig und drückend ist.

„Wir bitten, Ew. fürstl. Durchlaucht wollen sich auch hier kräftigst verwenden, damit die gerechten Klagen der in dieser Anleihe Betheiligten bald aufhören können.

„Nichts ist erfreulicher und heilbringender im Staat, als gegenseitiges Vertrauen zwischen Fürst und Unterthanen, Regierung und Regierten.

„Die Bürger Elberfelds glauben insbesondere um baldige Rückzahlung dieser gezwungenen Anleihe bitten zu dürfen, als sie in einer höchst bedenklichen Zeit, im Jahre 1815, von ihrem Vertrauen zum

Staate Beweise gegeben haben. Wir wollen nicht hoffen, daß der Staat je wieder unter ähnlichen Verhältnissen die Kassen seiner Bürger in Anspruch zu nehmen möge gezwungen werden.

„Wenn indeß Bereitwilligkeit von einer Seite bewiesen ist, so ist es ein billiger Wunsch von der anderen, pünktliche Erfüllung der Verbindlichkeiten zu finden, es möge nun diese direct eingegangen oder übernommen sein.

„Wir verharren in tiefster Ehrfurcht

Elberfeld, den 24. Julius 1818.

Ew. fürstl. Durchlaucht"

(hier folgen die Unterschriften.)

Diese Vorstellung wurde dem ersten Staatsdiener Sr. Majestät unseres Königs am 25. Juli, wo er in Elberfeld verweilte, von einer Deputation der Kaufmannschaft überreicht; auf welche die nachfolgenden Antworten eingingen:

„An die Fabrikherren von Elberfeld!

„Die Wünsche, welche Sie mit den Deputirten der dortigen Kaufmannschaft in der Eingabe vom 24. v. Mts. vorgelegt haben, sind seit geraumer Zeit der Gegenstand einer unausgesetzten Aufmerksamkeit unserer Regierung gewesen. Sie hat sorgfältig erwogen, woher den Fabriken ihrer Bergischen Lande Nahrung und Unterhalt zufließt, was auf sie störend einwirkt und was ihnen förderlich sein kann. Wenn sie sich gegenwärtig mit der Einrichtung eines neuen Steuersystems an ihren westlichen Grenzen beschäftigt, so gründen sich ihre Beschlüsse auf eine sorgfältige Abwägung aller verschiedenen Interessen und man hat dabei nicht übersehen, welche Rücksicht dem Gedeihen jener Fabriken zu widmen ist. Es wäre allerdings zu wünschen, daß Maßregeln, um das Ausland zu einer günstigen Behandlung des deutschen Gewerbfleißes zu vermögen, von allen Staaten des deutschen Bundes übereinstimmend beschlossen würden. Da diese Uebereinstimmung aber auch nicht so bald zu erwarten ist, so müssen diejenigen Regierungen, welche ein vorzügliches Interesse dabei haben, so viel dieses es fordert und die Lage ihrer Länder es erlaubt, mit den diesen angemessenen Einrichtungen nicht zurückbleiben, welche sobald sie einmal bestehen, und die Erfahrung für sie redet, eine allgemeine Ausdehnung oder sonstige Vereinigung am ersten vorbereiten können.

„Die Königliche Niederländische Regierung hat in neuerer Zeit den Anfang gemacht, zu günstigeren Bedingungen für die durch ihr Gebiet transitirenden Waaren sich zu verstehen, und da es der ernstliche Wunsch der Unsrigen ist, die Wiener Convention über die Rheinschifffahrt in Ausführung gebracht zu sehen, so wird sie ihrerseits nichts unterlassen, was zu einem guten Fortgang und zu einem baldigen Resultate der Arbeiten der in Mainz versammelten Central-Commission beitragen kann. Da dies aber auch von einer gleichen Willfährigkeit der übrigen betheiligten Staaten abhängt, so finden die Bemühungen unserer Regierung hierin eine Grenze.

„Noch ist die Einrichtung des jetzigen Militairsystems zu neu und man hat noch nicht genug Erfahrungen gesammelt, um zu entscheiden, wo es nur aus Ungewohnheit oder aus einer gleichgültigen oder geringen Theilnahme an dem hohen Zweck der Vaterlands-Vertheidigung drückend scheint, und welche Modifikationen in der That nöthig sind, um mit diesem Zweck die Rücksichten auf das Gewerbe zu vereinigen. Unsere Regierung verfolgt aber alle Wirkungen der neuen Einrichtung mit einem aufmerksamen Auge und wird gerne die Maßgaben allmählich eintreten lassen, von deren Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit sie sich überzeugt.

„Wegen des Antrages über das im Jahre 1814 unter dem damaligen General-Gouvernement ausgeschriebene gezwungene Darlehn behalte ich mir den Bescheid besonders vor.

„Spa, den 22. August 1818.

(gez.) C. Fürst von Hardenberg."

An den Präsidenten des Handlungs-Vorstandes
Herrn Joh. Casp. van der Beeck.

„Nach der mir von Seiten der betreffenden Königl. Ministerial-Behörde jetzt gewordenen Auskunft, ist nicht nur die regelmäßige Verzinsung des im Jahre 1814 von dem damaligen General-Gouvernement des Herzogthums Berg ausgeschriebenen Zwangsdarlehns gehörig sicher gestellt, sondern auch wegen einstmaliger Rückzahlung des Capitals aus den bergischen Activ-Rückständen, so weit solche zureichend sind, das Erforderliche eingeleitet.

„Indem ich Ew. Wohlgeboren in Beziehung auf mein vorläufiges Schreiben vom 22. Aug. d. J. zur Benachrichtigung der Deputirten

der dortigen Kaufmannschaft hiervon in Kenntniß setze, bemerke ich nur noch: wie es sich für den Augenblick und ehe über die Rückzahlung der um dieselbe Zeit in den alten Provinzen der Monarchie ausgeschriebenen Zwangsdarleihen nicht eine allgemeine Bestimmung getroffen worden, nicht mit Gewißheit übersehen läßt: ob und welche Zuschüsse zur Rückzahlung des dortigen Darlehns aus Königl. Kassen geleistet werden können.

„So viel es indeß die Umstände gestatten, werden die Wünsche des dortigen Handelsstandes auch in dieser speziellen Beziehung, ihrer Zeit berücksichtigt werden.

„Berlin, den 24. Dezember 1818.

(gez.) C. Fürst von Hardenberg."

Die Abhülfe folgte diesen Zusicherungen gar bald. Das noch im Jahre 1818 im preußischen Staate eingeführte neue Zollsystem belebte die Manufacturen und Fabriken auf's Neue. Unter diesem Schutze der nationalen Arbeit erweiterte sich der Absatz der Fabrikate in der Rheinprovinz namentlich dadurch, daß ihnen die Märkte der östlichen Landestheile gesichert waren. Der glückliche Fortgang des errungenen Friedens spendete die segensreichsten Einwirkungen, das Fabrikwesen befestigte sich mehr und mehr, die Seidenmanufacturen und Baumwollwebereien eiferten immer glücklicher den englischen und französischen nach und die speculative Thätigkeit füllte manche Lücke aus. Die Weberei auf Zeugen aus Seide, aus Halbseide und Baumwolle und die mit derselben in Verbindung stehenden gedruckten Waaren, erhielten durch neue Muster und kunstreichere Arbeiten, eine frühere nie gekannte Vervollkommnung und in ihrem Absatze eine größere Ausdehnung. Von Jahr zu Jahr entwickelte sich der Erfindungsgeist in neuen Waarengattungen und sinnreichen Mustern mannigfaltiger. Die Herren Peill und Kamp in Elberfeld erhielten neu erfundene ausländische Maschinen vom Königl. Gewerbedepartement in Berlin, welches durch reisende Techniker und ausgedehnte Correspondenz in der Kunde gewerbreicher Fortschritte sich erhielt. Auch in der Geschicklichkeit und den Leistungen der Arbeiter hatte jene Zeit, durch Verbesserung der Webstühle, unglaubliche Fortschritte gebracht.

Mit wie vielen Schwierigkeiten und großen Kosten es früher verbunden war, besonders gemusterte Zeuge hervorzubringen, ist allgemein,

besonders den Manufacturisten, bekannt. Diese Schwierigkeiten wurden durch einen sinnreichen Mechanismus gehoben. Die erste Einrichtung dazu machte ein Lyoner Seidenfabrikant mit Namen Jacquard. Herr Ferdinand Guewa führte diese Jacquard'schen Webstühle zuerst in Berlin ein, derselbe erhielt gesprächsweise von einem in Lyon gewesenen Seidenweber Mittheilungen über die Beschaffenheit der Jacquard'schen Maschine und schon im Jahre 1821 sandte das Königl. Ministerium zuerst einige dieser Jacquard'schen Stühle an Elberfelder Fabrikanten, unter der Bedingung, sie jedem Lusttragenden zu zeigen; so gelangte die Trefflichkeit der neuen Erfindung auch im Wupperthal bald zur allgemeinen Kunde; gleichwohl war diese Webeart Einzelnen schon länger bekannt und durch mancherlei Versuche bethätigt worden.

Die Gründung der rheinisch-westindischen Compagnie geschah ebenfalls in dem Jahre 1821. Diese Handelsgesellschaft stellt sich in der Geschichte des deutschen Manufactur-Handels als eine sehr hervorragende Erscheinung dar. Die Manufacturen und Fabriken Deutschlands, sowohl die, deren Regsamkeit und Gedeihen aus früheren Zeiten sich herschrieb, als jene, welche das Napoleonische Continentalsystem in's erkünstelte Dasein rief, geriethen durch den Umschwung aller Verhältnisse, welchen der Friedenszustand seit 1814 herbeiführte, in eine mehr oder minder kritische Lage. Der britische Concurrent — wer kennt nicht seine Superiorität? — erschien auf allen Märkten Deutschlands und verengte das Absatzgebiet für den heimischen Gewerbfleiß. Mehrere andere Umstände von minderer Bedeutung vereinigten sich damit, so daß mächtiger und mächtiger die Nothwendigkeit sich verkündigte, den deutschen Industrie-Erzeugnissen neue Bahnen zu brechen, frische Kundschaft zu erwerben.

Diese Angelegenheit war lange schon eine öffentliche geworden und so war es natürlich, daß die lebhafte Theilnahme rege wurde, als Herr Jacob Aders, der höchst achtbare Handelsherr von Elberfeld, und im Bunde mit ihm Herr C. C. Becher aus Hanau und Herr Pet. Holzschur aus Cassel dem Publikum Ideen und Pläne vorlegten, wie das ersehnte Ziel: „neue Märkte für den deutschen Kunstfleiß" durch unmittelbaren Verkehr mit Amerika gewonnen werden möchte. Rascher wie gewöhnlich, bildete sich nach diesen Vorgängen ein Verein, basirt auf ein, mittelst Actien-Emission zu beschaffendes Capital von einer

Million Thaler. Später sollten für eine volle zweite Million noch Actien creirt werden, es wurden davon indeß nur 775,000 Thaler emittirt. Die hohe Staatsregierung, durchdrungen von der Wichtigkeit der schwunghaften gesellschaftlichen Arbeit, schenkte der Societät sogleich ihren Schutz. Am 30. März 1821 geschah die Wahl der Directoren in den Personen der Herren Jacob Aders, Abr. Troost, J. C. Jung, Valentin Heilmann, Pet. Winkelmann und dem Subdirector C. C. Becher.

Die Statuten dieser gesellschaftlichen Verbindung erhielten die Allerhöchste Sanction. Se. Majestät der König geruhten in höchst eigener Person dieselbe mit einer Actien-Summe von 20,000 Thaler zu begünstigen. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz gaben mit 10, des Prinzen Carl Königliche Hoheit ebenfalls mit 10 Actien ihren Beitritt zu erkennen. Das hohe Handels-Ministerium betheiligte sich durch die Uebernahme von 6 Actien, deren Ertrag an Zinsen für eine in Elberfeld zu errichtende Gewerbeschule bestimmt ward. Die öffentliche Meinung war schnell gewonnen, die Interessenten mehrten sich auf eine überraschende Weise. Ohne Verzug einigte man sich über die erste Unternehmung und so gelang es, daß schon am 22. September 1821 das Hamburger Schiff Triton mit einer Ladung deutscher Industrie-Erzeugnisse, für Port au Prince auf Hayti bestimmt, aus der Elbe abgefertigt wurde und bereits am 29. October 1821 den Ort seiner Bestimmung erreichte.

Es kann hier unsere Absicht nicht sein, der Compagnie in allen ihren Unternehmungen und Erlebnissen zu folgen. Wir beschränken uns daher auf die Mittheilung: daß die bis zum Schlusse des Jahres 1831 bewirkte Ausfuhr in folgende Versendungen und Summen zerfällt und zwar nach:

Hayti für	800,000	Thaler,
Mexico für . . .	3,600,000	„
Buenos-Ayres für .	1,600,000	„
Chili und Peru für	1,250,000	„
Ostindien für . .	400,000	„
Uebriges Amerika für	290,000	„
Total	7,940,000	Thaler,

worunter für ca. $3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler für eigene Rechnung und $4\frac{3}{7}$ Millionen Thaler für fremde Rechnung waren.

Nach einer zehnjährigen Wirksamkeit indeß, hatte die Gesellschaft, trotz der unermüdlichen Sorgfalt die ihr gewidmet ward, sich doch keiner Gunst der Zeitereignisse zu erfreuen. Unglücksfälle, Krieg und Mißgeschick mancherlei Art hörten nicht auf, unabwendbare, beklagenswerthe Resultate herbeizuführen und manche wohlbegründete frühere Hoffnung zu zerstören. Die Liquidation der Gesellschaft wurde im Jahr 1832 beschlossen und ausgeführt. In der letzten Generalversammlung am 10. Juli 1833 sprach der Herr Beigeordnete Carl Feldhoff schließlich folgende Worte:

„Als Repräsentant dieser Stadt an der Stelle des Herrn Oberbürgermeisters zu dieser Versammlung eingeladen, fühle ich mich gedrungen, dem Herrn Subdirector Becher, den wir nun leider bald als unsern Mitbürger verlieren werden, einige herzliche Worte des Abschiedes zuzurufen. Wenngleich das vaterländische Institut, welches Herr Becher, in Verbindung mit unserm hochgeachteten, zu früh verstorbenen Mitbürger Herrn Jacob Aders, vor Jahren in's Leben rief, durch mancherlei unverschuldete und nicht vorherzusehende Unglücksfälle, nicht das Resultat erreicht hat, das man Anfangs hoffte, so haben doch die Ideen die Herr Becher geweckt, die neuen Handelswege, die er dem überseeischen Verkehr eröffnet, schon so allgemein ersprießliche Vortheile gebracht, daß ihm dafür mit Recht des gesammten deutschen Vaterlandes Lob und Dank gebührt. Aber auch dafür, daß Herr Becher, während des Zeitraums den er in unserer Mitte verlebte, durch seine großen Talente und seine seltenen Einsichten, Alles Gemeinnützige so gern mit Rath und That förderte, — gebührt ihm noch ganz besonders der Dank und die Anerkennung seiner Mitbürger, die ich ihm hiermit in ihrem Namen mit bewegtem Herzen zolle."

Sehr verschieden in Zweck und Form trat ein anderes Unternehmen den 31. Mai 1824 in's Leben: der deutsch-amerikanische Bergwerks-Verein. War die großartige Tendenz der rheinisch-westindischen Compagnie „Belebung und Verbreitung der Fabrik- und Gewerbzweige durch den Seehandel," so verdankte der Bergwerks-Verein sein Entstehen der bloßen Privatspeculation. Im November 1823 geschahen die ersten Schritte zur Begründung desselben auf Nachrichten, die man über diesen Gegenstand von den Agenten der rheinisch-westindischen Compagnie in Mexico erhalten hatte, wofür die gleichzeitigen englischen Minen-Asso-

ciationen das Interesse aufgeregt. Den 31. März 1824 erstand das erste Comité, den 15. August erfolgte die Königl. Sanction; den 30. October 1824 fand die erste General-Versammlung Statt, worin das Directorium gebildet wurde. Dasselbe bestand aus den Herren Heinr. Kamp, J. C. Jung, P. C. Peill in Elberfeld so wie Herren Cramer-Wuppermann und Wilhelm Wittenstein in Barmen.

Die günstigen Nachrichten der in den Personen der Herren Wilh. Stein und Friedrich von Gerolt nach Mexico gesandten Agentschaft steigerten das Vertrauen zu diesem Unternehmen so sehr, daß schon am 7. Januar 1825 sämmtliche 400 Aktien jede von 500 Thaler begeben waren. Da sich jedoch sehr bald das durch diese Aktien-Zahl aufgebrachte Kapital von 200,000 Thaler, als für die in's Auge gefaßten Zwecke zu gering darstellte, so wurde in der Generalversammlung vom 11. Februar 1825 die Zahl der Actien auf Eintausend vermehrt und dadurch das Kapital auf 500,000 Thlr. gebracht. Doch auch dieses reichte nicht aus und die vierte Generalversammlung vom 29. März 1826 beschloß abermals 1000 Actien zu creiren. Von dieser neuen Actien-Serie konnten aber, nachdem der frühere Enthusiasmus für Unternehmungen dieser Art einmal im Sinken war, nur 451 Stück untergebracht werden. Die ferneren Ansprüche wurden durch Zubußen gedeckt und allmälig bis zu 100% ausgeschrieben. Einer nach Berlin gesandten Deputation in den Personen der Herren Joh. Pet. vom Rath und Dr. Friedr. Bracht gelang es von der Königl. Hauptbank ein Darlehn von 250,000 Thaler zu erhalten und dasselbe im Jahr 1829 zu erheben. Doch auch hiermit wurde das Ziel nicht erreicht.

Nachdem hierauf die als Bevollmächtigte nach Mexico gesandten Herren Bergrath Schmidt und Subdiretor Schleiden, den Anstrengungen zur Erhaltung des Unternehmens erlagen, wurde nach ihrem Absterben dasselbe seinem Geschicke überlassen. Die erworbenen Gruben fielen bei der gesetzlichen Liquidation den früheren Verkäufern wieder anheim und die von den Actionären dargebrachten Opfer waren verloren.

Ein für das Wupperthal lange gefühltes Bedürfniß, und allseitig ersehntes Institut, eine Handelskammer für Elberfeld und Barmen trat am 17. Januar 1831 in's Leben. Es unterlag keinem Zweifel, daß es höchst wünschenswerth war, wenn sich beide Städte zu diesem Zwecke vereinigten, indem ihr Handels-Interesse auf jeden Fall ein gemein-

sames ist. Die desfallsige Vermittelung übernahmen die Herren Joh. Adolph v. Carnap in Elberfeld und Joh. Heinr. Schuchard in Barmen. Die höhere Genehmigung erfolgte am 22. Juni 1830. Die Kammer wurde aus acht Mitgliedern von Elberfeld und acht Mitgliedern von Barmen und ebenso vielen Stellvertretern aus den beiden Städten gebildet.

Diese Mitglieder wurden am 17. Januar 1831 durch den Herrn Geheimen Regierungsrath Jacobi als Abgeordneter der Königl. Regierung zu Düsseldorf in feierlicher Weise auf dem Elberfelder Rathhause installirt. Die Rede lautete:

„Es ist eine große Freude mir in meinem vorgerückten Alter geworden, daß ich, zufolge des mir ertheilten ehrenvollen Auftrages, diese würdige Versammlung heute eröffnen und in ihre Verrichtungen einführen darf. Gewohnt aus früher Jugend dieses schöne Thal, diese vielbelebten Orte als einen Theil meiner nächsten Heimath anzusehen, angezogen durch den milden rechtlichen Sinn, wie durch die verständige Betriebsamkeit und vielseitige Bildung ihrer Bewohner, mit vielen unter ihnen befreundet und seit langer Zeit durch meinen Beruf an die Betrachtung ihrer guten und widrigen Schicksale gefesselt, habe ich, wie wenig Andere außer ihrer Mitte, Veranlassung an jedem Fortschritt ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen Theil zu nehmen und ihnen dazu Glück zu wünschen, da ich dieses als einen Theil des meinigen betrachte. Und einen solchen Glückwunsch kann ich, wenn jemals, heute aussprechen; da wir hier vereinigt sind ein neues Organ des gemeinen Wesens dieser beiden großen Bürgerschaften zu fruchtbarer Lebensthätigkeit zu weihen, welches sich als einen der Schlußsteine ihres gesellschaftlichen Verbandes darstellt und diesem ein Siegel der Einheit aufdrückt, die, in der Natur gegründet, durch eine zufällige Abtheilung und getrennte Nebenverhältnisse nicht aufgehoben werden konnte.

„Lange wurde ein solches Organ der gesammten Gewerbthätigkeit dieses Thales, welchem wenige der bewohnten Erde vergleichbar sind, vermißt. Der Vorstand des früheren Hauptgewerbes seiner Bewohner, welches noch zur Zeit unseres Gedenkens den ganzen Thalgrund in schimmerndes Weiß kleidete, aber seitdem durch die vielseitige Entwickelung freier Betriebsamkeit mehr und mehr hinter Anderen zurückgetreten ist, vertrat in voriger Zeit diese Stelle.

„Die vormalige pfalz-baierische Regierung dieses Landes, von derem wohlwollendem Streben uns eine freundliche Erinnerung immer bleiben wird, faßte in den letzten Jahren ihres Bestehens den Plan einer zugleich örtlichen und in dem Verein von Abgeordneten der verschiedenen Vorstände für allgemeine Zwecke zusammenwirkenden Vertretung des Bergischen Gewerbes; allein der dazwischen getretene Wandel des Regiments ließ die begonnene Verwirklichung dieses Plans nicht zur vollständigen Entwickelung gedeihen.

„Unter den Verhältnissen, in welche die Großherzogliche Regierung verstrickt war, konnte darin nichts weiter kommen und so fand es sich bei der Auflösung dieser Regierung, daß das Wupperthal durch den Wechsel der Dinge das frühere Hülfsorgan seiner Gewerbthätigkeit verloren hatte und kein anderes den Abgang ersetzte.

„Wenn dieser Mangel dennoch in einer Reihe von fünfzehn Jahren nicht fühlbarer geworden ist, wenn dennoch der Gewerbfleiß sich hier von Jahr zu Jahr mehr entwickelt und verzweigt, in dieser Entwickelung und Verzweigung zu den mannigfachsten und großartigsten Unternehmungen sowohl der Einzelnen als der Verschiedenen aus ihnen und durch sie gebildeten Vereine sich erhoben hat, so verdanken wir dieses der von ehrwürdigen Vorfahren mit ihrem rechtlichen und milden Sinn zugleich ererbten vielseitigen Thätigkeit, welche dem hiesigen Gewerbstande eigen ist, der das Bedürfniß und den Vortheil des Augenblicks verständig erfassenden Vielseitigkeit seines Strebens und einem stets bewährten Gemeinsinn, als den Grundlagen alles gewerblichen Wohlstandes auf einer Seite, wie auf der anderen und vor allen Dingen der Freiheit der Bewegung unter dem Schirm eines mächtigen und in seiner ursprünglichen, von einem so weisen wie wohlwollenden und wohlthätigen Könige unverrückt erhaltenen Richtung zu allem Guten, Schönen und Nützlichen festgegründeten Staats und der lebendigen Einwirkung der in eben diesem Geiste stets wachenden, jeder nützlichen Unternehmung mit Aufmunterung, Belehrung und gewichtigen Unterstützung entgegen kommenden obern Staatsbehörden, deren immer wohlthätiges von weiser Einsicht geleitetes Streben und Thun wir auch hier schon so vielfach erfahren haben.

„Es bedurfte aber allerdings noch eines solchen Organs, wodurch die jederzeitigen Bedürfnisse, Bestrebungen und Besorgnisse des Gewerbes

dieser beiden wichtigen Gemeinen — in welchem ihr Lebensprinzip beruht — sich aussprechen und durch solche Mittheilung, jene Thätigkeit und Wachsamkeit der oberen Behörden zu seinem Besten immer fruchtbarer werden können. Dieses Organ ist Ihnen, nach einem mit Ihnen selbst meine Herren! und Ihren Genossen vorher berathenen Entwurf, durch die Gnade des Königs in der Anordnung einer gemeinsamen Handelskammer für beide Gemeinen jetzt geworden.

„Unbeschwert mit andern Verwaltungsgeschäften, als solchen, die — ihrer nächsten Bestimmung verwandt — ihr in der Folge aufgetragen werden können, hat diese Handelskammer den Beruf, den Gang des in seinen Verbindungen bis in die entferntesten Erdtheile verbreiteten Gewerbes dieser beiden großen Gemeinen in seinem ganzen Umfange, wie in allen seinen einzelnen Verzweigungen unablässig zu beobachten, von allen Ereignissen, Einschreitungen, Unternehmungen, überhaupt von allen Zeitverhältnissen, die dasselbe fordern, oder sich ihm feindlich entgegen stellen können, Kunde zu nehmen und ihre Wahrnehmungen zugleich mit ihren Anträgen zur Beförderung ihrer Wünsche, oder Entfernung ihrer Besorgnisse, den oberen Verwaltungsbehörden mitzutheilen, so wie, aufgefordert, die Bestrebungen dieser Letzteren zu den gleichen Zwecken mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen zu unterstützen. Sie wird dabei an der Ueberzeugung festhalten, daß alle diese Behörden, die entfernteren, wie die ihr zunächststehenden, nicht Anders wollen können, als was sie selbst wollen muß und daher ihrer Stellung und Bestimmung stets eingedenk, diesen allezeit mit vollem Vertrauen entgegen kommen.

„Sie wird nicht einseitig ein Gewerbe vorzugsweise vor dem andern, sondern auch in ihrer Wirksamkeit für das Einzelne, dieses nicht ohne alle seine Beziehungen auf das Ganze in das Auge fassen.

„Sie wird nicht Elberfeld, nicht Barmen, sondern immer das unvergleichlich schöne und große Ganze des Wupperthales in den Gränzen beider Gemeinen als ihre nächste Heimath erkennen, ohne dabei ihre Beziehungen auf das weite Vaterland, worin aller Leben und Bestehen gegründet ist, welches sie schützt und schirmt, zu vergessen.

„Sie wird neben ihren Bestrebungen und Vorschlägen zu jeder Vervollkommnung der Fabrikation, zu jeder Erleichterung der Handelswege in dem ganzen Umfange des Werks auch ihre besondere Aufmerksamkeit auf das oft nur zu drückende Loos der Fabrikarbeiter richten

und auf jede Anordnung, wodurch der Zustand dieser Klasse in aller Beziehung gehoben und verbessert werden kann.

„Sie wird gedenken, daß alles Sinnen und Wollen des Hauptes nichtig ist, bei verkrüppelten Gliedern.

„Bei solcher Richtung ihres Strebens wird sie die Wege erkennen und zeigen, den Wohlstand, welche hochachtbare Vorfahren bei einfacher Sitte und fester Sinnesart mit unermüdeter Thätigkeit in diesem Thale gegründet haben, nicht nur zu erhalten, sondern auch, gemäß der großartigen Gestaltung, welche beide Orte fast einer gänzlichen Umwandlung gleich bei unserm Gedenken gewonnen haben, zu vermehren und durch besonnenes Fortstreben, ohne ausschweifende Unternehmungen, wodurch der Handel zu einem verderblichen Glücksspiel wird, den ehrenvollen Namen je mehr und mehr festzustellen, welchen die weit verbreitete Betriebsamkeit des neueren Geschlechts dieser Orten in der ganzen Handelswelt erworben hat.

„Solchen Willen hat der hiesige Gewerbstand zuvörderst schon in der Wahl der hochachtbaren Glieder dieser Versammlung bewiesen, die ihn selbst nicht weniger ehrt, als Sie, meine Herren! diese Anerkennung Ihres bisherigen Wirkens und Strebens und Ihrer vielfach erprobten Einsichten würdigen werden.

„Wir wollen, wir dürfen uns nicht verbergen, daß es eine ernste Zeit ist, in der Sie Ihre Verrichtungen antreten. Unsaubere Geister mancher Art treiben sich umher und suchen Herberge. Auch die früher Ausgetriebenen kehren zurück, ob sie irgendwo ein Haus ihnen gekehrt und geschmückt fänden; wo sie aber ein wachendes, in Gerechtigkeit und Wohlwollen fest begründetes Regiment antreffen, beben sie zurück. Die preußische Regierung bietet, wenn eine auf der bewohnten Erde, ein solches Beispiel. Aber es thut Noth in dieser, wenn in irgend einer Zeit, daß alle so verwaltende wie berathende Behörden, in unermüdeter Aufmerksamkeit und Thätigkeit, sich zu einer Einheit des Willens und Bestrebens die Hände bieten, um festzuhalten, was wir haben, und zu vervollkommnen, was mangelhaft ist. Es ist keine, die dazu nicht berufen wäre, dazu nicht an ihrem Theile fruchtbar mitwirken könnte und alle dürfen dabei nur einen Richtpunkt im Auge halten, ein Beispiel, welches ihnen in jedem Streben zum Guten und Schönen im hohen Sinne und unerschütterlich festem Willen vorleuchtet und vorangeht,

das Wollen und Thun unseres weisen, gerechten, gütigen, unseres in allen Beziehungen ehrwürdigen Königs, den Gott uns lange erhalten wolle.

„Gewiß, daß ich in Allem, was ich eben angedeutet, Ihre eigenen Ueberzeugungen und die Regungen Ihres mir seit so langer Zeit um so mehr bekannten Bürgersinnes nur zusammengefaßt habe, bleibt mir nun noch übrig zu vollenden, wozu ich gesandt bin und ich erkläre daher, Namens der Königlichen Regierung, daß die Verrichtungen der Handelskammer für Elberfeld und Barmen eröffnet sind."

Seit dieser Installation sind mehr als dreißig Jahre dahingeeilt, und in dieser langen Frist haben die Mitglieder der Handelskammer, in dem Mittelpunkt der Gewerbsamkeit von Berg und Mark, mit großer Umsicht und Treue die wichtigen Pflichten ihres Berufes erfüllt. Wir kennen ihre Sorge und ihre Hingebung für die Genossen der Zeit, ihre Arbeit und ihre Anstrengungen für die Interessen des Gemeinwohls, ihre Theilnahme und ihren Eifer für die Angelegenheiten der Gewerbe, ihre schützende Fürsorge für die umfassenden Zweige ihrer großen Verwaltung, und deshalb geleitet bei diesem Anlaß uns die Dankbarkeit zur öffentlichen Anerkennung einer Thatkraft, die der Belebung und Entwickelung des industriellen Lebens sich mit Eifer hingibt.

* * *

Was unsere Vorfahren so heiß ersehnten und erbaten: „verschont zu bleiben von einseitigen Zöllen und Mauthen, bis von Seiten des deutschen Bundes allgemeine Maßregeln behufs Aufhebung der noch bestehenden Zwischenzölle vereinbart seien" ist seitdem zwar nicht durch den deutschen Bund, sondern durch die weise Fürsorge der preußischen Staatsregierung vermittelst der Bildung des Zollvereins herbeigeführt worden. Dies bedeutsame Ereigniß der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ward vom deutschen Volke mit wahrer Begeisterung begrüßt, als das wirksamste Mittel zur Einigung der deutschen Staaten, zum Behuf der Verfolgung nationaler Zwecke, wie zur Erlangung jener Stellung, welche diesen Staaten nach ihrer Stärke, ihrer geistigen Entwickelung und ihren Hülfsquellen unter den Völkern der Erde gebührt.

König Friedrich Wilhelm III. hatte die durch den Vertrag mit Darmstadt vom Jahre 1828 in das Gebiet der Ausführung getretene Idee der Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Zoll- und Handelsverein in seiner klaren Anschauung um so wärmer aufgefaßt, als sie seiner deutschen Gesinnung ganz entsprach und zur Beseitigung der mit dem unvermeidlichen preußischen Gränzzollsystem über die Nachbarländer gekommenen Nachtheile und der daraus entstandenen Mißhelligkeiten führen mußte, auch weil er sah, daß diese Idee im größten Theile von Deutschland reif, mithin ohne widernatürlichen Zwang durchführbar geworden war. Diese Anschauung und Gesinnung machten ihn zu den für den Zweck zu bringenden Opfern bereit, unter denen der Verlust der vollen Unabhängigkeit Preußens in der Ordnung seiner handelspolitischen und finanziellen Interessen wohl nicht der geringste war. Er bedurfte dabei auch der vollen Anwendung seiner Festigkeit und Consequenz, um im Innern des Landes die entgegenwirkende Partei im Zaume zu halten und um Oesterreichs, Rußlands, Englands und Frankreichs Gegenwirkungen zu dämpfen. Mit seinem klaren Blicke hatte er die zur Durchführung des großen Werkes geeigneten, besonnenen und durchaus sachkundigen Männer zu finden gewußt; er ließ ihnen den nöthigen Spielraum und unterstützte sie kräftig. Er war also im eigentlichen Sinne des Worts der Träger des Werks.

Der Anschluß der kleinen deutschen Staaten an Preußen zur Bildung eines gemeinsamen Zollverbandes, wurde hervorgerufen durch das unabweisbare Bedürfniß der gewerbthätigen und handeltreibenden Bevölkerung. Mit jedem Friedensjahre wuchsen Handel und Gewerbe kräftiger; mit jedem Jahre aber machten sich auch die Schranken der damaligen politischen Eintheilung mehr und mehr geltend; der Zustand der Dinge wurde unerträglich. Am meisten natürlich litten diejenigen Staaten, welche einer glücklichen Abrundung entbehrten und welche von den Hauptabsatzwegen abgeschnitten waren. Einen ungestörten Zugang zur Seeküste zu erhalten, mußte als ein kaum erreichbarer Wunsch betrachtet werden. Es ist gar nicht zu ermessen, welche Folgen es gehabt hätte, wenn man bei der Isolirung noch längere Zeit geblieben wäre. Heutzutage erfreut man sich eines weitausgedehnten Eisenbahn- und Telegraphen-Netzes; schwerlich dürfte auch nur der vierte Theil desselben zu Stande gekommen sein, wenn nicht bereits vor dreißig Jahren das

Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen sich so lebendig bethätigt hätte.

Nach der ersten Zolleinigung zwischen Preußen und dem Großherzogthum Hessen, im Jahre 1828, umfaßte der Zollverein 5240 □Meilen mit 13,295,254 Einwohner und hatte eine Brutto-Einnahme von 11,808,551 Thlr. Durch die weiteren Beitrittserklärungen dehnte sich das Zollvereinsgebiet nach und nach bis auf 8820,40 □Meilen aus. Im Jahre 1858 zählte dies Gebiet 33,542,467 Einwohner und die gemeinschaftlichen Einnahmen betrugen einschließlich der Rübenzuckersteuer von 7,416,688 Thlr., insgesammt 36,023,280 Thlr. Durch die Aufnahme von Hannover und Oldenburg und den Abschluß eines Handelsvertrags mit Bremen in unmittelbare Verbindung mit den Häfen der Nordsee gebracht, durch den Ausbau der Eisenbahnen im Innern von zahlreichen Verkehrswegen durchschnitten, entfaltete der Zollverein in den Jahren 1854/60 eine reiche volkswirthschaftliche Thätigkeit. Alle Zweige der Industrie, vornämlich die Erzeugung und Verarbeitung des Eisens, die Spinnerei, Weberei und die Fabrikation von inländischem Zucker, nahmen einen kaum geahnten Aufschwung.

Der Zollverein hat seit seiner Begründung dem System eines mäßigen Schutzes, nach den geläuterten Begriffen der Volkswirthschaft sich angeschlossen und welch' ein erfreuliches Bild bietet seine volkswirthschaftliche Entwickelung uns in der Gegenwart dar. Die Einfuhr, welche 1834 nur 106 Millionen oder 4¼ Thlr. per Kopf betrug, ist bis zum Jahre 1858 auf 357 Millionen oder 11 Thlr. per Kopf gestiegen. Die Ausfuhr betrug 1834 kaum 143 Millionen oder 5⅔ Thlr. per Kopf und hat sich im Jahr 1858 auf 353 Millionen oder 11 Thlr. per Kopf erhöht. Die Fabrikaten-Einfuhr stieg im gleichen Zeitraume von 14 auf 41 und die Fabrikaten-Ausfuhr von 18 auf 190 Millionen. Ungefähr 1500 Meilen Eisenbahnen, welche ein Kapital von circa 750 Millionen Thlr. repräsentiren, wurden seit dem Bestehen des Zollvereins geschaffen. In Preußen allein ist die Correspondenz von 22 auf 102 Millionen Briefe und die Sparkassen-Einlage von 11 auf circa 45 Millionen Thlr. gestiegen. Welch' ein glänzender Erfolg! Wahrlich die deutschen Völkerschaften haben allen Grund, den ihnen durch den Zollverein gewordenen Segen anzuerkennen und mit lauter Stimme den Fortbestand dieser heilsamen Institution zu fordern, zu

deren Sicherung kein Opfer zu groß erscheinen darf und wird. Man müßte an der gesunden Vernunft der deutschen Regierungen wie der Völker verzweifeln, wenn der Zollverein, dieser Grundpfeiler nicht nur der materiellen Wohlfahrt der Nation, sondern auch der ersehnten einheitlichen Gestaltung Deutschlands jemals ernstlich in Frage gestellt werden könnte. Mit Zuversicht darf deshalb gewärtigt werden, daß der Zollverein sich als der Felsen erweisen wird, an dem die zur Zeit hochgehenden Wogen der durch den projektirten Abschluß eines Handelsvertrags mit Frankreich hervorgerufenen Wirren wirkungslos zerschellen!

Das Bild der gedeihlichen Entwickelung des Zollvereins ist zugleich das Bild der fortgeschrittenen Prosperität der beiden Schwesterstädte im Thale der Wupper. Der Fleiß, die Betriebsamkeit und Thatkraft der Bewohner dieses gewerbreichen Bezirks haben wahrlich nicht gesäumt, die Erweiterung des innern Marktes, die Freiheit des Verkehrs im eigenen Vaterlande, sich zu Nutze zu machen. Unterstützt von einem von Alters her trefflich organisirten Bank- und Creditwesen, welches dem Talente die Mittel lieh und noch heute leiht, sich Bahn zu brechen, ist die Zahl und Ausdehnung der Fabriken in Elberfeld und Barmen seitdem in überraschendem Wachsthum geblieben. Auf den Bergen wie im Thale erhebt sich ein Schornstein nach dem andern und spendet den Wolken seinen Tribut; neue Häuser wachsen wie Pilze aus der Erde, und wer Barmen in dem kurzen Zeitraum weniger Jahre nicht gesehen hat, wird versucht, die dort neuerstandenen Reihen ganzer Straßen für ein Werk der Zauberei zu halten. War schon ehedem der Endpunkt der einen Stadt zum Anfangspunkt der andern geworden, so kann man jetzt, wo in dem fast eine Meile langen Thalgrunde beinahe alle Lücken durch Neubauten ausgefüllt sind, in Wahrheit sagen, daß Elberfeld mit seinen 56,293 und Barmen mit seinen 49,772 Bewohnern, thatsächlich eine einzige Stadt mit einer Gesammtzahl von 106,065 Seelen bilden.

Werfen wir einen Rückblick auf die Lage der industriellen Verhältnisse der beiden Städte in jener Zeit, welche der Gründung des Zollvereins unmittelbar vorherging, um jeden Zweifel über die Ursache des großen Aufschwungs zu bannen, der die Physiognomie des Thales so wesentlich veränderte!

Zu jener Zeit hatten Frankreich und Belgien die in England gemachte Erfindung der Flachs- und Spinnmaschine sich angeeignet und solche in einem vervollkomneten Zustande in umfangreichen Betrieb gesetzt. Die Schwesterstädte verloren dadurch denjenigen Geschäftszweig, der ihre erste Entwickelung am meisten gefördert hat; sie hörten auf, der Versorger jener Länder mit Leinen-Garnen zu sein. Nicht länger war es dem Bleicher vergönnt, mit geübter Hand den Wasserstrahl über die Garnflächen zu schleudern und in Milliarden von Tropfen in unglaublicher Entfernung niederfallen zu lassen; von den Höhen genießt man nicht mehr den von den Fremden so oft und so laut gepriesenen Anblick des auf den Wiesen ausgebreiteten schneeweißen Garns, der das saftige Grün der Vegetation so harmonisch hervorhob. Dem Drange der veränderten Verhältnisse weichend, mußten die vom klarsten Wasser durchfurchten Bleichereien trocken gelegt werden. Doch der Verlust des Garnhandels war damals nicht die einzige Kalamität. Sobald das Ausland seine Leingarne selbst erzeugte, dachte es auch daran, sich die weitere Veredlung derselben zu sichern. Frankreich namentlich, welches bis dahin seine leinenen und baumwollenen glatten Bänder massenhaft aus dem Wupperthale bezog, belegte deren Einfuhr mit verbotähnlichen Zöllen. Unsere Fabrikation dieser Stapel-Artikel gerieth stark in's Gedränge, wodurch besonders der Wohlstand von Barmen, dem Hauptsitze dieser Gewerbzweige, Jahre hindurch ernstlich in Frage gestellt wurde. Wer nicht die Mittel des Abwartens besaß, mußte nothgedrungen an die Aufnahme anderer Gewerbzweige denken. Diese Aufnahme geschah mit altgewohnter Thatkraft, nachdem die Bildung des Zollvereins den Unternehmungsgeist ermuthigt und ihm ein weites Feld eröffnet hatte. Und so sehen wir denn heutigen Tages auf dem Grund und Boden der ehemaligen Bleichereien eine Reihe von gewerblichen Etablissements sich erheben, die allerdings mit ihren Abgängen an Farbstoffen und Ingredienzien aller Art das an sich spiegelklare Wasser der Wupper trüben, aber auch Tausenden von fleißigen Arbeitern und Handwerkern Brod und Segen spenden. Außer in England dürfte in Europa kaum ein Beispiel für eine gleich rasche großartige Entwickelung der industriellen Verhältnisse zu finden sein, wie im Wupperthale.

Die am Fuße der gegenwärtigen Abhandlung abgedruckten Resultate der beiden Fabrik-Tabellen von Elberfeld und von Barmen, welche Ende 1861 Seitens der Polizeibehörde der beiden Städte aufgenommen und nächstdem auf Grund einer Revision berichtigt wurden, gewähren eine interessante Uebersicht der in diesem wichtigen Industriebezirk betriebenen Gewerbe, sowohl bezüglich ihres Umfangs als ihrer Mannigfaltigkeit. Die Branche der Weber- und Wirkerwaaren ist darunter die hervorragendste; die Großartigkeit ihres Betriebs wird durch die folgenden statistischen Daten und Berechnungen zum bessern Verständniß gelangen.

Es waren Ende 1861 vorhanden an gehenden Webstühlen:

A. In Elberfeld:

	Hand- u. Maschinen-Stühle:	Mechanische Stühle:
1) auf seidene u. halbseidene Zeuge u. Bänder .	2359	430
2) „ Wollenwaaren, rein und gemischt . . .	836	320
3) „ Baumwollenwaaren, rein und gemischt .	428	370
4) „ Bänder in Leinen, Wolle u. Baumw. .	87	—
5) „ Teppiche	32	—
6) „ Haarstoffe	4	—
	3746	1120

in 113 Fabriken mit 5804 männlichen und 2497 weiblichen Arbeitern.

B. In Barmen:

	Hand- u. Maschinen-Stühle:	Mechanische Stühle:
1) auf seidene u. halbseidene Zeuge u. Bänder .	742	—
2) „ Wollenwaaren, rein und gemischt . . .	167	—
3) „ Baumwollwaaren, rein und gemischt .	222	45
4) „ Bänder in Leinen, Wolle u. Baumw. .	1553	—
5) „ Leinenwaaren	52	—
6) „ Strümpfe	4	—
7) „ Spitzen	25	—
8) „ andere Gewebe	108	—
	2873	45

in 104 Fabriken mit 5239 männlichen und 1175 weiblichen Arbeitern.

Ende 1861 waren mithin in den Städten Elberfeld und Barmen 14,715 Arbeiter nur im Fache der Weberei und Wirkerei beschäftigt und zwar in 217 Fabriken mit 7784 Webstühlen, Band- und Riemenmühlen.

Leider ist bei der behördlichen Aufnahme der Webstühle, die Zahl der Band- und Riemenmühlen nicht auch in der Rubrik „Seiden- und halbseiden Zeuge und Bänder" eigens constatirt worden; es würde dies für die bessere Ermittelung des Gesammt-Produktionswerths wünschenswerth gewesen sein. Wir holen das Versäumte auf Grund einer Schätzung von sachverständigen Fabrikanten nach, derzufolge in Barmen 500 und in Elberfeld 100 Bandmühlen auf Seide und Halbseide mindestens im Gange waren.

Erwägt man, daß in den Städten in der Regel die werthvollere Waare, welche eine höhere Lohnzahlung gestattet, gefertigt wird, während man die weniger kunstvollen Gewebe, in Rücksicht auf den billigeren Arbeitslohn, den ländlichen Bezirken zuweis't, daß daher der Produktionswerth der städtischen Weberei und Wirkerei, jenen der ländlichen Arbeit erheblich überragt, so wird man die nachstehenden Sätze der durchschnittlichen Produktionswerthe für äußerst mäßig erachten müssen.

	Produktionswerth per Jahr. Thlr.	Schätzung im Durchschnitt. Thlr.
1 Hand- und Maschinen-Webstuhl . .	600 à 1500	800
1 mechanischer Webstuhl	2000 à 3500	2500
1 Bandmühle	500 à 2000	1600
1 Riemenmühle	1000 à 4000	

Der Nachweis des Produktionswerthes der im Weichbilde der beiden Städte gefertigten Weber- und Wirkerwaaren würde sich demnach wie folgt stellen,

in Elberfeld:

3559	gewöhnliche Webstühle . . .	à Thlr. 800	Thlr. 2,847,200
1120	mechanische Webstühle . . .	à „ 2500	„ 2,800,000
187	Riemen- und Bandmühlen . .	à „ 1600	„ 299,200
4866	Stühle mit jährlichem Produktionswerth von .		Thlr. 5,946,400

in Barmen:

820	gewöhnliche Webstühle . . .	à Thlr. 800	Thlr. 656,000
45	mechanische Webstühle	à „ 2500	„ 112,500
2053	Riemen- und Bandmühlen . .	à „ 1600	„ 3,284,800
2918	Stühle mit jährlichem Produktionswerth von .		Thlr. 4,053,300

Erwägt man nun ferner: daß die Aufnahme der Webstühle rc. lediglich auf die im Weichbilde der beiden Städte im Gange befindliche

Zahl sich beschränkt hat; daß die Fabrikanten dieser Städte jedoch in einem Umkreis von 3 bis zu 6 Wegestunden auch die ländliche Bevölkerung auf Weber- und Wirkerwaaren in bedeutendem Umfang beschäftigen; daß die Fabrik-Tabellen pro 1861 grade in einer Zeit aufgestellt wurden, wo der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebrochene Bürgerkrieg den diesseitigen belangreichen Handel mit jenen Staaten gänzlich in Stockung gebracht hatte und zudem unter dem ersten Schrecken über die hereingebrochene Baumwoll-Krisis, der Unternehmungsgeist im Allgemeinen gelähmt, die Arbeit sehr eingeschränkt worden war; daß endlich der Aufforderung von Polizeibehörden zur Angabe statistischer Daten bezüglich der beschäftigten Stühle und Arbeiter, Seitens der Fabrikbesitzer nicht mit übergroßer Willfährigkeit entsprochen wird und die Angaben, aus Furcht vor der möglichen Absicht von Steuer-Erhöhungen, in der Regel nur ein Minimum enthalten, — so dürfte aus allen diesen Gründen die Annahme nicht gewagt erscheinen, daß für Rechnung der Fabrikanten in Elberfeld und Barmen, bei regelmäßigem Geschäftsgang, die doppelte Anzahl der in den beiden Städten befindlichen gewöhnlichen (nicht auch der mechanischen) Webstühle, Bandmühlen und Riemengänge mindestens beschäftigt ist.

Diesen Ausführungen zufolge, ergeben sich für die 217 in Elberfeld und Barmen bestehenden Fabriken im Fache der Weberei und Wirkerei folgende Verhältnisse:

	Zahl der Webstühle und Wirkermühlen.		Jährlicher Produktionswerth.
gewöhnliche Webstühle	8758	. . . Thlr.	7,006,400
mechanische Webstühle	1165	. . . „	2,912,500
Riemen- und Bandmühlen	4480	. . . „	7,168,000
Total . .	14,393	. . . Thlr.	17,086,900

Da die Zahl der Webstühle und Bandmühlen sich stark wie 1 : $1^7/_8$ zur Zahl der dadurch beschäftigten Arbeiter verhält, so erhebt sich die letztere auf etwas mehr als . . . . 27,000 Arbeiter.

In andern Fächern sind beschäftigt:

in Elberfeld in 116 gewerblichen Anstalten . . . . 3005 „
in Barmen in 257 „ „ . . . . 4389 „

Mithin Gesammtzahl . 34,394 Arbeiter,

welche nebst ihren Familiengliedern in den zu Elberfeld und Barmen bestehenden 590 gewerblichen Anstalten, ihren Lebensunterhalt finden.

Die großen Summen an Veredlungskosten, welche den Spinnern, Färbern, Spulern, Kettenscherern, Windern, Webern, Wirkern, Appreteuren 2c. 2c. zufließen und häufig bis zur Hälfte, ja selbst bis zu zwei Drittheile des Produktionswerths der Fabrikate betragen, so wie die Seitens der Fabrikanten erzielten Gewinn-Beträge, haben mit der Begründung und Hebung des Wohlstands, naturgemäß auch einen befruchtenden Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten ausgeübt. Bei einer überaus rasch wachsenden Bevölkerung und der Abwesenheit aller jener Stiftungen, welche den älteren Städten von ihren Vorfahren überkommen sind, hatten Elberfeld und Barmen für Rathhäuser, Kirchen, Schulen, Brücken, Kranken-, Waisen- und Irrenhäuser u. s. w. immense Ausgaben, sowohl für deren Beschaffung als Unterhalt, zu machen. Die Opferwilligkeit der Bewohner hat es dennoch ermöglicht, daß neben dem Nothwendigen auch für das Nützliche und Angenehme Sorge getragen werden konnte. Der großen Zahl der in die erstere Kategorie gehörigen schönen öffentlichen Gebäude, schließen sich manche prächtige Bauten, die der Geselligkeit gewidmet sind, würdig an. Von dieser Opferwilligkeit geben ferner die Leih- und Schlachthäuser Kunde, besonders aber jene Anstalten und Vereine, welche, wie das Gymnasium, die Realschulen, die höhere Webeschule mit ihren Abtheilungen für Weberei, Zeichnen, Färberei und Druckerei, die Gewerbeschule, die Handwerker-Fortbildungsschule, der Verein für Kunstfleiß und der Verein für Kunst und Gewerbe, dazu bestimmt sind, theils die höhere Bildung in wissenschaftlicher und gewerblicher Beziehung, theils die weitere Ausbildung der Handwerker und Weber in Bezug auf ihren Beruf zu fördern, — oder welche, wie die Unterstützungs- und Sparkassen, die Beförderung des materiellen Wohls der arbeitenden Klassen bezwecken.

Wahrlich! das Alles sind laut redende Zeugnisse eines edlen Gemeinsinns, der in so kräftigem Wuchs jedoch nur der Wurzel einer intelligenten Betriebsamkeit entsprießen konnte.

Wir schließen unsere Skizze der industriellen Entwickelung des Wupperthals mit dem Wunsche, daß die Schwesterstädte Elberfeld und Barmen in stetigem Fortschritte und Aufschwunge beharren mögen für und für!

Uebersicht der beförderten Güter pro 1861 auf den Bahnhöfen:

Elberfeld.	Barmen.	Barmen-Rittershausen.	
408,178	158,614	403,251	im Binnenverkehr.
245,297	155,467	110,735 empf.	im Verbandsverkehr.
92,801	65,407	73,429 vers.	
746,276	379,488	587,415	

Zus. 1,713,179 Centner.

Uebersicht der Sparkassen-Einlage pro Ende December 1861.

In Elberfeld in	10,253 Positionen	Thlr.	616,038 - 21 - 9
In Barmen in	6,855 Positionen	Thlr.	412,170 - 2 - 5
		Zus. Thlr.	1,028,208 - 24 - 2

Resultate der Fabriken-Tabelle von Elberfeld pro 1861.

	Fabriken,		männliche,	weibliche Arbeiter
1) Fabrikation von Weber- und Wirkerwaaren	113	„	5804	2637
2) Garnspinnereien	2	„	19	1
3) Fabriken für Eisengarn, Näh- und Strickgarn	3	„	51	139
4) Färbereien.				
1. Türkisch-Roth Färbereien	7	„	591	50
2. Garnfärbereien in Wolle u. Baumwolle	5	„	77	—
3. Garn- u. Stückfärbereien auch Appretur-Anstalten für Seidenwaaren	10	„	146	—
4. Stückfärbereien und Appretur-Anstalten für andere Waaren	7	„	91	—
5) Druckereien	3	„	494	3
6) Metallwaaren.				
a. Maschinen-Fabriken	2	„	55	—
b. Eisen-Blechwaaren	5	„	159	—
c. Eisengießereien	2	„	51	—
d. Kupfer-, Bronce-, Messing- und Compositionswaaren	3	„	117	2
7) Kalkbrennereien	2	„	4	—
8) Ziegeleien	2	„	20	5
9) Gasbereitung	1	„	51	—
10) Chemische Fabriken	3	„	18	—
11) Glasschleifereien	1	„	2	—
12) Seife und Stearinlichte	2	„	27	17
13) Knöpfe aus Holz, Horn, Metall	2	„	219	112
14) Gummiwaaren	4	„	66	55
15) Papier- und Papp-Fabriken	1	„	44	16
16) Papiertapeten	2	„	97	—
17) Lederwaaren-Fabriken	2	„	92	—
18) Strohhut-Fabriken	1	„	2	8
19) Bierbrauereien	32	„	65	—
20) Branntweinbrennereien	11	„	19	—
21) Drathspinnerei	1	„	8	12
Zus.	229	„	8389	2917

22) Dampfmaschinen

a. für Getreide-Mühlen	3	mit	36	Pferdekraft.
b. für Spinnerei u. Wirkerei	12	„	184	„
c. für metallische Fabriken	5	„	50	„
d. für andere Fabriken	28	„	378	„
Zus.	48	mit	648	Pferdekraft.

Resultate der Fabriken=Tabelle von Barmen pro 1861.

	Fabriken,		männliche,	weibliche Arbeiter
1) Fabrikation von Weber= und Wirkerwaaren	104	„	5239	1175
2) Watten= und Dochte=Fabriken	3	„	11	3
3) Fabriken für Eisengarn, Strick= u. Nähgarn	12	„	135	451
4) Garnbleichen und Garnsiedereien	8	„	65	—
5) Färbereien:				
a. Türkisch=Roth Färbereien	17	„	531	6
b. Garnfärbereien in Wolle u. Baumwolle	43	„	318	21
c. Garn= u. Stückfärbereien u. Appretur=Anstalten für Seidenwaaren	9	„	39	5
d. Stückfärbereien und Appretur=Anstalten für andere Waaren	7	„	60	20
6) Druckereien	5	„	31	—
7) Metallwaaren:				
a. Bleiröhren=Fabrik	1	„	4	—
b. Kupfer=Walzwerke	2	„	31	3
c. Maschinen=Fabriken	3	„	188	—
d. Für Spulen, Schützen=Platinen, Weberringe und Webergeschirre	4	„	15	1
e. Eisengießereien	4	„	81	—
f. Zündhütchen	1	„	11	3
g. Haken und Oesen ꝛc. ꝛc.	2	„	10	—
h. Neugold u. Neusilber plattirte Waaren	2	„	12	2
i. Schnallen=Fabrik	1	„	5	—
8) Klavier=Fabrik	1	„	95	—
9) Kalkbrennereien	4	„	54	—
10) Ziegeleien	14	„	135	11
11) Gasbereitung	1	„	36	—
12) Chemische Fabriken	12	„	217	—
13) Farbholzmühlen	1	„	11	—
14) Pottaschsiederei	1	„	2	—
15) Fabriken von gefärbtem und lackirtem Leder	3	„	25	—
16) Firniß=Fabrik	1	„	7	—
17) Leimsiedereien	1	„	3	—
18) Stearin= und ordinäre Seifen=Fabriken	4	„	150	53
19) Sonnen= und Regenschirm=Fabriken	1	„	12	4
20) Fabriken für Knöpfe aus Holz, Horn, Metall ꝛc.	11	„	877	235
21) Für Gummiwaaren	4	„	29	15
22) „ Buntpapier	1	„	4	2
23) „ Lederwaaren	2	„	19	—
24) „ lackirte Waaren in Holz und Metall	1	„	4	—
25) Strohhut=Fabrik	1	„	5	1
26) Wassermühlen	6	„	25	—
27) Dampfmühlen	3	„	34	—
28) Chokolade=, Chichorien= und Senf=Fabriken	3	„	22	—
29) Essig= und Holzessig=Fabriken	6	„	18	—
30) Bierbrauereien	44	„	167	—
31) Branntweinbrennereien	6	„	43	—
32) Crinolin=Fabrik	1	„	7	5
Zus.	361	„	8787	2016

33) Dampfmaschinen:

a. für Getreide=Mühlen	3	mit	32	Pferdekraft.
b. für Spinnerei u. Weberei	15	„	222	„
c. für Maschinen=Fabriken	3	„	28	„
d. für metallische Fabriken	3	„	18	„
e. für andere Fabriken	44	„	396	„
Zus.	68	mit	696	Pferdekraft.

VIII.

Zielpunkte

zu kleinen Ausflügen aus dem Wupperthal.

I. Altenberg, — ¼ Stunde südöstlich von Straßerhof, einer Poststation auf der Chaussee zwischen Lennep und Köln. Vom Wupperthale aus ist es jetzt wohl am bequemsten auf dem großen Umwege über Düsseldorf zu erreichen, mit Benutzung der Eisenbahn entweder bis Mülheim am Rhein und von dort per Post oder Hauderer, oder nur bis zur Eisenbahnstation Küppersteg und von hier einige Stunden zu Fuß. Gute Fußgänger dürften indeß einen der directen Wege, über Ronsdorf oder von Vohwinkel aus, vorziehen. Von Straßerhof nach Altenberg führt sowohl ein Fahr- als ein Fußweg; letzterer geht sehr schroff bergab, gewährt aber die überraschendsten Anblicke, die schönsten Vogelperspective auf das romantisch von hohen steilen Waldbergen eingeschlossene und vom fischreichen Dhünbach durchströmte enge Thal und die ehrwürdigen Gebäulichkeiten darin, die wir jetzt kennen lernen werden. Das herrlichste von diesen, die architectonische Perle des ganzen Bergerlandes, ist die Abteikirche, auch der Bergische Dom genannt. Im November 1815 zugleich mit den übrigen Gebäuden der altberühmten Abtei durch eine Feuersbrunst größtentheils zerstört, ist dieser schöne Tempel in den Jahren 1835 bis 1847 mit einem Aufwande von mehr als 100,000 Thalern vollständig und in voller Pracht wieder hergestellt worden. Am 22. September 1147 wurde er zuerst, am 22. September 1847 auf's neue eingeweiht, — das erste Mal vom Erzbischof Arnold von Köln in Gegenwart der gräflich bergischen Familie, das zweite Mal von 500 Sängern aus allen Theilen und Confessionen des bergischen Landes, in Gegenwart des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. welcher in den, in den Grabgewölben dieses ehrwürdigen Doms ruhenden zahlreichen Grafen und Herzögen von Berg einen Zweig seiner Vorfahren verehrte und nächst seinem Vater aus königlichem Privatvermögen das Meiste zur Wiederherstellung beigetragen hatte. Es erhebt sich dies Prachtgebäude auf einer Grundfläche von 27,000 Quadratfuß,

die die Form eines Kreuzes hat, in ächt deutscher, gothischer Bauart. Das von 14 schlankrunden Säulen getragene Mittelschiff hat bis zum Schluß des Gewölbes eine Höhe von 82 Fuß Preußisch und ist 125 Fuß lang, 81 Fuß breit. Noch größer ist der Chor. Auch die Seitenschiffe, die Kreuzflügel, der Umgang, die Kapellen, — alles macht den besten Eindruck, an jedem Standpunkt hat man einen neuen Genuß. Selbst wer direct von dem allerdings viel riesigeren Kölner Dome nach dem Altenberger kommt, wird sich in hohem Grade auch durch diesen befriedigt fühlen, der nicht nur eine ganz romantische Umgebung, sondern auch eine harmonische Vollendung vor jenem voraus hat. Der Freund vaterländischer Geschichte darf auch nicht versäumen, die in der Kirche befindlichen zahlreichen Grabmäler bergischer Regenten und anderer Fürsten und Herren weltlichen und geistlichen Standes, zum Theil mit historisch denkwürdigen Inschriften versehen, in Augenschein zu nehmen.

Von den übrigen Gebäulichkeiten der Abtei, welche mit der Kirche zusammen einen Flächenraum von mehr als sieben Morgen überdachten, wurde beim erwähnten großen Brande fast nur derjenige Flügel verschont, welcher die Kellnerei des Klosters enthielt, gegenwärtig aber als moderne Gastwirthschaft gern jeden Besuchenden aufnimmt und für Geld erquickt. Die Abtei Altenberg war eine der reichsten des Cistercienser-Ordens; die Reliquien, welche das Kloster in sich schloß, wurden ehemals außerordentlich hochgehalten und zogen daher beständig Schaaren von Pilgern und mit ihnen große Einnahmen herbei.

Unterhalb des Oertchens, auf einem steilen Felskegel am linken Ufer der Dhün, finden sich die Ruinen des in unserm Abschnitt IV. erwähnten alten Schlosses Berg, des ältesten Stammsitzes der bergischen Grafen. Alten Klosternachrichten zufolge stand an dieser Stelle schon vor Christi Geburt ein römisches Castell, — ward auf dessen Trümmern etwa im 9. Jahrhundert ein gewaltiges Raubschloß erbaut, — dieses in der Mitte des 10. Jahrhunderts von Kaiser Otto III. überwältigt und um 967 jenem Hermann I. geschenkt, den er zum Grafen des Keldachgaus ernannt hatte, der aber von dieser Burg den Namen eines Grafen vom Berge oder von Berg erhielt. Von seinen Nachfolgern wurde die Burg 1133 in ein Kloster verwandelt und späterhin dieses in das freundlich einladende Thal verlegt, wo seine Ueberbleibsel vorhin unser Staunen erregt haben.

Auch oberhalb Altenberg hat das Dhünthal manche herrliche Stellen: an dem Schutzdeiche, — an dem in die Dhün mündenden Eifgen- oder Elfenbach, — im Oden- oder Odinsthale, —

am Böckershammer, — die Ruinen des uralten Raubschlosses Eiffenburg u. s. w.

II. Das Neanderthal mit dem Gestein. Von der Eisenbahnstation Hochdahl, wo nicht nur die Gluth der Hochöfen, sondern auch eine Fernsicht bis Köln und bis zum Siebengebirge imponirt, hat man in nordwestlicher Richtung nur einen viertelstündigen, schönen Spaziergang bis zu den Gasthöfen im Neanderthal. Von dort, namentlich vom „Steineshof" aus ist das „Gestein" bequem und in wenigen Minuten zu erreichen. Auf diesem Wege, auf einer Bank im Walde, sitzt gewöhnlich ein Mann mit Eintrittskarten, zu $2\frac{1}{2}$ Sgr. à Person. Daß man sich eine solche zu kaufen hat, dürfte Manchen etwas unangenehm berühren; wenigstens ist es noch ungewöhnlich, Geld bezahlen zu müssen, um gottgeschaffene Naturschönheiten im Freien besichtigen zu können. Das Gestein besteht aus mannichfachen, seltsamen Felsgestalten, Kalksteinbildungen labyrinthischer Verklüftung. Einige derselben sind höhlenartig, jedoch nicht gerade Höhlen im gewöhnlichen Sinne des Worts, nicht in horizontaler Richtung unterirdisch fortlaufende Gänge, sondern mehr dem Bergabhange folgende und verschiedentlichst durchbrochene. Die größere von diesen heißt die Neandershöhle.

Thal und Höhle entlehnten ihren Namen von dem berühmten geistlichen Liederdichter Joachim Neander, welcher in Düsseldorf Rector war und für dieses „Gestein" eine große Vorliebe hatte. Die Sage, daß er von Katholiken verfolgt worden sei und vor diesen sich hier verborgen gehalten habe, stimmt jedoch mit der geschichtlichen Wahrheit keineswegs überein. Nur mit dem ihm vorgesetzten Consistorium seiner eignen Confession, nämlich der reformirten Gemeinde in Düsseldorf, war er in Conflict gerathen, besonders darüber, daß er aus christlichem Liebesdrange gottesdienstliche Privatversammlungen von etwas ungewohnter Färbung hielt und diese auch, als sie ihm untersagt worden waren, nicht aufgeben wollte, und in Folge dessen ward er von dieser seiner Behörde seines Rectoramtes entsetzt, nicht aber irgendwie von katholischer Seite verfolgt. In der durch seine Absetzung gewonnenen Muße verweilte er aber noch öfter und mehr als vorher an dieser naturschönen Stelle, setzte auch hier wohl die ihm in Düsseldorf verbotenen religiösen Versammlungen eine Zeitlang fort, und unzweifelhaft sind manche seiner schönsten Gesänge hier entstanden.

Leider scheint eine schwunghaft betriebene Marmorgrube das so sehenswerthe Gestein immer mehr verkleinern und am Ende wohl gar beseitigen zu wollen, ist aber ihrerseits ebenfalls der Beachtung der Besuchenden werth. Zunächst hält sie sich am linken Ufer der das

Neanderthal durchrieselnden Düssel, während die Neandershöhle am rechten liegt, jedoch in unmittelbarer Nähe. Auch bei dieser Menschenarbeit ist Höhlenartiges entstanden oder zu Tage gelegt worden. Hier gewonnener schwarzer und grauer Marmor wird gleich im Thale zu Denkmälern, Säulen, Tischplatten, Vasen u. dgl. verarbeitet.

III. **Beyenburg**, (alt- und plattdeutsch: Bienburg, Byggenburg.) 1¾ Stunden Gehens südöstlich von Barmen-Rittershausen, von Schwelm 1¼ Stunde südwestlich. Dieser kleine Ort, der gegenwärtig in seiner Umgebung eine beträchtliche Industrie, z. B. 1 Papier-, 1 Glanzgarn-, 1 Streichgarn-, 1 Tuch-, 1 Messing- und Messingdraht-, 1 Kratzenfabrik, 1 Dampfmühle u. s. w. besitzt, liegt recht romantisch auf und abseits einer langen, schmalen und hohen Halbinsel, oder vielmehr größtentheils auf den engen Thalräumen zwischen dieser Anhöhe und der sich herumschlängelnden Wupper, rings von ansehnlichen Bergen umgeben. Eine Strecke diesseits oder nordwärts, wo die verschiedenen Wege von Barmen und Schwelm ungefähr zusammenlaufen, ist die Beyenburger Brücke, neben ihr auf dem linken Wupperufer außer einigen andern Häusern auch der Gasthof, in den unsere Besucher am geeignetsten einkehren werden. Schöne Aus- und Ansichten bieten auch das etwas östlich gelegene Bilstein und das 10 Minuten westlich liegende Steinhaus. Letzteres ist jetzt nur ein Bauernhof in Privatbesitz, war aber von uralter bis zur französischen Zeit eine Domaine. Daselbst stand, schon seit dem 11. Jahrhundert, auch die Pfarrkirche, welche 1809 abgebrochen wurde. 1192 (nicht erst 1212, wie Dr. Knapp meint), erbaute Adolph V. von Berg, der jedoch erst ein Jahr später zur Regierung kam, hier als Wohnung für 2 (nicht 10) Kreuzherren, die er aus dem Orient mitgebracht, ein kleines Haus. Dazu kamen 1298 noch 10 Kreuzherren aus Clair-Lieu bei Huy in Belgien, und Graf Wilhelm I. erweiterte nun das kleine Haus zu einem förmlichen Kloster, welchem er 1302 beträchtlichen Grundbesitz, namentlich auch den Beyenberg (jene Halbinsel) schenkte. Auf letzterem, und zwar auf der schmalen Landzunge desselben, ward von 1485 ab, nachdem das alte durch Feuersbrunst zerstört worden, ein großes neues Kreuzherren-Kloster erbaut. Von diesem steht noch der gegenwärtig als Pfarrwohnung und Schule dienende östliche Flügel, so wie die 1497 hinzugebaute, bei Aufhebung des Klosters 1804 zur Pfarrkirche gemachte Klosterkirche. Diese ist in einfachem Style, besitzt aber unter Anderm ein werthvolles Altargemälde, angeblich von Rubens skizzirt und von einem seiner Schüler ausgeführt. — Auf dem Beyenberg stand auch das altbergische Schloß Beyenburg, dem sämmtliche Bauern der Umgegend dienstpflichtig waren.

Wann und von wem es erbaut worden, ist nicht bekannt. Im 16. Jahrhundert war es von der gräflich Waldeck'schen Familie bewohnt, welche bekanntlich von den Grafen von Berg die Aemter Beyenburg und Barmen in Pfand hatten. Als es verfallen war, diente für die späteren Amtsherren oder Barmer Richter ein auf dem Schloßhofe errichtetes „Amtshaus", gegenwärtig Eigenthum und Wohnung des Herrn Dr. Krüger. — Merkwürdig ist auch die Beyenburger Schützenbrüderschaft, die seit 1383 ununterbrochen und in unveränderter Weise bestanden haben soll. Die Statuten scheinen aber doch, wenigstens in der gegenwärtigen Abschrift, ein paar Jahrhunderte jünger zu sein, denn sie sprechen am Schluß vom „Durchlauchtigsten Kurfürsten" — und 1383 hatte das bergische Land einen solchen noch lange nicht. Jedenfalls jedoch ist diese Schützengesellschaft ganz ungewöhnlich alt. Auch hat sie förmlich einen kirchlichen Charakter; nur Katholiken dürfen Mitglieder sein und an den jährlichen Schützenfesten thut der katholische Pastor die drei ersten Schüsse.

IV. **Schwelmer Brunnen**, — 20 Minuten östlich von der Eisenbahnstation Schwelm. Er hat ein sehr stark eisenhaltiges Wasser, das seit mehr als 2 Jahrhunderten als Kur, sowohl zum Trinken als zum Baden benutzt wird. Bei seinem Glanzpunkte im Sommer 1706 soll er nach Angabe eines damaligen Schwelmer Arztes an 50,000 Kurgäste (doch wohl bedeutend zu hoch gegriffen?) gehabt haben, welche, da sie begreiflicher Weise am Brunnen, in Möllenkotten, Schwelm und nächster Umgegend nicht alle unter Dach gebracht werden konnten, zum Theil sich gefallen lassen mußten, unter freiem Himmel zu campiren. Die dadurch, wie durch übertriebenen und widersinnigen Gebrauch entstandenen Nachtheile für die Gesundheit der Hülfesuchenden untergruben den Ruf dieses Mineralwassers, und der Besuch verminderte sich bedeutend und immer mehr. Selbst daß 1732 die königliche Regierung sich des Brunnens annahm, indem sie Kursaal und Trinkhalle bauen und Baum-Alleen pflanzen ließ, that der Abnahme nur wenig Einhalt, und auch durch die Bemühungen des Dr. Castringius in den ersten Jahrzehnden unseres Jahrhunderts ward nur ein mäßiger und vorübergehender Aufschwung bewirkt. Besonders die Gäste aus der Ferne, aus Holland, England ꝛc., deren sich allerdings wieder manche eingefunden hatten, blieben später fast ganz aus. Nichts desto weniger steht wohl fest, daß wenige Brunnen der Welt mehr Eisengehalt haben als der Schwelmer. Freilich ist dagegen die Menge seiner Kohlensäure zur Trinkkur für die meisten Fälle gar zu gering; doch ließe sich nach neuestem ärztlichen Urtheil diesem Mangel durch Beimischung künstlichen Selterwassers leicht abhelfen.

Oberhalb des Haupt-Gasthauses „Friedrichsbad“ (bei Rosenkranz) befindet sich eine geräumige und schöne Parkanlage. Auch zu drei Seiten des Trinkbrunnens ziehen sich Alleen hin. Neben der östlichen steht nordwärts das steinerne Denkmal eines auch als Sextanten-Erfinder und wissenschaftlicher Schriftsteller bekannt gewordenen Schwelmer Pfarrers Müller. Etwas südlich vom Trinkbrunnen liegen die „Rothen Berge“, in früheren Jahrhunderten durch Anhäufungen einer damals hier in Betrieb gewesenen bedeutenden Vitriol-Fabrik entstanden und fast ganz kahl und vegetationslos. Von dem höchsten dieser eigenthümlichen Hügel hat man eine hübsche Aussicht nach Schwelm und bis in's Wupperthal hinein. Das sehr massenhafte Material der Rothen Berge wurde bis vor kurzem für fast ganz werthlos gehalten, so daß bei einer Versteigerung desselben nur etwa 30 Thlr. im Ganzen dafür bezahlt wurden. Neuerdings aber hat sich gefunden, daß es aus eben so schmelzwürdigem als gehaltreichem Eisenerz besteht. Seitdem wird davon fleißig nach auswärtigen Hochöfen verkauft und es mögen vor und nach Hunderttausende dafür herauskommen. Unser Badeort wird dadurch freilich eine Hauptzierde verlieren; — denn das sind die Rothen Berge bis jetzt noch. — Nicht weit von ihnen entfernt, in der Richtung nach Südwesten, steht das hübsch gelegene adelige Haus Martfeld, welches gegenwärtig, wie schon in unserer Geschichte Elberfelds erwähnt, von der freiherrlichen Familie von Elverfeld bewohnt wird.

V. **Milspe** und die **Klutert**. — Milspe ist die nächste Eisenbahnstation jenseits Schwelm, vom Schwelmer Brunnen aus zu Fuß in höchstens $^3/_4$ Stunde zu erreichen. Das Stationshaus liegt in ansehnlicher Höhe über dem Ennepethal. Fast unmittelbar nachher geht die Eisenbahn auf einem großen, sehr kostspielig gewesenen Viaduct hoch über den Fluß und die Chaussee nach dem östlichen Berge. Die Aussicht von dieser Höhe in Thal und Gebirge, besonders nach Süden, ist recht romantisch. Steigen wir von der Station hinab nach dem Oertchen Milspe und gehen auf der nach Voerde führenden Chaussee etwa eine Viertelstunde lang vorwärts, so erblicken wir ostwärts, in der Nähe von Altenvoerde, den Eingang einer Höhle. Sie heißt die Klutert und ist von bedeutendem Umfange. Ihren Hauptzügen nach bildet sie ein unregelmäßiges Viereck, dessen Seiten, aus schmalen, aber großentheils hohen Gängen bestehend, 300 bis 400 Fuß lang sind. Es hängen aber noch vielfache weitere Gänge damit zusammen, so daß das Ganze ein großes Labyrinth ist, zu dessen gefahrloser Durchgehung der Fremde keineswegs eines kundigen Führers entbehren kann. Im westlichen Winkel des Vierecks befindet sich eine hallenartige Auswölbung, die

sogenannte Kirche. Während des dreißigjährigen Kriegs sollen hier, in unterirdisch sicherer Verborgenheit, wirklich zuweilen gottesdienstliche Versammlungen stattgefunden haben. Von der Ostseite des Vierecks zieht sich ein niedriger und daher ungangbarer Höhlenarm weiter nach Osten. Einer Sage zufolge erstreckt sich diese noch etwa 5 Stunden weit, und soll einmal ein übermüthiger Bursche, der hier einen gefangenen Fuchs hineingeschickt habe, dessen Schwanz festhaltend und auf dem Bauche kriechend, endlich in der Nähe von Limburg an der Lenne wieder an's Tageslicht gekommen sein. Obgleich an anmuthigen Tropfsteinbildungen die Klutert bei weitem nicht so reich ist, als z. B. die Sundwicher Höhle, so ist sie doch immerhin eine sehenswerthe, großartige Naturmerkwürdigkeit. Nur rathen wir zu einer Durchgehung einen ganz trockenen Sommertag zu wählen und dabei etwaige gute Kleidung durch einen Kittel oder sonstigen billigen Ueberwurf zu schützen. — Beim Eingange der Höhle ist Gelegenheit sich zu restauriren, so wie auch den nöthigen Führer zu engagiren.

VI. Hohensyburg, — am besten von der Station Kabel an der Ruhr-Siegbahn, sowohl auf einem bequemen Fahr-, als auch auf einem weit kürzern Fußwege zu erreichen. — Die historisch berühmte Burg, deren Ruinen auf der horizontal abgestumpften Höhe eines dreieckigen, pyramidenförmigen Vorsprungs des Ardeigebirges schon aus weiten Fernen sichtbar sind, war in alter Zeit Eigenthum und Hauptveste des heldenmüthigen Sachsenherzogs Wittekind. Karl der Große eroberte sie im Jahre 775, stellte das dabei Zerstörte wieder her, erweiterte vermuthlich die Veste noch und hielt darin, besonders bis zur Unterwerfung Wittekind's im Jahre 785, eine starke Besatzung. Auch baute er in der Nähe der Burg, an einer bis dahin der heidnischen Gottesverehrung geweiht gewesenen Stätte, eine nach den Versicherungen der alten Chronisten sehr prachtvolle Kirche (Basilika), die erste christliche im ganzen Sachsenlande. Auf des Kaisers Wunsch kam — nach den glaubwürdigsten der sich vielfach widersprechenden Nachrichten — im Jahre 799 der Papst Leo hierher, weihete mit großen, wohl absichtlich auffallenden Feierlichkeiten diese Kirche ein und vollzog mit Benutzung des noch vorhandenen Petersbrunnens eigenhändig die Taufe heidnischer Bewohner der Umgegend. — Die Sage, daß auch Wittekind selbst hier von ihm getauft worden sei, widerspricht der beglaubigten Geschichte. Begreiflicher Weise aber kam sowohl der Brunnen als die Kirche bald in den Ruf besonderer Heiligkeit und großer Wunderthätigkeit. Jahrhunderte hindurch war daher Hohensyburg ein berühmter Wallfahrtsort. Die noch jetzt stehende Kirche ist natürlich

nicht die ursprüngliche, sondern ein jedenfalls viel späterer Bau, obgleich auch schon alt.

Das Schloß Hohensyburg soll von Karl dem Großen einem, zugleich von ihm in den Adel, zu einem Freiherrn von Syberg erhobenen Bauer der Nachbarschaft, der ihm zur Eroberung wesentlichst behülflich gewesen, zum Geschenk gemacht worden sein. Jedenfalls bewohnten in folgenden Jahrhunderten die Herren von Syberg die Burg als Eigenthum. Zerstört wurde letztere im Jahre 1287 durch den Grafen Eberhard von der Mark, — worauf die dadurch vertriebene Familie von Syberg sich im Thal das Haus Busch erbaute. Aus diesem Hause war die erste Gemahlin des Oberpräsidenten von Vinke, und von ihr erbte ihr ältester Sohn Georg Ernst Friedrich von Vinke, der bekannte Abgeordnete, nicht nur Haus Busch, sondern auch Hohensyburg.

Neben den Ruinen erhebt sich seit einigen Jahren als Denkmal des genannten Oberpräsidenten von Westphalen ein hoher Thurm; — von diesem herab hat man eine ungemein großartige Aussicht, eine weite Rundschau über den wichtigsten und interessantesten Theil der Rothen Erde.

VII. Vollmarstein, — nicht weit von der Eisenbahnstation Wetter. Schon das Dorf Vollmarstein, besonders an seiner Spitze der Wehberg'sche Gasthof mit Saal, Balkon und Garten, hat eine stolze Lage. Ganz entzückend aber, bei günstiger Beleuchtung, ist die Aussicht von den noch etwas höher gelegenen Ruinen der Burg. Nach Osten sehen wir den kegelförmigen Kaisberg neben Herdecke und darüber hinaus Hohensyburg, — etwas mehr südlich über Hagen hier einen großen Theil des sauerländischen Gebirges, — nördlich das bewaldete Ardei, — am Fuße desselben und auf einem Vorsprung nahe vor uns das Dorf und die Freiheit Wetter mit qualmenden und glühenden Essen, — unmittelbar zu unsern Füßen und weithin nach beiden Seiten das üppig schöne, weidenreiche Ruhrthal und den Fluß selbst und die Eisenbahn, die wir rechts bis nach Hagen und links bis Witten mit dem Auge verfolgen können; — kurz, es ist eine Aussicht, die sich mit den gepriesensten am Rheine messen kann, nur daß letzterer an sich selbst freilich mehr imponirt als die Ruhr.

Was die Burg anbelangt, so stammt sie aus dem Anfange des 11., wenn nicht schon aus dem 10. Jahrhundert. Den Namen, der auch Volmestein, Vollmerstein ꝛc. geschrieben wird, leiten Einige von der Vollme, die in alter Zeit erst hier sich in die Ruhr ergossen habe, — Andere von einem Bischof Volmar ab, dem der Kaiser, sein Anverwandter, die Burg erbaut und geschenkt haben soll. Diesen Bischof

verwandelte, wie es scheint, die Volkssage in jenen räthselhaften „König Vollmar“, dem wir auf Hardenstein begegnen werden. — Die Grafen von Volmestein machten sich in den Wirren und Fehden des Mittelalters vielfach bemerklich. Zerstört wurde das Schloß im Jahre 1324 in einer Fehde, welche der Graf Theodorich II. von Volmestein, als Bundesgenosse des Erzbischofs von Cöln, mit der Stadt Cöln und dem Grafen Engelbert von der Mark hatte. Doch erst 1396 wurde die Grafschaft Volmerstein mit der Grafschaft Mark vereinigt. Nachkommen der Grafen von Volmestein, jedoch nur von weiblicher Linie, floriren noch jetzt als gräfliche Familie von der Recke-Volmestein.

VIII. Blankenstein, — auf dem directen Wege über Sprockhövel 4—5 Stunden Gehens vom Wupperthal; trotz des Umweges ist es aber wohl bequemer, bis Wetter, Witten oder Nierenhof die Eisenbahn zu benutzen. Auch Blankenstein bietet eine vorzüglich schöne Aussicht, — sowohl an der Schloßruine, welche jetzt durch ein elegantes Wohn- und Fabrikhaus fast verdrängt und verdeckt ist, — als gegenüber im Gethmann'schen Garten. Letzterer ist ein auch für Fremde zugänglicher Privatpark, der sich terrassenartig bis 250 Fuß über den Ruhrspiegel erhebt.

Das Schloß Blankenstein wurde 1227 vom Grafen Adolph von der Mark oder vielmehr von dessen gefürchtetem Feldherrn, den Ritter Ludolph von Boinen als eine Art Trutz- und Zwingburg erbaut, 1651 vom Grafen von Pfalz-Neuburg erobert und 1664 vom Churfürsten von Brandenburg zerstört.

IX. Bommern und Hardenstein, — nicht weit von der Eisenbahnstation Witten. In Bommern interessirt uns die schön an der Ruhr gelegene und viel besuchte Gast- und Gartenwirthschaft Glitz. Von dieser bis Hardenstein ist ein hübscher Spaziergang, an dem schmucken, früher von der Familie Staël-Holstein, dann von dem Freiherrn von Elverfeldt, gegenwärtig von Herrn van Braam bewohnten Edelhof Steinhausen vorbeiführend. Die sehr sehenswerthe Ruine Hardenstein liegt fast ganz versteckt in einer schroffen Schlucht am linken Ruhrufer, auf einem harten Steinfelsen, von dem vielleicht die Burg den Namen erhielt. Ueber Erbauung der letzteren und ihre ersten Besitzer sind nur phantastische Sagen vorhanden. Geschichtlich steht fest, daß sie im 15. Jahrhundert von der bekannten Familie von Hardenberg bewohnt wurde und sodann in den Besitz der Familie Staël-Holstein überging, welche letztere später sich das Haus Steinhausen erbaute. Aber auch an einem der historischen Besitzer aus dem Hardenberg'schen Geschlechte, an den Ritter Neveling von

Hardenberg knüpft sich eine Sage, und zwar eine der geheimnißvollsten Westphalens. Bei Neveling nämlich hielt sich dieser Sage zufolge lange Zeit der schon bei Volmerstein erwähnte räthselhafte „König Vollmar“ oder „König Goldemar“ auf, vermuthlich aus Liebe zu der schönen Schwester desselben. Er war aber völlig unsichtbar, nur daß man dennoch, wenn er anwesend war, seinen Schatten sah. Auch ließ er, wenn man es wünschte, seine Hände fühlen, welche kalt und weich wie ein Frosch oder eine Maus im Angriff waren, und aß oft mit an der herrschaftlichen Tafel, während sein ebenfalls unsichtbares Pferd im Stall sich an Haber und Heu weidlich erquickte. Den Ritter Neveling nannte er vertraulich seinen Schwager, gab ihm manche gute Rathschläge und weise Belehrungen. Unter anderm sagte er: „die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf kostbare Steine, die Heiden auf Kräuter.“ Waren Geistliche mit zugegen, so pflegte er diese durch Hinweisung auf ihre heimlichen Sünden schamroth zu machen. Als aber einst ein vorwitziger Bursche, dem vielleicht die Schwester Nevelings nicht abhold sein mochte, — Erbsen gestreut hatte, um ihn dadurch zum Fallen zu bringen, und Asche oder Sand, um darin wenigstens die Spuren seines Körpers wahrnehmen zu können, ward er über die Maßen grimmig, drehte dem Schuldigen sofort den Hals um, schrieb groß an eine Thüre, daß das Haus Hardenstein von jetzt an unglücklich sein und verfallen werde, ritt dann von hinnen und kehrte nie wieder.

X. **Schloß Hohen-Limburg,** — auf dem Berge neben der Eisenbahnstation Limburg an der Lenne. Das jetzt Limburger Territorium gehörte anfänglich zur Grafschaft Altena (Mark). In den Besitz der letztern theilten sich dann die Brüder Friedrich und Arnold. Während Ersterer Graf von Altena blieb, erhielt Arnold nicht nur diese Güter an der untern Lenne, sondern auch beträchtliche an der Ruhr mit dem Schlosse Isenburg auf dem Isenberge bei Hattingen. Sein Sohn und Nachfolger war jener Friedrich von Isenburg, den wir (S. 106 und 107) als Mörder des Erzbischofs Engelbert kennen gelernt haben. Aus der Geschichte Elberfelds (S. 147—148) wissen wir, daß dessen Schwager, der erste Bergische Graf Limburger Dynastie, Heinrich, — als nach der Aechtung nnd Hinrichtung Friedrichs der Graf Adolph III. von der Mark räuberisch über dessen Besitzungen herfiel, — zu Gunsten Dietrichs, des Sohnes Friedrichs, kräftigst hiergegen auftrat, und daß so eine lange und blutige Fehde entbrannte. Erst 1243 kam es einstweilen zu einem Vergleiche. In diesem verblieben von den streitigen Gütern die an der Ruhr dem Grafen von der Mark, die an der

untern Lenne dagegen zur Verfügung Heinrichs. Letzterer bildete daraus nun eine besondere Grafschaft, welche er nach seinem Stammlande, dem Herzogthum Limburg, ebenfalls Limburg nannte, erbaute darin an der Stelle eines alten Gebäudes ein Bergschloß, — unser Hohen-Limburg, und übergab das Ganze als erbliches Lehen seinem erwähnten Neffen Dietrich oder Theodorich, welcher demgemäß den Titel Graf von Limburg annahm. Die männliche Linie dieser neuen Dynastie starb 1459 aus. Mittelst einer verheiratheten Tochter kam dann die Grafschaft an die Herren von Nüvenar und in gleicher Weise 1609 an die Grafen von Tecklenburg, deren Rheda'sche Linie noch gegenwärtig im Besitze ist, jedoch unter preußischer Oberherrlichkeit. — Auch von diesem Schlosse genießt man eine köstliche Aussicht.

XI. Altena, Schloß und Stadt an der Lenne, Station der Hagen-Siegenschen Eisenbahn. Die Stadt zerfällt in drei Theile: die Freiheit, das Mühlendorf und die Nette. Letztere ist von ersterer durch einen langen, steilen, „Wolfsecke" genannten Bergvorsprung getrennt; das Ganze zieht um diesen sich in schmaler Hufeisengestalt herum und wird durch ihn, den Lennefluß und den Nettebach so eingeengt, daß es fast überall nur eine einzige, kaum fahrbare Straße bildet. Die Häuser sind zum Theil so dicht an die Bergwand gebaut, daß man es sehr wohl begreiflich finden kann, wenn erzählt wird, es habe ein Hase in einen Schornstein sich verlaufen und sei bis auf den Heerd heruntergefallen. Auf dem Bergvorsprunge, von allen Seiten sichtbar, steht das alterthümliche, aber noch nicht ganz zur Ruine gewordene Schloß. Wann und von wem es erbaut, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Einige Chronisten behaupten, es sei um das Jahr 1000 von einer römischen Familie Ursini geschehen. Wie wir nach glaubwürdigeren Nachrichten bereits (S. 104) erwähnten, war aber schon vorher (um 967) Hermann I. von Berg, aus dem echtdeutschen, teisterbantischen Geschlechte, im Besitze auch dieses Schlosses. Der Name des Schlosses mag aber immerhin so entstanden sein, wie jene Chronisten angeben, nämlich, daß bei der Erbauung der Graf von Arnsberg erklärt habe, dieser Bau sei ihm all zu nah („all te nah"). Daß die uns schon bekannten Brüder Eberhard und Adolph (um 1130) sowohl das Schloß Altena als das Schloß Berg besaßen, ist unzweifelhaft. Adolph II. (um 1150) renovirte dasselbe schon oder baute es vergrößernd um. Die Altenaer Linie der Nachkommen dieser Grafen erwies sich vielfach als kriegs-, eroberungs- und zerstörungssüchtig. Nach dem vorhin erwähnten Vergleiche von 1243 hatten die Grafen von Altena bald neue Fehden, theils wieder mit Grafen von Limburg,

(wohl hauptsächlich aus der früheren Ursache), theils mit diesen befreundeten und mit andern Herrschaften. Außer Hohensyburg zerstörten sie auch die Schlösser Isenburg, Vollmarstein, Ruendahl, Fürstenberg und andere mehr. Den Namen von der Mark nahmen sie wahrscheinlich erst um 1230 an und zwar entlehnten sie ihn von einem käuflich erworbenen Oberhofe „Mark". In der Nähe des letzteren erbauten sie die Stadt Hamm, welche dann Hauptstadt der ganzen Grafschaft wurde. — Uebrigens gehören auch sie zu den Vorfahren unseres preußischen Königshauses.

XII. Der **Rhein, Düsseldorf, Cöln, Bonn,** das **Siebengebirge** u. s. w. sind so oft und gut beschrieben worden, daß wir hier füglich davon schweigen dürfen. Allerdings giebt es in unserer näheren und weiteren Umgegend auch noch manche weniger bekannte schöne Punkte; doch kann es in diesem Buche nicht unsere Aufgabe sein, sie alle aufzusuchen und zu beschreiben. Nur noch auf Burg an der obern Wupper, mit den großartigen Ruinen des zweiten Residenzschlosses unserer Bergischen Grafen, und auf den Isenberg bei Hattingen, mit dem Trümmerreste der alten Isenburg, möchten wir unsere Wanderlustigen empfehlend aufmerksam machen.

Wir sind zu Ende. Am Ende aber steht ja auch uns Wupperthalern — die ganze Welt offen.

Leben des Sandwirths
Andreas Hofer,
Oberanführers
der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809.

Vom Vollender des Buchs „Marschall Vorwärts".

Gr. 8. Geheftet. 22½ Sgr.

„Das Werkchen ist von dem Gesichtspunkte der Freisinnigkeit aus geschrieben, wie uns der Verfasser überhaupt werth geworden ist durch die Selbstständigkeit seines Urtheils und durch den Muth, mit welchem er seine unbestochene Meinung ausspricht. Die Geschichte des Märtyrers von Tyrol ist schwierig aufzufassen 2c. Die Biographie Hofers, wie sie uns in dem vorliegenden Buche überantwortet wird, ist mit Sachkenntniß abgefaßt, und trotz seiner Begeisterung für den Helden hat sich der Schriftsteller doch vor allen Uebertreibungen gehütet. Die Erzählungsweise ist ansprechend und fesselnd, und Hofers Leben an sich romantisch genug!" (R. Heller in seinem Literaturblatt.) „Der Vollender des „Marschall Vorwärts!" ist nicht nur der edlen Gesinnung Rauschnicks treu geblieben, sondern verräth auch eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Quellen. Man würde sich täuschen, wenn man bei diesen Lebensbeschreibungen an jene gemeinen Compilationen dächte, womit jetzt der literarische Markt so häufig überschwemmt ist. Nein, es sind aus den besten Quellen geschöpfte, wohldurchdachte und sehr gut geschriebene Werke, und es lebt in ihnen ein Gefühl höherer Art 2c. Das vorliegende Werk gehört zu den besten, die über den Tyrolerkrieg geschrieben sind, hat alles Wichtige und Erhebliche gar treu gesammelt und einfach, würdig, nicht ohne eine schöne patriotische Wärme, doch ohne alle Affektation dargestellt. Es macht denselben bezaubernden Eindruck, den Bartholdy's erste Schilderung gemacht, nur ist es, nachdem es so viel reichere Quellen hat benutzen können, vollständiger und genauer." (Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatt.) — „Das Werk verdient die höchste Anerkennung. Der Verfasser hat seinen Stoff mit großer Liebe erfaßt, und eine ernste, edle Gesinnung spricht sich in der Behandlung des Ganzen unverkennbar aus. Das Gemälde des Kampfes erscheint klar und lichtvoll, die Uebergänge sind harmonisch und leicht, die Farben glänzend und treu. Auf die Charakteristik Hofers hat der Verfasser viele Mühe angewandt, und seine Zeichnung ist vortrefflich" u. s. w. (Gutzkow's Telegraph für Deutschland.)

Roffhack, C., Pfarrer zu Gemarke, Daniel in der Löwengrube. Ein Lebensbild. 2. Aufl. Geh. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Rougemont, Fr. v., Christus und seine Zeugen. Geh. 1 Thlr. 21 Sgr.

Sander, M. E. F., Jehova Zidkenu. Der Herr unsere Gerechtigkeit. Geh. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Schumacher, G., em. Pfarrer, Leiden und Erquickungen eines vertriebenen Schleswig-Holstein'schen Geistlichen. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Scriver, M. Christian, gesammelte Werke. Herausgegeben von R. Stier und J. G. Heinrich. (Andachten. Siech- und Siegesbett. Seelenschatz.) 7 Bde., geh. jetzt nur 2 Thlr. 20 Sgr. Schön geb. 4 Thlr. 25 Sgr.

Stier, Dr. R., Die Worte des Worts. Eine zunächst für gebildete Nichttheologen bestimmte Auslegung der Reden des Herrn Jesu. 3 Bde. 6 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr. Geb. 7 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Derselbe, Gedichte, christliche und biblische. Neue Sammlung und Bearbeitung. Geh. 1 Thlr. 5 Sgr. Schön geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Plan der Stadt Barmen, einschließlich des bewohnteren Theils des Barmer Landbezirks. Zwei große Blätter. Ermäßigter Preis 2 Thlr.

[illegible]

W. Langewiesche's
Buch- und Kunsthandlung
in Barmen ([illegible] Nr. 1)

[illegible]

Bücher-Lager,

[illegible]

K. Wurm.

Langewiesche, Wilhelm,

Elberfeld und Barmen Beschreibung und Geschichte dieser Doppelstadt des Wupperthals, nebst besonderer Darstellung ihrer Industrie, einem Ueberblick der Bergischen Landesgeschichte ... In Verbindung mit den Herrn C. Siebel, C. Coutelle, C. R. Hötte und C. Pöls herausgegeben von Wilhelm

Barmen 1863